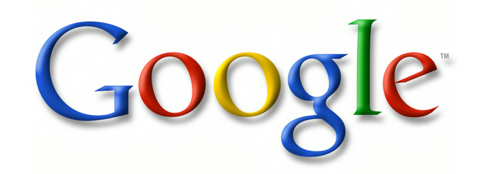




SITTENBILDER A.D. MORGENLANDE



H. VAMBÉRY.





Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.



PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

STATUT:

§ 1. Jeder Literaturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an Herrn Verlagsbuchhändler A. HOFMANN in Berlin zu richten, oder durch eine der Buchhandlungen seines Wohnorts dem Genannten zu übermitteln.

§ 2. Jedes Mitglied verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von *Dreissig Mark* R.W. (10 Thlr., 17 Gulden 30 Xr. rhein.*). Die Einzahlung hat, falls Vollzahlung nicht vorgezogen wird, in zwei Raten zu geschehen: die erste von 15 Mark (5 Thalern) bei Empfang der ersten Vereins-Publication einer jeden Serie und der Mitgliedskarte, die letzte Rate von 15 Mark bei Empfang des vierten Werks der betreffenden Serie.

§ 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie sieben Werke aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren. Jedes dieser Werke 20—23 Bogen umfassend, in gefälliger Druckausstattung und elegantem Einbande. Nur bei poetischen Werken wird nicht immer der festgesetzte Umfang der Vereins-Publicationen innezuhalten sein, dafür jedoch diesen Werken eine besonders elegante Ausstattung zugewendet werden.

§ 4. Die Jahresserien beginnen und schliessen in der Regel am 1. Januar. Ein etwaiges Austretenwollen ist spätestens bei Empfang des sechsten Bandes einer jeden Serie dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§ 5. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler A. HOFMANN in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

§ 6. Den Mittheilungen des Vereins über dessen weitere Entwickelung und eventuell noch engere Organisation wird später ein Verzeichniss der Genossen und Förderer des Vereins beigefügt werden.

---

* In *Oesterreich-Ungarn* nach Cours; in der *Schweiz* 40 Frcs.; in *Italien* 40 Lire Gold; in *England* 1 Pfd. 15 sh.; in *Holland* 20 Gulden; in *Frankreich* und *Belgien* 40 Frcs.; in *Russland* 15 Rubel; in *Amerika, Afrika* und *Australien* 15 Dollar.

Beitritts-Erklärungen, Zuschriften und Cassa-Sendungen sind zu adressiren: „An Herrn Verlagsbuchhändler A. Hofmann, Berlin W., Kronenstrasse 17."

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen ebenfalls Beitritts-Erklärungen entgegen.

In der ersten Serie (1874) kamen nachstehende Werke zur Vertheilung:

Fr. Bodenstedt,
Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.

H. v. Sybel,
Vorträge und Aufsätze.

Adolf Schmidt,
Historische Epochen u. Katastrophen.

Ed. Osenbrüggen,
Die Schweizer, Daheim u. in der Fremde.

Edm. Reitlinger,
Freie Blicke.

Franz v. Löher,
Kampf um Paderborn 1597—1604.

Prof. Dr. Ed. Hanslick,
Die moderne Oper.

In der zweiten Serie (1875) erschienen:

H. M. Richter,
Geistesströmungen.

Paul Heyse,
Giuseppe Giusti, Gedichte.

Fr. Bodenstedt,
Shakespeare's Frauencharactere.

Berthold Auerbach,
Tausend Gedanken d. Collaborators.

Carl Gutzkow,
Rückblicke auf mein Leben.

Hoyns, Dr. G.,
Die alte Welt.

Karl Frenzel,
Renaissance- u. Rococo-Studien.

Obigen Werken werden sich in der dritten Serie (1876) je nach Fertigstellung anschliessen:

Vambéry, Prof. H.,
Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Hieronymus Lorm,
Philosophie der Jahreszeiten.

Paul Lindau,
Alfred de Musset.

Dr. Louis Büchner,
Aus dem Geistesleben der Thiere.

Goldbaum, Dr. W.,
Entlegene Culturen.

Dingelstedt, Franz,
Literarisches Bilderbuch.

Bodenstedt, Fr.,
Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

DAS CURATORIUM:

Dr. R. Gneist
Ord. Prof. an der Königl. Universität zu Berlin.

Dr. K. Werder
Geh. Rath und Prof. an der Königl. Universität zu Berlin.

Graf Usedom
Königl. Preuss. Wirkl. Geh. Rath und General-Intendant der Königl. Museen zu Berlin.

C. v. Dachröden
Königl. Kämmerer und Schlosshauptmann zu Berlin.

Adolf Hagen
Stadtrath.

Geschäftsführende Leitung: **A. Hofmann,** Verlagsbuchhändler in Berlin.

Dr. L. Lenz, Schriftführer.

Sittenbilder

aus dem

Morgenlande.

Von

Hermann Vámbéry,

ord. Professor der orientalischen Sprachen und Literaturen
an der königlichen Universität zu Budapest.



Berlin, 1876.

A. Hofmann & Co.

Vorrede.

Um der Reihenfolge meiner bisherigen Schilderungen aus dem Leben des moslimischen Asiens gerecht zu sein, hätten vorliegende Blätter nicht nach, sondern vor der Herausgabe meines „Islam im neunzehnten Jahrhundert" erscheinen müssen. Beinahe der Hälfte nach schon vor mehr denn einem Jahrzehent, ja theilweise sogar während meines Aufenthaltes im Morgenlande skizzirt, habe ich mit der Gesammtausgabe der einzelnen Bilder* nur deshalb so lange gezögert, weil ich von der Ausarbeitung eines solchen Gegenstandes, an dem sich schon so manche Feder erprobt hat, in Anbetracht meines geringen graphischen Talents, absehen zu sollen glaubte.

Daß ich es demungeachtet unternahm, dazu haben folgende Umstände beigetragen. Erstens wirkte eine freundliche Aufforderung, die von competenter Seite an mich erging, zu aufmunternd, als daß ich dem Versuche hätte widerstehen können. Zweitens bin ich seit geraumer Zeit mit einem Wurzelwörterbuche der turko-tatarischen Mundarten beschäftigt, und wie sehr auch diese Studie — eine anatomische Zergliederung der merkwürdigsten aller bisher bekannten Sprachen — die Aufmerksamkeit fesseln mag, so ist es doch nicht in Abrede zu stellen, daß ein kleiner Abstecher vom Gebiete der Theorie in's Bereich der Praxis dem Geiste und Gemüthe oft

* Von diesen Aufsätzen sind drei bis vier in ungarischen, englischen und auch in deutschen Zeitschriften veröffentlicht worden.

wohlthut, denn Nichts stählt und kräftigt so sehr, als der Labetrank der süßen Abwechslung. Drittens wird es wol Jeden, der in seinen Jugend- und Mannesjahren längere Zeit in Asien verweilte und Land und Leute auf's Genaueste kennen gelernt, anregen, Sitten und Gebräuche zu schildern, die einst seine Wißbegier fesselten und deren bizar-fremdartiger Charakter ihn mit hohem Interesse erfüllte, zumal wenn die Erinnerung noch in späteren Jahren den Eindruck in voller Frische bewahrt hat.

Dies die kurze Genesis meiner „Sittenbilder,“ und nach derselben bitte ich auch den Inhalt dieses Buches zu beurtheilen. Unter absichtlicher Vermeidung alles Schwerfälligen, habe ich bei den neueren Skizzen die seinerzeit empfangenen Eindrücke möglichst treu und ungeschminkt wiedergegeben, und wenn ich mich vielleicht zwei- bis dreimal im ganzen Buche an fremde Quellen wandte, so geschah es nur da, wo neue Forschungen eigene Erfahrungen ergänzten. Treu meiner Devise: utile dulci, habe ich auch in dieser, wie in manchen anderen meiner Schriften, danach gestrebt, durch populäre Darstellung einen größeren Leserkreis zu interessiren. — Asien scheint in Bälde der Erdtheil zu werden, auf dem das thatendurstige Europa hochwichtige historische, kulturelle und sociale Probleme zu lösen gedenkt, desto nothwendiger wird es daher, daß der Nebel sich lichte und daß die Kenntniß morgenländischer Sitten und Gebräuche sich mehr und mehr erweitere.

Budapest, den 15. April 1876.

H. V.

Inhalt.



Haus und Hof.

„Der Chalifenpalast strahlte von Gold und Marmor, prächtige Mosaike zierten die Wände und den Boden, immerfließende Springbrunnen und Cascaden verbreiteten eine angenehme Kühle und ihr Murmeln lud zum erfrischenden Schlummer ein. Herrliche Schlingpflanzen und schattige Bäume dienten zahllosen Singvögeln zum Aufenthalte. Die Decken der Gemächer glänzten in Gold- und Farbenschmuck und buntem Getäfel, reichgekleidete Sklaven in seidenen Stoffen von greller Farbe erfüllten die Räume und in den inneren Gemächern hausten die schönsten Frauen der Welt.“ — Mit diesen Worten schildert A. v. Kremer, der geistreiche und gelehrte Autor der „Culturgeschichte des Orients“, den Chalifenpalast der Omejaden zu Damaskus. Von ähnlichen und noch viel farbenreichern Bildern des Glanzes und der Herrlichkeit der Paläste berühmter moslimischer Fürsten der Vergangenheit wird uns berichtet, und es ist darin gar nicht übertrieben worden, denn die Prachtbauten der Mauren in Spanien, der Abbasiden in Bagdad und der Timuriden in Centralasien und Indien waren einzig in ihrer Art und verdienen in jeder Hinsicht die ungetheilte Bewunderung der Nachwelt. Und doch ist es ein Irrthum, von diesen Monumenten ehemaliger Pracht und Größe auf die Allgemeinheit dieser Zeichen des Wohlstandes und Reichthums zu folgern, und ein noch größerer Irrthum, nach diesen nur der Vergangenheit angehörigen Zeugnissen orientalischer Prachtentfaltung die Zustände des heutigen Orients bemessen zu wollen. Der Orient ist heute nur noch ein geschichtlicher Begriff, und so hoch die selbst in ihren Ruinen noch imposanten Baudenkmäler von Suleimanie, Herat, Samarkand und Agra über die sie umgebenden armseligen Hütten

hervorragen und die traurige Sage von „Fürst und Bettler" illustriren, so grell contrastirt das ehemalige mit dem heutigen Morgenland, so weit ist der Abstand von dem Bilde unserer in der Jugendzeit an arabischen Mährchen genährten Phantasie von der traurigen Wirklichkeit der eigentlichen morgenländischen Welt.

Man sagt allgemein, wenn von den leichten dünnen Holzgebäuden Stambuls die Rede ist, die Türken campiren nur in Europa. Ich meine, man könnte weiter gehen und, diese Redensart generalisirend, behaupten, daß alle Asiaten nur campiren, denn ob aus dünnen Riegelwänden, ob aus Lehmziegeln und Kieselsteinen aufgeführt, können die Privatwohnungen, selbst in den ersten Städten der mohammedanischen Welt, nicht als „Haus" im europäischen Sinne des Wortes bezeichnet werden. Im westlichen Theile der von uns besprochenen Welt, namentlich dort, wo die Bauart und der Gemächlichkeitssinn der Byzantiner auf die moslimischen Eroberer einen sozusagen zwingenden Einfluß übten, kommt wenigstens das Aeußere des Hauses dem europäischen Begriffe des Wortes einigermaßen nahe. Stockwerke mit zahlreichen, großen, natürlich dicht vergitterten Fenstern an der Straßenfront, Dächer, Balkone, Thore — Alles erinnert an's Abendland, doch ich widerhole, nur in der äußeren Erscheinung, denn so wie wir das Innere betreten, tritt uns wieder der nackte Orientalismus entgegen. Ueberall erschrecklich öde Räume; aber je größer und leerer die Räumlichkeit, desto gefälliger dünkt sie dem Insassen, der seiner diesbezüglichen Geschmacksrichtung in dem Sprüchworte: „Es ist besser in bequemen, geräumigen Oertlichkeiten mit Prügeln, als in einer engen Localität mit guten Speisen tractirt zu werden", den prägnantesten Ausdruck giebt. Selbst bei den Reichsten besteht das ganze Mobiliar aus einem drei Wandseiten umfassenden Divan, und wäre nicht der Fußboden bisweilen mit feinen Teppichen belegt, würde einem Europäer die Localität gänzlich unbewohnbar erscheinen. „Ihr Europäer", hörte ich häufig sagen, „füllt Eure Zimmer dermaßen mit Möbelstücken an, daß Ihr Euch darin kaum zu bewegen vermöget." Daraus folgt aber keineswegs, daß der Morgenländer sich in seiner Wohnung etwa freier bewegt, als wir. Er sitzt zusammengekauert in einem Winkel seines Divans, und nur sein Auge ist es, das sich an der Geräumigkeit der großen Zimmer ergötzt. Weder anheimelnd,

gefällig oder schmuck, ist eine derartige Wohnung und selbst den klimatischen Bedingungen nur unter gewissen Verhältnissen angemessen. Bietet sie während der Sommerzeit auch wol manche Annehmlichkeit, so ist sie im Winter dagegen um so unerträglicher, und noch überläuft mich ein förmlicher Schauer, gedenke ich jener kalten Wintertage und vollends der Winterabende, die ich in Stambul in den Häusern ehemaliger Minister verlebte. Die Wärme des Mangals (Kohlenbecken) ist nur für den in Pelz gehüllten Orientalen hinreichend und entweicht obenein gar schnell durch die dünnen Holzwände, und mehr als einmal ist es mir passirt, daß ich Morgens von der Decke meines neben dem Fenster ausgebreiteten Bettes den durch Fenster und Wandritzen hereingewehten Schnee sammeln und beseitigen mußte. Nur in der Neuzeit hat der Wogenanprall des abendländischen Einflusses in den Häusern der vornehmen Türken einige Veränderungen hervorgerufen. Man hat Kanapees, Sessel, Fauteuils und Tische angeschafft, doch mehr der Mode, als des Gebrauches halber, denn der weich eingebettete Sitz auf dem Minder (die ungefähr vier Fuß breite Matratze des Divans) bietet dem Orientalen einen viel bequemeren Ruheplatz, als ein Sessel, wobei er die Füße nicht unterschlagen kann, sondern herabhängen lassen muß, und dies ist für ihn von abspannender und ermüdender Wirkung, daher denn auch der Sessel der „frengische Pfahl" genannt wird.

In dem Maße, wie wir von der Türkei gegen das Innere Asiens vorschreiten, nimmt das äußerlich gefälligere Aussehen des Hauses mehr und mehr ab und gewinnt den Charakter jener absichtlichen Verstecktheit, die einerseits das Haremswesen, andererseits das stete Zittern vor der Willkühr der Behörden erzeugt hat. Dort, wo man infolge übertriebener und falsch interpretirter Sittlichkeit das weibliche Geschlecht mit Aengstlichkeit dem fremden Auge entzieht und wo Reichthum und Wohlstand zur Hauptursache tyrannischer Bedrückungen werden, dort ist es leicht verständlich, daß die Wohnung äußerlich nur nackte, fahle, vom Regen durchlöcherte Lehmwände zeigt, während das Innere oft luxuriös prächtig und glänzend ausgestattet ist. In dieser Eigenart thun sich einige Städte Syriens und Persiens besonders hervor und rechtfertigen einigermaßen die im Westen allgemeinen Begriffe von altmorgen-

ländischer Pracht und Bequemlichkeit. Schon der Eintritt durch den engen, finstern Thorweg in den ersten geräumigen Hof, dessen Mitte in der Regel von einem länglichen Wasser-Reservoir eingenommen wird, wirkt überraschend. Namentlich sind die kleinen Gartenanlagen von wohlthuendem Eindruck, und obgleich die an den drei Seiten des Hofes befindlichen Gemächer auch hier vollständige Leere zeigen, so tragen doch die oft reichen Verzierungen der Wände, meist Malereien von Blumen und Vögeln, in Persien auch von Frauengestalten, den Stempel echt orientalischer Ornamentik. Die alte Mode, den Plafond mit reichen Vergoldungen, herrlichen Arabesken und eingelegtem Spiegelglase zu überladen, hat sich nur im Innern Asiens erhalten, und wie in alten Zeiten, so stehen auch jetzt noch die Perser in dieser Decorationskunst voran. Auffallen muß dem Europäer die massenhafte Verwendung colorirter Beilagen unserer Modenzeitungen zur Schmückung persischer Salons. Mit diesen Bildern wird, wie ich später erfuhr, ein besonderer Handel getrieben.

Was dem Syrier und Turkestaner die nach dem Hofe zu offene Halle, Aiwan genannt, das ist dem Perser sein Talar, ein großer, mit Teppichen ausgelegter Saal, dessen vordere Seite aus einem kunst- und geschmackvoll geschnitzten Fenster besteht, das Winters und Sommers hindurch offen bleibt und Aussicht auf Gartenanlagen und Reservoir gewährt. Hier empfängt man die Gäste, hier verrichtet man die Tagesgeschäfte, und hier pflegt man in stundenlangem Hinstarren auf den grünen Rasen und die gekräuselte Wasserfläche des Bassins sich aller Sorgen zu entschlagen, im Sinne des arabischen Verses:

> „Selasetun jezilu' min el kalb el hazn"
> „El Moi dschari el hadhravat ve vedschih ul husn."
> Der Dinge drei verscheuchen den Gram aus dem Herzen:
> Das fließende Wasser, der grüne Rasen und das schöne Gesicht.

Was im Sommer der Rasen und das Wasser, das ist im Winter die Feuerseite. „El nar fakihat esch schita" die Feuerseite ist das Obst des Winters, sagt der Araber, natürlich eine Feuerseite im orientalischen Sinne des Wortes, die in unserem strengeren Klima den Bedürfnissen keinesfalls zu entsprechen vermöchte. Ob nun an einem Mangal oder Odschak Kamin sitzend,

so friert der Europäer immer auf einer Seite, während er auf der andern halb gebraten wird, vorausgesetzt, daß er sich nicht, gleich dem Orientalen, in dicke Kleider und Pelze hüllt, und wie jener stundenlang ohne die leiseste Bewegung auf einem und demselben Platz verbleibt, — für den Europäer gewiß eine unerträglichere Qual, als alle Kälte. Noch fremder ist uns der Gebrauch des Tandurs, einer Vorrichtung, durch welche die Wärme eines Kohlenbeckens mittelst dick wattirter Decken aufgefangen wird, und hinter diese Decken verkriecht sich eine ganze Gesellschaft derart, daß bisweilen nur Kopf und Hände sichtbar sind. Der Tandur, ein speciell von Frauen gebrauchter Wärmeapparat, ist das Non plus ultra orientalischer Gemächlichkeit während der rauhen Jahreszeit. Von Handarbeit oder sonstiger Beschäftigung kann dabei keine Rede sein, und die theure Zeit wird mit Singen, Schwatzen oder Schlafen, oder mit dem Anhören von Märchen oder Heiligen-Geschichten verbracht.

Wenngleich auch das Haus im Morgenlande, infolge seiner äußeren wie inneren Ausstattung, selbst den geringsten Anspruch auf Pracht und Luxus unbefriedigt läßt, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß darin auf Bequemlichkeit und somit auch auf gewisse hygienische Erfordernisse stets mehr Bedacht genommen wird, als bei uns im Abendlande. Schon der Umstand, daß im ganzen mohammedanischen Asien Jedermann sein eigenes Haus bewohnt, gewährt bedeutenden Vorzug vor dem Kasernensystem, namentlich europäischer Großstädte. Hierzu treten noch andere Vorzüge, u. A. geräumige Höfe und, wo es nur thunlich ist, eine hinreichende Wasserversorgung; was aber besonders hervorgehoben zu werden verdient, das ist der häufigere und allgemeinere Gebrauch, den man im Morgenlande von den Sommerwohnungen macht. Der Wohnungswechsel ist dem armen Steppenbewohner wie dem Städter Bedürfniß. Ueberall, selbst bei Völkern iranischer Zunge, ist die Definition von Jajlak und Kischlak (Sommer- und Winterwohnung) im Gebrauche, was den turanischen Ursprung dieser Sitte am besten bekundet, und in der That stehen auch heute noch die Türken in Wahl und Beschaffenheit ihrer Villegiaturen auf höchster Stufe. Von den reizenden Kiosken der Timuriden am Zerefschan und am Murgab zeugen zwar nur geschichtliche Erinnerungen und

prachtvolle Ruinen, doch noch heut sind die Jalis an den Ufern des Bosporus einzig in ihrer Art und ihre Annehmlichkeiten unvergleichlich. Kaum eine Stunde weit vom Gewühl und Getümmel und von der beengten Luft eines Häusermeeres, wo in der drückenden Schwüle sich kein Spinngewebe bewegt, entfernt, genießt man in den Jalis die erquickende Brise des Nordens und muß sich bisweilen gegen dieselbe durch warme Kleider schützen. Aber wie herrlich die Abende und gar die wunderbaren Sommernächte! Keinen erhabenern Genuß kann es wol geben, als an einem Juni- oder Juli-Abend von der geräumigen Landungstreppe (Iskelle) aus, dicht am Meeresufer, das zauberhafte Bild einer Nacht am Bosporus zu bewundern. Das hohe Sternendach wetteifert im Glanze mit dem funkelnden Wiederscheine der im klaren Meeresspiegel tief gebetteten Himmelskörper. Man kann sich einer süßen Träumerei nicht erwehren, einer Träumerei, nur von den in der tiefen nächtlichen Stille dumpf wiederhallenden Ruderschlägen eines dahinfließenden Kajik's oder von den so wehmuthsvoll düstern Tönen des zum Nachtgebete auffordernden Muezzins unterbrochen. „As salatu chair min al naum!" (das Gebet ist nützlicher, als der Schlaf) klingt es vom schlanken Minaret herab. Doch guter Muezzin, wem würde es denn auch einfallen, hier die Augen zu schließen, wo man wachend in die anmuthigsten Träume verfällt! Ist der Himmel umwölkt, so bieten die Bewohner des Meeres einen kleinen Ersatz für das vermißte Sternenlicht. Jedes winzigste Fischchen läßt in seinem Zuge durch die an Phosphorgehalt reichen Fluthen eine Lichtspur zurück. Man erschaut ihr Treiben und Jagen wie in einem Aquarium, und wer vermöchte das Bild der Jagd eines Delphins oder eines Schwertfisches farbentreu zu schildern? Zuerst erblickt man im Wasser einige zackige Lichtstrahlen; es sind die vorwärts drängenden Spitzen einer fliehenden Fischgruppe; bald folgt die Masse, in Form eines aus Myriaden Sternen sich ergießenden Lichtstromes, und hinter diese jagt in Pfeilesschnelle der compacte Lichtkoloß des Raubfisches einher, überall vor sich die bebenden Sternchen der in Riesenzügen fliehenden kleinen Fische. Stundenlang konnte ich diesem interessanten Schauspiele beiwohnen, und zähle meinen Aufenthalt am Bosporus — (ich wohnte jahrelang während des Sommers in einer Villa in Kanlidschia am

asiatischen Ufer) — zu den süßesten Erinnerungen meines an Wanderungen und Abenteuern so reichen Lebens.

Von den lieblichen Lichtseiten unsers Bildes müssen wir nun den düstern Schattenseiten uns zuwenden. Ich ziele hiermit auf die im ganzen Osten, besonders aber in der Moslimwelt, scharf ausgeprägte gesellschaftliche Trennung beider Geschlechter und der damit verbundenen Scheidung des Hauses in zwei Theile. Harem* und Selamlik (reservirter, verbotener Ort und Begrüßungsplatz), wie die Türken, oder Enderun und Birun (draußen und drinnen), wie die Perser sagen, sind Bezeichnungen, deren Bedeutung tief ins Mark der morgenländischen Gesellschaft eingreift, denn sie bilden im Hause selbst einen Stein des Anstoßes, über den man jeden Augenblick strauchelt. Die Scheidewand besteht bei den Armen aus einem einfachen Vorhange, bei den Reichen aus mehreren Zwischenräumen, Mabejn genannt, die als eine Art Vorhalle zum Sanctuarium angesehen werden und von Fremden nicht überschritten werden dürfen. Nur in Krankheitsfällen ist es dem Arzte oder besuchenden Freunde gestattet, die Barrière zu überschreiten, in welchem Falle aber immer ein vorausgehender Eunuche, das „Kimse olmazsin" (Niemand sei im Wege) laut auszurufen hat. Es bedeutet das sauve qui peut für die zufällig im Gange befindlichen Frauen. Ertönt dieser Ruf, so stürzt Alles in jäher Hast nach den Thüren, nach irgend einem Verstecke, als wäre ihnen ein unerbittlicher Feind auf den Fersen, und gelingt Einer das Entrinnen nicht, so wird sie, angstvoll das Gesicht in den Händen verbergend und in einem Winkel kauernd, dem Eindringling den Rücken zuwenden. Seiner innern Ausstattung nach ist der von den Frauen bewohnte Theil des Hauses nur wenig vom Selamlik verschieden, etwa mit Ausnahme einiger aus Europa importirter Möbelstücke und sonstiger „frengischer" Neuerungen, denen übrigens das mehr conservative schöne Geschlecht bis jetzt Eingang zu verwehren bemüht ist. Einen bedeutenden Kostenaufwand erheischend, — denn der Harem hat bei den vornehmeren Klassen eine besondere Küche, besondere Vorrathskammern, eigenes Dienstpersonal u. s. w., was

* Harem heißt das Frauengemach und im weiteren Sinne des Worts, die Frauenwelt, die Frau. Ein ähnliches Verhältniß existirt im deutschen Worte Frauenzimmer.

[illegible]
[illegible] hat nur ge-
[illegible] Man kann sich z. B. [illegible] unerlaubten Genüssen ent-
[illegible] leicht [illegible], ohne das
[illegible] zu müssen oder verfolgt werden zu können. Nebst-
[illegible] Sympathie zweckdienlich, so z. B.
[illegible], indem man, ohne den Anstand
[illegible] männlichen Dienern als Abtrün-
[illegible] gütlich thun kann. Viel-
leicht [illegible] unbekannt gebliebene
[illegible] gering sind alle, verglichen mit
[illegible] unnatürliche Sitte in Asien hervor-
[illegible] Häuslichkeit in unserem Sinne, ein
[illegible] Zusammenhalten der Gatten und das Wohlgefühl des
Familienlebens unmöglich gemacht hat.

Der allgemeine Charakter der Häuslichkeit in ihrer Zerfahren-
[illegible] und in ihrem losen Verbande spiegelt sich
[illegible] Morgenländer
[illegible] Bewunderung und Bequemlichkeit zu
[illegible]

sten Verhältnissen einen nicht unbedeutenden Chor bildet. Und selbst dieses genügt noch nicht den Ansprüchen türkischen Wohlstandes; man muß nebstbei noch über einige freigelassene Sklaven verfügen, die, gleich Adoptivkindern, einen lebenslänglichen Jahrgehalt beziehen, in den spätern Jahren zwar aus dem Hause scheiden, in der Jugendzeit aber ihrem Herrn gleich Schatten auf Schritt und Tritt zu folgen haben, so daß Letzterer — wenigstens war dies noch vor 20 Jahren Sitte — selbst auf dem einfachsten Spaziergange von 5 bis 8 hinter ihm einherwatschelnden Dienern begleitet wird.

Und dennoch erschienen die Türken von jeher in Betreff ihrer Dienerzahl anspruchslos und bescheiden, im Vergleich zu den Anforderungen des persischen Haushalts. Hier muß der Herr bei seinem Ausgange nicht nur hinter sich, sondern auch vor sich her eine Begleitschaar haben, ja Herren von Ansehen beanspruchen eine förmliche Avantgarde, aus zerlumpten, ungewaschenen und unbesoldeten Dienern bestehend, die vor dem Mirza oder Chan in zwei Reihen einherzieht. „Glück suchen" heißt in Iran, sich dem Gefolge irgend eines Herrn anschließen. Es ist dies wörtlich zu nehmen, da der betreffende Herr in der Stadt oft wochenlang zwischen einem derartigen Dienerspalier zu erscheinen pflegt, ohne auch nur die Hälfte der Begleiter zu kennen, geschweige denn sie zu verköstigen oder zu besolden. Diese Sorte Trabanten geht dergestalt in ihrer Hundsnatur so zu sagen auf die Börse; man versucht Tagelang einen Blick vom Herrn zu erhaschen, und hat man diesen Herrenblick auf sich gezogen, so giebt man sich der Hoffnung auf eine definitive Anstellung hin. Daß nun die Ernte der mühseligen Aussaat, dem Promeniren mit leeren Magen und dem langen Zuwarten entsprechen muß, ist selbstverständlich. Der Angestellte ist bisweilen pflichtgetreu und anhänglich, aber immer bereit, sich auf Kosten seines Dienstgebers auf ungesetzlichem Wege zu bereichern. Schon am Bosporus befremdet es, wie der Herr mit guter Miene es dulden kann, daß sein nur mit Hunderten besoldeter Diener Tausende verbraucht und sich obenein Häuser und Güter verschafft. In Persien steckt man noch tiefer im Schlamme, den hier unterhandelt der Diener bei seiner Aufnahme ganz frei und offen über das ihm bevorstehende Medachil (ungesetzliches Einkommen). Der Herr wird

bona fide befragt, wie viel man ihm monatlich stehlen darf? Er fixirt die Summe auf so und so viel, ist dabei aber wohlbedacht, in der versprochenen Licenz seinen eigenen Diener zu hintergehen.

Fragen wir nun, welcher Nutzen, welche Bequemlichkeit dem Dienstgeber aus der großen Anzahl besoldeter und unbesoldeter Diener entspringt, so wäre es in der That schwer, hierauf eine bestimmte Antwort zu geben. Im Allgemeinen ist es bei Unterhaltung des Faullenzertrosses nicht so sehr auf persönliche Bequemlichkeit, als auf das Verlangen abgesehen, durch zahlreiches Gesinde und großes Gefolge zu brilliren. Auch strebt man danach, als Pfleger und Ernährer vieler Hungriger und Bedürftiger zu gelten, ohne dem Gedanken Raum zu geben, daß die Verfolgung solch' humaner Ziele im Zeitalter der materiellen Größe der islamitischen Gesellschaft wol am Platze war, mit den heutigen Zuständen der allgemeinen Verarmung und des nationalen Verfalls aber nicht in Einklang zu bringen ist. Gesellschaft und Staat kranken an einem und demselben Uebel: beide nehmen eine mehr als nöthige Menge von Arbeitskräften in ihren Dienst, beide nähren und besolden die Angestellten schlecht, und beide tragen daher in gleicher Weise dazu bei, das mit der eigenen Verkommenheit Hand in Hand gehende Schmarotzerthum zu pflegen.*

* Die Dienerschaft der hohen Gesellschaft Konstantinopels habe ich im Abschnitte „Die hohe Pforte und ihre Säulen" ausführlicher besprochen.

Das Familienleben.

An das im vorigen Abschnitte gezeichnete Bild wollen wir das des Alltags- und Familienlebens reihen. Das Verhältniß zwischen beiden ist wie Hülle und Körper. Das eine ist nämlich dem andern angemessen, denn ist schon Haus und Hof auf den Europäer von bisweilen überraschendem, aber stets ungefälligem Eindruck, so muß dieser bei Betrachtung des Familienlebens, wenn überhaupt das Zusammenleben im Oriente dieser Bezeichnung würdig ist, sich deprimirend gestalten. Wie beim Besuche der großen und leeren Gemächer, so beschleicht uns auch hierbei ein Gefühl der Unheimlichkeit und Kälte, einer Kälte, die kein heiterer Sonnenstrahl der Liebe, Eintracht und Zärtlichkeit mildert; das im Abendlande so traute und reizende Bild des Familienlebens ist im Osten mysteriös umflort und schauerlich kalt.

Möge der Leser mit mir ein türkisches Haus in Constantinopel in den frühen Morgenstunden betreten.

Man vernimmt einige dumpfe Schläge am Dolab, einem runden Drehkasten, durch dessen Ton die Diener und vornehmlich jene Mitglieder des Hauses, denen das Uebertreten der Haremsschwelle nicht gestattet ist, Signale erhalten. Die Schläge wiederholen sich immer heftiger; bald darauf hört man die schweren Tritte eines Dieners, dem eine Sklavin die wichtige Mittheilung macht, der Herr des Hauses habe sein Bett verlassen, sein Bad genommen und werde nun das Selamlik mit seiner Gegenwart beglücken, um seinen Morgen-Tschibuk zu rauchen. Es tritt eine kleine Pause ein. Bald verbreitet sich die Nachricht, der Pascha, Bey oder Efendi sei „herausgekommen“, womit man auf seine Uebersiedlung aus der Frauenabtheilung des Hauses in

die Männerabtheilung hindeutet. Der Ruf: „Er ist herausgekommen!" bringt die Dienerwelt auf die Beine. Ein Tschibuk oder Nargilewärter schleppt sich schwerfällig durch den Gang dem Gemache seines Herrn zu, bald mit den Händen die halbverschlafenen Augen reibend, bald aus voller Brust das Feuer anblasend, welches das narkotische Gift beleben soll. Ihm folgt der Kaffee- oder Thee tragende Diener, denn obschon der Hausherr im Harem an diesen Genüssen sich regalirt hat, so muß er es doch im Selamlik noch einmal. Das dort Geschehene wird hier als nicht geschehen betrachtet; dort schon einmal erwacht, muß er hier so zu sagen noch einmal erwachen. Ohne gegrüßt zu werden oder selbst zu grüßen — denn der eigene Diener grüßt im Osten nie seinen Herrn, wird auch von diesem nicht gegrüßt, so verlangt es orientalische Etikette — muß er nun mit langen Zügen dem Pfeifenrohr und Getränke zusprechen. Kaum aber hat er sich dieser Pflicht entledigt, nähert sich ihm schon der Wekil Chardsch (Majordomus) oder Chazinedar (Schatzmeister), auf ellenlanges Papier geschriebene Rechnungen dem Herrn vorlegend, um Genehmigung für diese oder jene Hausangelegenheit oder dessen Unterschrift, d. h. dessen Siegelabdruck, zur Hebung einer Geldsumme beim Familienbankier zu erlangen. Denn, wohlverstanden, die Pflichten der Hausfrau liegen bei den Mohammedanern immer dem Hausherrn ob. Mit schläfriger, verdrüßlicher Miene durchläuft der Gebieter die langen Colonnen der Posten für Hausausgaben und mit Widerwillen greift er nach dem auf der nackten Brust befindlichen, die verschiedenen Siegel enthaltenden seidenen Säckchen, das selbst vor den eigenen Kindern verborgen gehalten, auch bei Nacht nicht vom Leibe entfernt wird. — Die Rechnung wird richtig befunden, Anweisungen auf Geld werden ausgefolgt, wobei der orientalische Hausherr stets Stoßseufzer hören läßt. Er weiß sehr wol, daß die Hälfte oder ein Drittheil der Rechnungsposten erlogen ist, weiß, daß der Mann, den er schon 10 bis 15 Jahre im Hause hat, ihn frech bestiehlt und ferner bestehlen wird; das alles ist ihm kein Geheimniß, da der betreffende Diener einen Monatsgehalt von 200 bis 250 Piastern bezieht, während er 500, ja manchmal 1000 Piaster verausgabt. Nebengeschäfte betreibt er nicht, also woher genommen,

wenn nicht gestohlen? Der Türke seufzt darüber, doch kann er es nicht ändern. Er tröstet sich damit, daß verheimlichter Diebstahl nicht wehe thue, und hält es nach seiner Ansicht für besser, „die Fliege, welche sich an seinem Blute sattgetrunken, weiter trinken zu lassen, als durch Forttreiben oder Todtschlagen einer neuen, hungerigeren Platz zu bereiten.“

Dieselben Zustände herrschen im Staatsleben. Beamte mit 500 Piastern Monatsgehalt verbrauchen 1000 u. s. w. Der Sultan oder Schah sieht, wie Dieser oder Jener, ohne Handel zu treiben, ohne Industrie, einzig und allein auf sein karges Gehalt angewiesen, stupende Reichthümer anhäuft. Hie und da, namentlich im fernen Osten, wird so manche Fliege, die sich vollgesogen hat, gepackt und ihr das tropfenweise angesammelte Blut auf einmal wieder abgezapft, doch am Bosporus schämt man sich, so barbarisch zu sein, und ein türkisches Sprichwort sagt: „Padischahin mali denîz, Jemejen domuz“. (Des Padischahs Reichthum ist ein Meer, wer nicht davon trinkt, ist ein Schwein).

Doch genug von dieser eigenartigen Staatsökonomie! — Sehen wir nun weiter, wie es im Hause zugeht. Nach Verrichtung des mühseligen Geschäfts des Zählens und Schuldenmachens, wird zur Erholung eine zweite Pfeife geraucht. Der Dolab läßt seine Schläge von Neuem hören. Eine gellende, jugendliche Stimme ruft einen der Diener, gewöhnlich den ältesten und vertrautesten, herbei, damit er dem jungen Bey, der nun auch den Harem verlassen will, die Hände reiche und ihn zu seinem Vater führe. Der Diener begiebt sich vor den vor der Haremsthür herabhängenden Vorhang, steckt die Hände hinter denselben und zieht den Knaben oder auch mehrere Kinder auf einmal hervor, die nun im frischen Anzuge dem Papa vorgestellt werden und obwol erst im Alter von 4 bis 5 Jahren doch mehrere Male aufgefordert werden müssen, sich niederzusetzen, denn das Kind soll aus Achtung vor seinem Vater stehen bleiben — aus Achtung, die oft die Liebe verdrängt und dennoch schon früh eingeschärft wird.

Haben sich die Kinder zurückgezogen, so beginnt die eigentliche Arbeitszeit, welche bis 11 Uhr, d. h. bis zum Frühstück oder Mittagsmahle, wie man es eben nennen will, währt. Es ist dies die belebteste Periode des Tages im Hause des Orientalen, der

von der geringsten Arbeit bald ermüdet und nur in den ersten Morgenstunden mit einem gewissen Grade von Lebendigkeit und Behendigkeit die Geschäfte zu verrichten vermag. Ob in Constantinopel, Teheran oder anderswo, überall findet man zu dieser Zeit den Herrn am sichersten zu Hause. Ist er Beamter, wozu übrigens jeder Orientale höherer Klasse zählt, so empfängt er zu dieser Stunde seine Subalternen. Die Vorhalle des Selamlik ist von Dienerhaufen der kommenden und gehenden Gäste, die Zimmer selbst sind mit dichtem Qualm der dampfenden Pfeifen angefüllt. Zwanzig bis dreißig Gäste aber geben zusammen kaum so viel Zeichen der Lebhaftigkeit, unterhalten kaum so lebhaftes Gespräch, wie zwei oder drei Europäer, namentlich Südeuropäer. Ereiferung ist einmal dem Orientalen eine verhaßte Gemüthsbewegung, er vermeidet sie, so wie er jede überflüssige Körperbewegung meidet. Im Gegensatze zu unseren Ansichten, sieht er körperliche und geistige Ruhe als Haupterforderniß zur vollkommenen Gesundheit an. Sonderbar genug haben diese Herren, trotz ihrer schwerfälligen, unbeweglichen, mehrere Stunden andauernden Position, dennoch einen Riesenappetit für das nächste Frühstück, wozu sich alle Anwesende ohne Aufforderung eingeladen fühlen; denn wie unpassend, ja unerhört es wäre, in einem Zimmer, wo Andere speisen, zu verbleiben, ohne an dem Essen theilzunehmen, für eben so anstandswidrig würde es angesehen, bei verlängertem Morgenbesuche ohne Morgenmahl ein Haus zu verlassen.

Auf die einfache Anzeige des Dieners: „Das Essen ist heraufgekommen!" macht sich die Gesellschaft speisebereit. Das Frühstück, den Gängen nach zu urtheilen, in aller Herren Länder würdig des Namens einer Hauptmahlzeit, wird in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit beendet. Daß die der Uebereilung so überaus feindlich gesinnten Orientalen bei der Tafel eine Hast sondergleichen an den Tag legen, trotzdem sie die Schädlichkeit dieses Gebrauches kennen, daß diese Menschen, die so langsam gehen, langsam sprechen, ja in jeder Hinsicht langsam handeln, nur beim Essen so schnell und flink sind, wird wol Jedermann eben so sehr überraschen, wie es mich überrascht hat. Ich habe lange über die Ursache dieser Erscheinung nachgedacht und schließlich gefunden, daß nur die monotone Gestaltung der Männergesellschaft diese naturwidrige, überall

herrschende Unsitte erzeugt hat. Hätten unsere lieben Orientalen, wie wir in Europa, eine Dame an ihrer Seite, welche sie selbst dann gesprächig machen würde, wenn sie es auch nicht sein wollten, hätten sie sich zu bemühen, einer geistreichen und liebenswürdigen Frau sich gefällig zu erweisen, so würden sie längere Pausen zwischen den einzelnen Gängen eintreten lassen und, was eigentlich die Hauptsache ist, zur Einsicht gelangen, daß eine anregende Unterhaltung, die bei ihnen völlig ausgeschlossen ist, die materiellen Genüsse der Tafel erhöht. In weniger als einer Viertelstunde zehn bis fünfzehn Gerichte verspeisen, muß den Magen in einen elastischen, hastig vollgestopften Sack verwandeln, und wirklich gleichen unsere orientalischen Menschenbrüder nach dem Essen Wesen, die einen solchen Sack in sich herumzutragen scheinen. Sie werden noch schwerfälliger, noch müder, und es ist wahrlich kein kleines Kunststück, den Türken oder Perser unmittelbar nach dem Gabelfrühstück zu einem ernsten Geschäfte zu bewegen. Am Bosporus freilich pflegt die Herrenwelt erst nach dem Essen, das ungefähr bis 11½ Uhr dauert, in ihr Bureau zu gehen. Alsdann ist das Selamlik verödet, das Haus nimmt eine andere Gestalt an.

Dort an der Haremsthür beginnt sich der Vorhang gar lebhaft zu bewegen; einige muntere Mäuschen spüren, daß die Katze aus dem Hause ist und fangen an, ihre Köpfchen freier zu bewegen. Sklavinnen, oder sonstige jugendliche Damen, finden es jetzt an der Zeit, sich mit Späßen oder Neckereien zu unterhalten. Man klopft, ruft, um den einen oder andern Diener herbeizulocken, und verschwindet schnell wieder; man neckt sich mit Worten, oft auch in derbsten Ausdrücken, ohne dabei von der Gestalt nur mehr als einen Kleidzipfel oder einen oder zwei Finger sehen zu lassen. Dies ist auch der Zeitpunkt, wo die Damen ohne Scheu vor aktäonischen Blicken im Selamlik mit der Außenwelt zu verkehren pflegen. Man ergeht sich mit der daheimgebliebenen Dienerwelt in harmlosen Scherzen und Neckereien, die auch nicht entfernt moralverletzend sind, denn die Ehre des Hauses wird von dem, der darin Salz und Brod gegessen, nur äußerst selten geschädigt. Diener, welche ihr ganzes Leben in einem Hause zugebracht, haben trotz sprachlichen Verkehrs mit den weiblichen Mitgliedern der Familie fast keines

derselben je zu Gesichte bekommen, und Nichts ist befremdender, als einen Mann, die Blicke fest zu Boden gesenkt, mit einer ihm gegenüberstehenden Frau in Conversation vertieft zu sehen. Das Befolgen dieser Anstandsregel hatte mich stets sehr viel Mühe gekostet, und so oft ich in meiner Vergessenheit zur Angesprochenen meinen Blick erhob, wurde mir immer ein „Edebli ol!" (Sei anständig!) entgegengedonnert, und ich mußte den Blick wieder senken.

Dieses erzwungene und unnatürliche Schamgefühl, diese von der europäischen so ganz und gar abweichende Beurtheilung und Behandlung des weiblichen Geschlechts, muß denn auch als jener schwarze Punkt bezeichnet werden, der unheilbringend sich in allen Gesellschaftskreisen, ja in den verborgensten Verhältnissen der Familie geltend macht. Das kaum dreijährige Kind erscheint vor seinem in Männergesellschaft sich befindenden Vater, um eine Mittheilung zu machen. Der Vater neigt angstvoll seinen Kopf zum Kinde hinab; das Kind raunt ihm, schüchtern und erröthend umherblickend, einige Worte ins Ohr. Es ist eine Botschaft, die es von Seiten der Mutter gebracht, der Mutter, deren bloße Erwähnung anstandverletzend ist, so wie im Allgemeinen ein Mann, bei Erwähnung seiner Töchter oder sonstiger weiblicher Familienmitglieder, sich entweder eines Ausdruckes bedient, der auf das genus femininum nur schwach hindeutet oder derartige Gespräche ganz und gar vermeidet. Von Familienfesten, Familiengesellschaften, mit einem Worte: von der Familie überhaupt kann unter solchen Umständen gar nie die Rede sein. Nehmen wir z. B. das „Chatem", d. h. das Beschließungsfest des Koran. In einem Zimmer — ich rede hier von einer Familie mittleren Standes — ist die Männergesellschaft versammelt. Der Knabe excellirt in seinem Vortrage, dem Vater fließen Freudenthränen über die Wangen, aber vergebens sieht er sich nach jenem Wesen um, das zumeist dazu berufen wäre, seine Gemüthsbewegung zu theilen. Vergebens! die Mama befindet sich im zweiten oder dritten Zimmer entfernt, und nur hie und da erlaubt sie sich, das thränenvolle Auge durch eine Falte des Verhangs der Glanzscene ihres Kindes zuzuwenden. Von gleich düsterem Gepräge sind auch die Trauungen, Confirmationen, wie andere Kundgebungen der Freuden und Leiden im

Familienleben. Unter dem Drucke jener gesellschaftlichen Begriffe, die den Mann als sonderstehend und ohne jegliche Beziehung zum anderen Geschlechte darstellen wollen, gestaltet sich denn auch das öffentliche Erscheinen einer Familie oft komisch. Ich gebe zu, die untere Volksschicht setzt sich über diese unnatürliche Satzungen hinweg, die bessere Klasse in der Türkei oder Persien hat sie jedoch ängstlich zu respectiren. N. N. Efendi oder Bey, Chan oder Mirza erscheint im Bazar mit Frau, Söhnen oder Töchtern, um gemeinschaftliche Einkäufe zu besorgen. Die männlichen Mitglieder gruppiren sich um den Vater, Mutter und Töchter aber bleiben Anstandshalber fünf bis zehn Schritte zurück. Will nun pater familias seine Ehehälfte über etwas verständigen, so muß er mit umgewendetem Haupte aufs Gerathewohl in die Menge hineinreden, und Madame N. N. muß errathen, daß die Worte ihr gelten. So geht es in entsprechenden Variationen durch alle Umstände des Lebens fort, die ich während meines jahrelangen Aufenthaltes und intimen Verkehrs mit der moslimischen Gesellschaft zu beobachten Gelegenheit fand. Die melancholisch-düstere Häuslichkeit erinnerte mich immer an das monotone Leben in den öden Hallen der abendländischen Klöster.

Wenn wir uns nach tieferem Einblick ein Gesammtbild gestalten, so werden in demselben folgende, einem europäischen Auge besonders auffallende Züge hervortreten. Erstens vermißt der Europäer überall im Osten jenes einheitliche Zusammenleben, jene innige Freundschaft und Liebe, welche sich die Familie als Hauptziel ihrer Bestrebungen gestellt hat. Gleich eiskaltenFäden durchziehen Isolirtheit und Uneinigkeit das ganze Gewebe der moslemischen Familienexistenz, unter ihnen erstarrt Alles, wird das Familiengebäude wankend und schwankend. Dadurch, daß Mann und Frau den größten Theil des Tages von einander getrennt zubringen, ist nicht nur die gegenseitige Antheilnahme an Freud und Leid, das gesellige Schreiten durch's Leben unmöglich gemacht, sondern es bilden auch Mann und Frau, an und für sich, im Hause zwei Parteien, zwischen denen das religiöse und bürgerliche Gesetz eine hohe Scheidewand aufgerichtet hat, Parteien, die beim besten Willen nie vereinigt sein und dasselbe Ziel anstreben können. Die Frau, wenn noch so unbemittelt, hat eine große Zahl von Anverwandten und Dienerinnen um sich, die beim Mangel an reeller Beschäftigung in die

schädlichsten Launen verfallen, und weigert sich der Herr des Hauses, irgend einer dieser Launen zu willfahren, so stehen ihm sofort alle weiblichen Familienmitglieder, darunter oft seine eigenen Töchter, feindlich gegenüber. Dieser schroffe Parteistand bildet sich bei dem Einen gleich beim Beginn der Ehe, bei dem Andern einige Monate oder Jahre später, und der Hausherr, falls er sich nicht freiwillig von allen Seiten bestehlen läßt oder zu den Intriguen und Verläumdungen nicht gute Miene macht, wird des Harems bald so überdrüssig, daß er diesen des Tags über gern meidet, um im Selamlik in Ruhe leben zu können. Natürlich bleibt er hier nicht allein. Die älteren männlichen Diener, einige männliche Anverwandte bilden hier einen Kreis um ihn, und wenngleich seine Partei die entschieden stärkere des Hauses ist, so bleibt doch das Wohlgefühl des Familienlebens gänzlich aus seinem Hause verbannt.

Des Ferneren überrascht uns nicht nur beim Mohammedaner, sondern auch wo immer im Morgenlande jenes mehr Ehrfurcht als Liebe bekundende Benehmen der Kinder, ihren Eltern gegenüber. Es ist schon gesagt worden, daß im Osten das Kind in Gegenwart seines Vaters sich nicht eher niedersetzen darf, bevor ihm die Erlaubniß dazu ertheilt ist. Das Kind darf in des Vaters Gegenwart weder laut sprechen, noch sich des Tschibuks bedienen, ja es darf überhaupt nichts unternehmen, was auf Unabhängigkeit hinzielen könnte. Dem europäischen Beobachter pflegt diese Sitte zu gefallen, denn er will darin einen hohen Grad der Achtung entdecken, mit welcher die Kinder ihren Eltern begegnen. Dies ist jedoch eine irrige Auffassung. Was der flüchtige Beobachter sieht, ist nur kalte Etikette, nicht aber Liebe, denn die erwähnten Höflichkeiten werden nur dem Vater, nicht aber der Mutter bezeugt. Ich fragte mich oft nach der Ursache dieses unnatürlichen und unerklärlichen Benehmens. Was ich früher nur geahnt, steht heute klar vor meinen Augen. Es steht außer Zweifel, daß bei einem Kinde, welches im Harem Zeuge aller jener Intriguen, aller jener geheimen Spiele ist, die hier gegen seinen von Allen gefürchteten Vater in Scene gesetzt werden, schon von früher Jugend an die Gefühle wahrer Anhänglichkeit und inniger Liebe für seinen Erzeuger unterdrückt werden. Hierzu kommt noch, daß das Kind, ob Knabe oder Mädchen, bis zum zehnten Jahre, ja oft noch länger, im

Harem verbleibt, und der Knabe denselben nur in Begleitung seines Lalas, zumeist aber eines Eunuchen oder ungebildeten Dieners verlassen darf. Oder wähnt man, daß die Kinder ihre Mütter etwa inniger lieben? Entschieden bejahend kann ich nicht darauf antworten, denn wenngleich die große Mehrzahl der Kinder für die Mutter mehr und innigere Liebe empfindet, so kann ich doch nicht umhin, auf den Umstand hinzudeuten, daß Mütter, die früher Sklavinnen waren, sich nicht immer eines gleichen Loses mit ihren freigeborenen Töchtern erfreuen, und der Sklavinnen giebt es viele in vornehmen Häusern der Mohammedaner. Mögen sie auch noch so sehr geliebt werden, so bringt man ihnen doch häufig in Erinnerung wie viel ihr Ankauf gekostet, wie arm und einfach sie aussahen, wie ungebildet und wild sie waren, als man sie in dem Hause aufnahm. Geschieht dies auch nur im Scherz, wie tief muß es das Gefühl eines Kindes verwunden, seine Mutter so behandeln zu sehen. Meist wird kindliche Liebe den Stolz erdrücken, oft aber zeigt sich das Gegentheil, und ich erinnere mich einer Episode, die als traurige Bestätigung dienen kann. Ich hatte nämlich einst zwei Zöglinge, von denen der Eine eben so friedfertig, gehorsam und fleißig, wie der Andere zänkisch, widerspänstig und nachlässig war. Der Eine gehorchte seiner Mutter auf den Wink, während der Andere der seinigen durch Ungehorsam ewigen Verdruß bereitete. Sie waren Kinder eines Vaters, aber von verschiedenen Müttern, und als ich den Widerspänstigen wegen seiner Schlechtigkeit zurechtwies und ihm den Bruder als Muster der Folgsamkeit seiner Mutter gegenüber anführte, erwiederte der böse Bube trotzig: „Willst Du etwa, daß ich meiner Mutter so gehorchen soll, wie mein Bruder der seinigen? Hat doch seine Mutter 40000 Piaster gekostet, die meinige aber nur 20000!“ — — Ich gestehe es gern, die Gesetze der Natur bleiben überall dieselben und der angeführte Fall gehört nur zu den seltenen Ausnahmen; doch wird es Niemand in Abrede stellen können, daß in dem Maße, wie die immer mehr aufblühende, mit ihrem Machtgebote den Erdball durcheilende, mit der segensreichen Fackel der Aufklärung alle Zonen durchziehende westliche Welt mit der schläfrigen, in Ruinen zusammenstürzenden Welt des Ostens contrastirt — auch die Familie im Abendlande in ihrem innersten Wesen mit der des Orients in grellem Contraste steht.

Frauen.

Viel beschrieben und besprochen, viel bekrittelt und gepriesen, mit den Farben der Posie geschildert, ist die Frau des moslimischen Asiens und dennoch ist sie wenig gekannt, oder in einem der Wahrheit nicht entsprechenden Lichte dargestellt worden. Es ist keineswegs meine Absicht, mit der Prinzessin Belgioso, der Verfasserin des Buches: „Dreißig Jahre im Harem" oder mit der berühmten englischen Gouvernante der letzten Vicekönigin von Egypten, Damen, die sich über den beregten Gegenstand so vielseitig ausgesprochen haben in Concurrenz zu treten. Wol hätte ich einiges Recht, hierüber ein anspruchsloses Wörtchen zu sagen, sintemal mir seinerzeit reichliche Gelegenheit geboten war, das Haremsleben aus der Nähe zu beobachten, ja ich war sogar so glücklich, einer kaiserlichen Prinzessin in den Anfangsgründen der französischen Sprache Unterricht zu ertheilen. Es war dies allerdings ein sonderbarer Unterricht! Madame la princesse F....., Tochter eines Sultans und Schwiegertochter eines Großveziers, saß in ihrem weißmarmornen Palaste zwischen Bebek und Emirgian stets hinter dem schweren Teppichvorhange ihres Gemaches, während ich in der Vorhalle, von grimmigen Eunuchenblicken bewacht, Ahn's deutsch-französischer Grammatik in der Hand „mon père est bon" in den Vorhang hineindocirte, worauf die zarte Damenstimme „benim babam eji dir" respondirte. Lehrer und Schülerin hörten sich zwar, aber sahen sich nicht. Auch zu anderen nicht prinzlichen Damen stand ich in ähnlichem Verhältniß. Befand sich doch sogar meine Wohnung mehrere Jahre hindurch im obersten Stockwerke des Palastes meines reichen und mächtigen Beschützers, nur einige Schritte von dem Haremsvorhange entfernt,

und da ich nicht nur in einer, sondern in mehrern Familien als Mitglied Aufnahme gefunden hatte und als ein Mann genannt war, der Heiligkeit der Sitten zu achten wußte, so konnte mein Auge viel ungehinderter umherschweifen, als es in Anbetracht meiner Geschlechts- und Stammesverschiedenheit sonst möglich gewesen wäre.

Durch meine Erfahrungen am Bosporus, mit anderseitigen Wahrnehmungen in Persien und Mittelasien vermehrt, bin ich zur Ueberzeugung gelangt, daß wir in Europa bei der allgemeinen Beurtheilung des moslimischen Frauengeschlechtes in all jene Fehler verfallen, welche aus der übermäßigen Geheimthuerei bezüglich des innern Familienlebens bei den Orientalen entstehen und entstehen müssen. Wir irren vornehmlich in der Auffassung der socialen Stellung des Weibes im Allgemeinen, die uns, sei es infolge des ominösen Haremverbandes oder der inhumanen Religionssatzungen, als eine tief untergeordnete, tyrannisirte und in Nichts begünstigte bedünkt, so daß uns die Frau im Allgemeinen als ein ganz willenloses, den Launen ihres Herrn preisgegebenes Wesen erscheint. Dies ist entschieden falsch. In den untersten Volksschichten ist zwischen der Stellung des Weibes im moslimischen Asien und der in Europa nur wenig oder gar kein Unterschied, ja ich glaube, daß im freien, gebildeten und mächtigen Albion die Polizei mit jenen Ehemännern, die im Wuthanfalle oder im Rausche ihre Ehehälften brutal mißhandeln, viel mehr zu thun hat, als der Kadi im moslimischen Osten. Daß türkische Bauernweiber Haus und Hof bestellen, während der Mann faullenzt oder ruinösem Spiel nachgeht, will ich nicht in Abrede stellen, doch ist es um viele gleichen europäischen Volksklassen angehörende verheirathete Arbeiterinnen nicht minder schlecht bestellt. Auch sie altern früh, auch sie sind Beschwerden jeglicher Art ausgesetzt und entbehren obenein noch jener wohlthuenden Fürsorge, die bei dem streng patriarchalischen Familienverhältnisse im Osten meistens den Frauen zu Gute kommt. In den mittleren und höheren Klassen beruhen die bei uns so arg verschrienen Fesseln mehr auf äußerlicher Beschränkung, als auf wirklicher Bedrückung, wie wir dies später zeigen werden. Die Polygamie, jedenfalls eine traurige Satzung der moslimischen Gesellschaft, ist keinesfalls so allgemein und verbreitet, als in Europa angenommen wird. In den mir bekannt gewordenen mo-

hammedanischen Ländern — ich schrecke vor der Kühnheit der Behauptung nicht zurück — wird unter tausenden von Familien höchstens eine einzige gefunden werden, in der man die legale Erlaubniß zur Vielweiberei in Anspruch nimmt. Beim türkischen, persischen, afghanischen und tatarischen Volke ist sie unerhört, ja undenkbar, da mehrere Frauen auch eine größere Haushaltung, größeren Reichthum und Aufwand bedingen. Eben so selten, nur ganz vereinzelt, kommt sie bei der Mittelklasse vor, denn nur excentrische Menschen huldigen dieser moralischen Ungeheuerlichkeit und haben denn auch in späteren Jahren ihre That schwer zu büßen. Ich erinnere mich eines niederen Beamten in Constantinopel, von dem es offenkundig war, daß er gegen Ende des Monats, wenn der Gehalt bereits auf die Neige ging, immer mit vier Pantöffelchen bearbeitet wurde; denn bekanntermaßen bedienen sich die türkischen Frauen, wenn sie ihrem Zorne thätlichen Ausdruck geben wollen, des mit Hast vom Fuße gerissenen Pantoffels. Armer Kemal Efendi! er war die beständige Zielscheibe des Hohnes und Spottes seiner Freunde, wäre es übrigens auch ohne seine vier Frauen gewesen, denn der Blödsinn leuchtete ihm aus den Augen. In den hohen und allerhöchsten Kreisen freilich, und das läßt sich nicht in Abrede stellen, wuchert dies sociale Uebel in erschreckender Weise, doch ist dies nicht so sehr eine gesetzlich gestattete Polygamie, als vielmehr eine Folge der Freiheiten, die der Hausherr gegenüber dem zum Luxus und zum Ansehen nöthigen Trosse von Sklavinnen sich herausnehmen kann. Sklavinnen treten nur selten in den Rang und die Kategorie der Frauen, und wo dies der Fall, so stellt sich ihr Verhältniß zur Böjük Hanim oder Begum, wie die erste Frau betitelt wird, selten besser, als im Abendlande das einer geduldeten Anverwandten zur Hausfrau. Das Gesetz schützt wol die späteren Frauen, doch Sitte und Gewohnheit gewähren der Böjük Hanim ein Vorrecht, das ihr fast nie streitig gemacht werden kann. Ich erinnere mich an Beispiele aus der türkischen und persischen Gesellschaft, wo die erste Frau, obwol sie alt, aller Reize baar, immer zänkisch und unansehnlich war, doch ihren in der Außenwelt allmächtigen Gemahl auf's Aergste tyrannisirte. F . . . Pascha, ein lebenslustiger Mann, wenigstens dafür in Europa bekannt, wagte nur, weit von seinem

Hause entfernt, und in der Wohnung eines seiner vertrautesten Diener, sich den Luxus eines Surrogats-Haremchens zu gewähren, und als Madame F . . . hiervon Wind bekam, mußte die betreffende Schöne in höchster Eile nach Alexandrien expedirt werden. Wie ich schon früher erwähnte, sind die Sklavinnen (in der Türkei Chalaik genannt) ein Luxusartikel der Frauen selbst, und je schöner und zahlreicher sie sind, desto besser. Die Chalaik's werden zum internen Dienste nicht nur der Frauen, sondern auch der Männer verwendet, doch wehe dem Pascha oder Paschasohn, wenn er von dem Magnetismus der sprühenden Mädchenaugen angezogen, auf der schlüpfrigen Bahn irgend einen Fehltritt begeht! — In Persien, wo die Moral noch laxer und wo das Verhältniß der Sigah und Nikiah, d. h. provisorischen und permanenten Ehe, dem Laster den weitesten Spielraum gewährt, ist die Lage der Frauen in den höheren Kreisen oft eine traurige und würde sich mitunter verzweiflungsvoll gestalten, träte nicht die rege Theilnahme der Verwandtenkreise für die weiblichen Mitglieder der Familie mildernd dazwischen. Dieses trübe Verhältniß ist übrigens bei den Kadscharen, der jetzt regierenden Fürstenfamilie, häufiger anzutreffen, als in den echt persischen Kreisen, während in Mittelasien wieder, in den Chanaten, die reicheren Tadschiks mehr Polygamie treiben, als die Ozbegen. Im Allgemeinen aber weicht die Stellung der persischen Frauen nur sehr wenig von der Aller moslemischen ab, d. h. auch sie schalten und walten frei nicht nur in inneren, sondern auch in äußeren Angelegenheiten und lassen den Gemahl ihre Launen oft in empfindlicher Weise fühlen, ja es fehlt nicht an Beispielen ihres regsten Antheils an den politischen und religiösen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte, so daß sich mitunter ihre Einmischung zur staatsgefährlichen Intrigue entwickelte.

Was von der Polygamie gesagt wurde, das gilt auch von Ehescheidungen, die nach dem islamitischen Gesetz mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit vor sich gehen, aber demungeachtet im Morgenlande kaum häufiger vorkommen, als im protestantischen England und Amerika. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung liegt einzig und allein in jenem Lichte der Heiligkeit, das, falsch oder echt, den Familienverband umgiebt und vor dessen Entweihung jeder ordentliche Mann zurückschreckt. In einer Gesellschaft, wo der

Vater seinen zukünftigen Schwiegersohn mit einer gewissen Scham empfängt und am ersten Tag der Ehe ihm kaum in's Gesicht zu sehen wagt, dort wo des Gatten Antlitz alle möglichen Farben spielt, wenn er mit seiner Frau in fremder Gesellschaft zu erscheinen hat und letztere alsdann einige Schritte hinter ihm zu verbleiben hat — dort wird es kein Mann leicht übers Gewissen bringen können, die Frau, die er einst die seine genannt, in den Besitz eines Andern übergehen zu lassen. In den allerhöchsten Kreisen Persiens — die Fürsten machen hier eine unrühmliche Ausnahme —, so wie auch in der Ulemawelt, kommen Scheidungsprocesse wol häufiger vor, und das Loos einer geschiedenen Frau, wenn sie kein Privatvermögen hat, ist in der That ein bedauernswerthes; — doch ich wiederhole, derartige Fälle sind verhältnißmäßig selten, und die Schwarzmalerei ist hier keinenfalls gerechtfertigt.

Was die Frau im Osten von ihren Geschlechtsgenossinnen im Westen bedeutend unterscheidet, ist die sehr vernachlässigte Bildung des Geistes und des Herzens, und zwar in einem Grade, wie sie im christlichen Abendlande, selbst zur Zeit des rohen Mittelalters, nicht anzutreffen war. Existirt doch nicht einmal der Begriff einer speciellen Frauenbildung, geschweige das Gefühl der Nothwendigkeit einer solchen. Die überwiegende Majorität ist des Schreibens und Lesens unkundig, und auch die Wenigen, welche in diesen Disciplinen Unterricht erhielten, bleiben unter der Stufe, auf die der Mann nach Absolvirung der Primärschulen gelangt. Dieser traurige Zustand ist übrigens weniger einem vermeinten Religionsgebote, als vielmehr der curiosen Auffassung zuzuschreiben, nach welcher Lernen und Wissen nur denen nöthig ist, die in Verkehr mit der Außenwelt treten. Daß man mit dieser Auffassung sich am Menschenrechte schwer versündigt, braucht wol kaum gesagt zu werden. Wie viele Geistesblumen werden dadurch nicht schon im zartesten Knospenalter geknickt, denn für die außerordentliche Begabtheit des weiblichen Geschlechtes in Asien spricht wol am ehesten der Umstand, daß so manche Frau, die jede Hülfe und Unterweisung entbehrte, auf geistigem Gebiete excellirte, und daß auf autodidactischem Wege sich Schriftstellerinnen heranbildeten, deren Werke selbst die Schöngeister ihrer Epochen nicht zu übertreffen vermochten.

Doch ich verliere mich allzusehr in allgemeine Bemerkungen, die, wenn noch so treffend, nie so überführend sein können, als aus dem praktischen Leben gegriffene Scenen. Es sei mir daher zur Veranschaulichung des Lebens und Treibens der Frauen im moslimischen Asien gegönnt, meinen geneigten Lesern einige jener Bilder aufzurollen, die ich selbst seinerzeit bald mit Wohlgefallen, bald mit Widerwillen, aber immer mit Interesse anschaute.

I.

Es sind die ersten Vormittagsstunden. Im Mabejn (Vorgemach des Harems) ist eine außergewöhnliche Rührigkeit bemerkbar. Es ist die Stunde, in welcher der Sklavenhändler, in Begleitung eines tschirkassischen Seelenverkäufers, vor der Haremsthür erscheint, um mit der Hausfrau sein abscheuliches Geschäft abzuschließen. Am Bosporus, wie überall im Osten, betrachten es Frauen als einen Erwerbszweig, junge, noch unentwickelte Sklavinnen anzukaufen und zu erziehen, um sie später um einen zwanzig= ja vierzigfach höheren Preis wieder zu verkaufen. Auch die Reichsten und Allerhöchsten befassen sich mit solchem Handel, der ihre Gewinnlust reizt, ja selbst der kaiserliche Harem macht hiervon keine Ausnahme. Wenngleich von den auf dem Markte erscheinenden Sklaven und Sklavinnen der fünfte Theil durch Vermittler (Dellal) abgesetzt wird, so bleiben doch die übrigen vier Fünftel für feste Kunden reservirt. Ein wild aussehender Tschirkassier in seiner barbarischen hohen Pelzmütze, die Außenseite seiner Brust mit Kartuschen besetzt, Pulver und Blei, in Uebereinstimmung mit seinem rauhen und wüsten Charakter, beständig bei sich tragend, schleicht in seinem zerrissenem Anzuge und seinen kaukasischen Saffianstiefeln ganz leise durch die Vorhalle dahin, zwei von Hunger und Kälte gemarterte Kinder nachschleppend. Sie werden vor einen Vorhang gestellt, hinter dem die Frau sich befindet, neben ihr einige Sachkennerinnen, die auf die Waare prüfende Blicke werfen. Es wird gefeilscht; die Kinder zittern vor Frost und Erschöpfung; zähneklappernd blicken sie bald zu dem herzlosen Vater, bald zu den hinter dem Vorhange stehenden Frauen empor. Die Armen, sie wissen nicht, wem sie in diesem kritischen Momente sich zuwenden sollen, ob dem, der sie

als Waare absetzt, oder der, die sie käuflich an sich bringen will. Oft war ich Zeuge derartiger Scenen, und immer haben sie mich tief erschüttert.

Nach langen, leise gepflogenen Verhandlungen, während welcher Käuferin und Verkäufer sich gar nicht zu Gesichte bekommen haben, wird das Geschäft abgeschlossen. Der rauhe, elende Tschirkassier, den man in Europa zum Freiheitshelden gestempelt hat, nimmt sein blankes Gold. Schon hat er eine Treppe hinter sich, als er hurtig zurückläuft und mit lärmenden Worten das Kleid des verkauften Kindes zurückfordert, das, wie er sagt, nicht im Handel inbegriffen war. Neue Verhandlungen entspinnen sich, endlich aber wirft man ihm das zerfetzte Stück Kattun oder alter Leinwand zu, das seinen Sprößling umhüllte. Es hat kaum den Werth des schlechtesten Halfters eines europäischen Pferdes, das dem Käufer willig überlassen wird, doch auch diese Lumpen rafft er begierig zusammen und eilt davon. Das ist ein Musterexemplar jenes Volkes, für das in Europa vor einigen Jahren sub titulo: „Freiheitsmärtyrer" Geld gesammelt wurde. Wahrlich, eine schneidende Ironie! Der Käufer ist natürlich immer edler, als der Verkäufer, und noch wiederhallen die Schritte des sich entfernenden herzlosen Ungeheuers von einem Vater oder Onkel, als schon das aus tiefer Barbarei und Armuth gekommene fremde Kind in Luxus und Gemächlichkeit eingeführt wird und in den meisten Fällen einer liebevollen, sanften Behandlung sich zu erfreuen hat. Lehrerin, Gebieterin, Alles nimmt auf die Arme mitleidsvoll Rücksicht; sie wird unterrichtet, zurechtgewiesen, an verfeinerte Sitten und Anstand gewöhnt, und wäre es nicht um den Tausch der freien, balsamischen Luft tschirkassischer Berge mit steter Abgeschlossenheit in der schwülen Atmosphäre des Harems, die Neuangekommene hätte fürwahr keinen Grund, sich über ihren Lebenswechsel zu beklagen.

Wozu diese Sklavinnen erzogen werden, ist allerdings sehr problematisch. Die Eine kann vielleicht der Gunst des jungen Hausherrn theilhaftig werden und ihr der ferne Glücksstern strahlen, einst Gebieterin des ganzen Hauses zu werden; die Andere kann durch Verbindung mit dem kaiserlichen Harem gar in den Palast gelangen, und falls Fortuna ihr hold ist, sich zur Fürstin und Gebieterin vieler Millionen emporschwingen. Wer könnte überhaupt

das Schicksal voraussagen, das dieser, mit Recht Chalaik-Wesen Genannten, wartet? Eines jedoch ist gewiß: sie sind viel weniger zu bedauern, als im Abendlande allgemein angenommen wird. Nur die Transaction des Kaufens und Verkaufens ist empörend, im Uebrigen aber ist das Loos der Sklavinnen nicht nur erträglich, sondern sogar milde. Entweder sind sie eine Zierde ihrer Herrin oder ein Gegenstand geschäftlicher Speculation, in beiden Fällen werden sie nicht nur gut genährt und luxuriös gekleidet, sie erhalten auch eine verhältnißmäßig gute Bildung, lernen etwas Lesen und Schreiben, erhalten im Singen, Spielen, Tanzen und in weiblichen Handarbeiten Unterricht und können sich bei schmiegsamem und gutem Naturell die Gunst erlangen, als Familienmitglieder angesehen zu werden. Ich sagte, daß Sklavinnen zur Zierde dienen, und muß daher ergänzend bemerken, daß zu allen Zeiten die vornehmen Damen auf Quantität und Qualität der sie umgebenden und begleitenden Sklavinnen achten, und da diese alle gleich hübsch und jung, gleich gut gekleidet und behandelt sind, so glaubt der fremde Westländer in ihnen lauter Frauen des Pascha's, Chan's oder Bey's zu erblicken. Man hat seinerzeit von zwei-, ja von viertausend Frauen Abdul Medschids gesprochen. Möglich, daß eine annähernde Zahl von Frauen in den kaiserlichen Palästen vorhanden war, doch der Titel „Frau“ hat ihnen unter keinen Umständen gebührt. Der pensionirte Harem des Sultan Mahmuds hatte sich in Eski Serai zurückgezogen, der Harem des regierenden Fürsten hauste in Beschiktasch und in jeder dieser Abtheilungen befand sich eine Anzahl von gewesenen Frauen, Tanten, Nichten, ehemaligen weiblichen Functionären u. s. w., von denen jede, schon des Anstandes halber, vier oder fünf Gefährtinnen oder Sklavinnen hatte, und jeder der Letzteren wieder eine oder zwei Mägde unterstanden. Man addire nun die Zahl der Exkadinen und Exbeamtinnen Sultan Mahmuds mit der Zahl der Töchter und nächsten Verwandten des regierenden Sultans, multiplicire die Summe mit 5 oder 8 (die Zahl der Gefährtinnen der Erstern), so wird sich als Facit jene horrende Anzahl von Frauen ergeben, wegen deren die großherrlichen Harems berüchtigt sind. Ich nahm die Minimalzahl 5 an, obwohl ich mich genau erinnere, daß die Chazinedar

(Schatzmeisterin) der Mutter des verstorbenen Sultans Abdul Medschids allein über 50 Sklavinnen, alle ihrer Schönheit halber berühmt, zu verpflegen hatte. Füge man dieser respectablen Frauenzahl noch den großen Troß der Baltadschis (männliche Seraildiener) und Eunuchen hinzu, so wird man sich einen Begriff von der großherrlichen Haushaltung am Bosporus machen können.

بالطه خارج

Nach dieser kleinen Diversion in's Bereich der von den Damen der höchsten Kreise mit Vorliebe betriebenen Privatgeschäfte, wollen wir die Schilderung der Frauenbeschäftigung in den Morgenstunden wieder aufnehmen. Zu dieser Zeit pflegt man sich in's Bad zu begeben, von dem später die Rede sein wird, oder man ist des europäischen Doktors gewärtig, der in Begleitung eines Eunuchen oder eines männlichen Familienmitgliedes die Kranken im Harem besucht und sich über die Gesundheitszustände der Frauen informirt. Tief verschleiert empfängt man Denjenigen, dem hygienische Rücksichten das sonst dichteste Dunkel aufhellen. Hie und da, wenn ein Arzt der Landessprache nicht mächtig war, hatte ich ihn bei solchen Visiten zu begleiten, die sich mehr komisch als ernst anließen. Alle Türkinnen sind um ihr körperliches Aeußere sehr besorgt, und oft, wenn des Arztes Geschäft bei den Frauen beendet war, fanden wir beim Ausgange aus dem Harem den ganzen Troß schwarzer und weißer Dienerinnen seiner harrend. Sie standen sämmtlich mit ausgestreckten Zungen und Händen, um Erstere besichtigen und sich den Puls fühlen zu lassen — ein überaus drolliges Schauspiel. Die Haremsbewohnerinnen pflegen um diese Zeit auch den Bazar zu besuchen. Begleitet von einem Hausdiener oder geschändeten Sohne des heißen Afrika's, schlendert die türkische Dame mit ihrem Zofengefolge in geflissentlicher Nonchalance durch die Straßen. Dichter haben sie mit dem von den Plejaden gefolgten Monde verglichen, und da geregelte Schritte diesem poetischen Bilde Eintrag thun würden, so befleißen sich die Orientalinnen einer ihnen nobel dünkenden Nachlässigkeit in den Bewegungen. Im Bazar hat man nicht besonders Viel zu thun, aber der kleinste Einkauf macht drei bis vier Gänge erforderlich. Hierin bleibt sich die Welt überall gleich! Die Lady des Londoner Highlife sitzt stundenlang selbst bei unangenehmer Witterung in den fashionabeln Läden der Bondstreet,

die Türkin watschelt in ihrer leichten Fußbekleidung im Bazare umher. Welche von beiden raisonnabler verfährt, ließe sich nur schwer entscheiden.

II.

Es ist Freitag Nachmittag. Im Harem herrscht außergewöhnliche Rührigkeit; die Eunuchen stehen mit geschniegelten Gesichtern und gespornt, die unvermeidliche Gerte schwingend, im Haremshofe, im Begriff, die Pferde zu besteigen. Nach langen Toilette-Operationen sind auch die jüngern Hanims (Frauen) einzeln erschienen und nur der Böjük-Hanim (Hausfrau) ist man noch gewärtig, um zur gewöhnlichen Freitagspromenade in die bereitstehende Kutsche zu steigen. Endlich erscheint die Gebieterin, von einem respectablen Troß Frauen und Mädchen begleitet; von Letzteren dürfen sich jedoch nur die Nächststehenden an der Ausfahrt betheiligen. In den ersten, reichgeschmückten Wagen, steigt die Herrin, nebst einer oder zwei der jüngern Standesgenossinnen, bisweilen auch einer älteren Gesellschafterin oder Dienerin. Den zweiten und dritten Wagen nehmen gewöhnlich die jüngern Hanims ein, während die muthwillig schäkernden Chalaiks die letzten Wagen occupiren. Solche Wagenreihe eines vornehmen Harems bewegt sich gemessen durch die Straßen, unter der obligatorischen Obhut des Harem-Agassi (Eunuchen), der sichtlich besorgt ist, den christlichen Seladon abzuwehren, während er den von rechtgläubigen Schönheitsfreunden kommenden Winken und Scherzen freieren Spielraum gestattet. Diese Winke und Scherze gelten nur selten den jungen Hanims, sehr häufig der muntern Chelaikschaar, die kaum Hände genug hat, um mit den im Wagen bereitgehaltenen bunten Tüchern oder Bändern die sog. Farbensprache zu unterhalten.

Es geht zum Sejr (Promenade), an denen Constantinopels Umgebung so überaus reich ist. Wir wollen die kleine Gesellschaft dahin begleiten. Nach den wandelbaren Gesetzen der Mode, kommt für jeden Tag ein anderer Sejr jeri-Spazierplatz an die Reihe. Montags geht man gewöhnlich nach Modaburnu (Vorgebirg der Mode), Dienstags nach Kadiköj, für jeden Mittwoch und Donnerstag ist Kanlidschia bestimmt, und Freitags muß die elegante Welt entweder in Kiagadchane oder Kandili sich einfinden. An dem be-

treffenden Orte angelangt, werden die Wagen verlassen, die Chalaiks breiten Teppiche auf dem grünen Rasen aus, Alles setzt sich nieder, und im Nu ist dem Beschauer der Anblick einer malerischen Gruppe in den buntesten Farben und den eigenartigsten Attitüden geboten. Wir Europäer gehen spazieren, der Orientale, sozusagen sitzt spazieren, denn diese Damen auf dem Teppiche vermögen stundenlang fast regungslos auszuharren, sich an den Herrlichkeiten der Natur weidend oder, wie schon erwähnt, mittelst gefärbter Taschentücher und der Fingersprache einen Verkehr mit der sie umschwärmenden jungen Welt zu unterhalten. Die Aelteren sitzen gewöhnlich mit dem Gesicht gegen das Innere des Kreises gewendet und ergötzen sich am Genuß ihrer Pfeife, kredenzt von schwarzen Dienerinnen, die im Nothfalle mit ihren ausgebreiteten Mänteln eine Art Schutzwand bilden. Mag das Alter noch so sehr durch tiefe Furchen und Runzeln selbst die leiseste Spur ehemaliger Schönheit vernichtet haben, die gute Matrone fürchtet dennoch durch Bloßstellung ihrer vermeinten Reize eine sündige Anziehungskraft auszuüben. Ja die Alten sind überall prüder, als die Jungen und sollten sich um so dankbarer gegen das strenge Religionsgebot der Verschleierung bezeugen, als sie dadurch gegen so manche bittere Enttäuschung geschützt werden. In der Gruppe der jüngeren Frauen sind öffentlich Rauchende fast nie anzutreffen. Sie sind zumeist in lebhaften Gesprächen vertieft, und wer in den Mysterien der orientalischen Mimik unbewandert ist, wird es kaum errathen, daß das Zurechtlegen des Schleiers in den Augenwinkeln mit zwei, drei oder vier Fingern, oder das Formiren des Zipfels, der die Vorderseite des leichten Seidemantels zusammenhält, gewisse Zeichen bilden. Jener in der Ferne scheinbar unbekümmert dahinschlendernde Efendi oder Bey weiß diese Zeichen sehr gut zu deuten und beantwortet sie mit entsprechender Mimik. Wie man der Rose nicht das Erblühen, kann man auch den Frauen das Mienenspiel nicht wehren, und die herrlichen Aussichtspunkte Constantinopels und anderer Städte der Türkei sind in den Nachmittagsstunden der schönen Jahreszeit der Schauplatz liebereichster Romantik, zu der die entzückende Schönheit der Natur stimmungsvolle Anregung gewährt.

Was in der Türkei der Sejr jeri, das sind in Persien die

Reitpromenaden. Hier wird die Zerstreuung mit Andacht gepaart. Man begiebt sich zu den von der Stadt nicht sehr entfernten Gräbern von Heiligen, an denen Persien besonders reich ist und inmitten eines schattigen Gartens gelegen, zum Stelldichein verliebter Paare sich besonders eignen. Die schöne Welt von Teheran hat ihren Schah-Abdul-Azim, die von Isphahan den großen, schattigen Friedhof. Todtencultus und Liebesspiel dünken uns sehr heterogen, doch im Oriente erfreut sich der ewige Ruheplatz der Todten unwandelbar der Liebe der Lebenden. So sind denn auch die Promenaden von Schiraz, Kum, Nischabur und Herat immer in unmittelbarer Nähe einer längst dahingeschiedenen heiligen Persönlichkeit angelegt. Nur Mittelasien hat seine Tschihar-bags, öffentliche Gärten mit fließendem Wasser oder stehendem Bassin, von denen jedoch die Frauen ausgeschlossen bleiben.

Gewahrst Du, werther Leser, jene Gruppe von Reiterinnen, die aus der modernen Hauptstadt Irans durch das Thor Schah Abdul-Azim zum gleichnamigen Heiligen pilgern? Wäre es nicht um die kleinen Pantöffelchen im Steigbügel und um das Augenfeuer, welches durch das enge Gitter der Gesichtshülle dringt, Du würdest die auf den schmucken Pferden Sitzenden für plumpe, dunkelblaue Leinwandsäcke halten. Und Leinwandsäcke sind es in der That, doch darin stecken kokette, lebenlustige Töchter Irans, die als echte Abkömmlinge parthischer Ahnen sich äußerst geschickt im Sattel halten. Plötzlich kommt ein Reiter in vollem Galop herangesprengt; wie ein Blitz fliegt er an den vermummten Schönen vorüber, ein Blitz jedoch, der gezündet hat, denn im Moment des Rencontres sind Worte ausgetauscht worden. Eine Weile später erhebt sich wieder eine Staubwolke in der Ferne, wieder sprengt ein Reiter heran; es ist der frühere, und wieder werden einige Worte gewechselt. Dies wiederholt sich mehrere Male, bis endlich der flinke Seladon der Begleitung seiner Schönen sich angeschlossen und neben einem etwas breiteren Blausack, es ist eine Tante oder Zofe, gelassen einhertrabend, ein Gespräch angesponnen hat. Die angeredete Schöne setzt an der Spitze des Zuges ihren Weg fort, doch scheint sie Alles zu hören und zu sehen, denn sie wirft rückwärts einige Bemerkungen, die bisweilen allgemeine Heiterkeit hervorrufen. So macht man in Persien den Hof während

des Spazierrittes, und huldigt gleichzeitig einem Heiligen und dem Gott der Liebe. Die losen Töchter Irans hatten seiner Zeit gewiß keine Ahnung, daß der auf einem bescheidenen Eselein hinter ihnen einherziehende Derwisch sie belauschte, um ihr Gebahren später der Frankenwelt zu beschreiben. Ungekannt und unbeachtet, war ich oft Zeuge derartiger Scenen, die stets mein vollstes Interesse ansprachen, — und kann es denn wol etwas Anziehenderes geben, als den Menschen, unter verschiedenen Zonen und in verschiedenen Ländern, in all seinem Thun und Treiben, in Freud und Leid, in seinen Jugendspielen und im Ernste des Alters zu beobachten?

III.

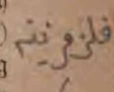
Einen ganz anderen Charakter zeigt die Unterhaltung zwischen den vier Wänden und die Zerstreuung im Hause. Hier wird von Anstand und Zwang in den meisten Fällen Abstand genommen, und das Treiben der ungebildeten, der Kritik entrückten Frauen bietet ein ungefälliges, ja sogar anwiderndes Bild. Wenn schon in islamitischen Männerkreisen die Conversation durch den Ausschluß der Frauen der belebenden Würze entbehrt und sich banal oder frivol-zügellos gestaltet, so ist dies um so mehr in Haremskreisen der Fall. Man ist in der Wahl des Gesprächsgegenstandes nichts weniger als scrupulös, und Nichts ist peinlicher, als alte Matronen und junge Mädchen ein Thema ausführen zu hören, das selbst der Verworfensten ihres Geschlechts in Europa das Blut in die Wangen treiben würde. Ist man des Redens müde, werden Tänze aufgeführt, die im Oriente überall nur als Schaustellungen betrachtet werden, nur als plastische Darstellung sinnlicher Regungen gelten sollen, und, wie sich denken läßt, in der Urbedeutung noch verwerflicher als die Abhandlungen der ungewaschenen Zungen sind. In den persischen und türkischen Harems der vornehmen Welt sind die Tänzerinnen zumeist eigens dazu geschulte Sklavinnen, die sich mit Kastagnetten und Halbtrommeln selbst begleiten und oft mit erstaunlicher Gewandtheit ihre Productionen ausführen, wenngleich diese eher denen eines Voltigeurs gleichen, als an jene rythmischen Bewegungen erinnern, mit welchen die choreographische Kunst des modernen Europas freudiger Erregtheit und wechselnden Stim-

mungen so anmuthigen Ausdruck zu geben weiß. Nur so ist es erklärlich, daß der Morgenländer den Tanz für eine unter der Würde eines gebildeten, freien Menschen stehende Beschäftigung ansieht, wie dies auch eine Anekdote beleuchtet, die von einem persischen Diplomaten an den Ufern des Bosporus erzählt wird. Dieser wurde nämlich von seinen europäischen Collegen fetirt und ihm zu Ehren hatte man einen Ball arrangirt, bei dem der iranische Hofmann auf einer Erhöhung Platz nahm. Die Musik erklang, die vergnügten Paare drehten sich im Reigen, was der große Perser für eine ihm erwiesene besondere Auszeichnung hielt, als jedoch der Hausherr, Excellenz N. N., eine schöne Perotin zu einem muntern Walzer aufforderte, da sprang der Perser vom Sessel auf, stürzte auf die Excellenz zu und rief: „Herr! Du bezeugst mir viel, zu viel Ehre, ich kann es durchaus nicht zugeben, daß auch Du mir vortanzen sollst“! —

Die Tänze im öffentlichen Leben werden selbstverständlich von bartlosen Burschen in Frauenkleidern ausgeführt, die in der Türkei „Tschengi's“ genannt und sonderbarer Weise nur aus den Reihen der Juden und Zigeuner rekrutirt werden. In früheren Jahrhunderten war das Tschengiwesen noch stark in der Mode, heute kommt es in Constantinopel und in anderen großen Städten seltener vor. In Persien ist das Wohlgefallen an Tanzproductionen noch allgemeiner; am zügellosesten geht es dabei in Mittelasien her, wo, namentlich bei der tadschikischen Bevölkerung, fast jedes ärmliche Dorf eine oder mehrere Künstlergruppen besitzt und die Tänzer den bessern Familien angehören.

Doch kehren wir zu den Haremsbelustigungen zurück.

Mit Tanz und Conversation wechseln Gesellschaftsspiele und Märchenerzählungen ab. Gleich der Männerwelt haben auch die Frauen ihre „Meddah's“, deren Gedächtniß einen bedeutenden Vorrath der buntesten und phantasiereichen Histörchen birgt, dieselben auch gut vorzutragen verstehen und zur Abwechslung auch ein oder mehrere Kapitel aus dem Kulzum-Nene (Weiberkatechismus) vorlesen, ein Buch, das den Islam der weiblichen Geistesrichtung angemessen auslegt, sich nebenher aber auch mit Talismanen und Elixiren beschäftigt, durch die körperliche Schönheit, Männerliebe u. s. w. sich länger bewahren lassen soll.



Auch an theatralischen Vorstellungen fehlt es im Morgenlande nicht, doch stehen dieselben auf der primitivsten Stufe, was um so auffälliger ist, da die der Entwickelung der Dramatik so begünstigenden Passionsspiele in Persien seit zwei Jahrhunderten mit großem Eifer gepflegt und viel vollkommener als die christlichen Passionsspiele im Abendlande ausgeführt werden. Ich habe den Passionsspielen in Tyrol beigewohnt uud darf behaupten, daß die „Tasie's" in Iran, was Inscenirung, Mimik und Vortrag anbelangt, die abendländischen Productionen dieser Art, vielleicht sogar die berühmten Spiele in Ober-Ammergau, weit überragen. Als erste Ursache des Zurückbleibens im Morgenlande auf dramatischem Gebiete muß die Vermummung und strenge Absonderung des Weibes betrachtet werden. Wo die Schauspiele nur von Männer dargestellt werden, da fehlt die feinere Nuancirung, der Reiz der Wahrheit, und damit fällt das lebendige Interesse an theatralischen Vorstellungen. Was im Morgenlande an die Stelle dieser Unterhaltung getreten ist, besteht entweder aus dem sog. Orta-Ojunu (Mittelspiel), oder aus dem Chajal, auch Kara-göz, dem sog. chinesischen Schattenspiel. Ersteres wird zumeist an öffentlichen Plätzen aufgeführt, wobei die Darsteller, von einer dichten Menschenmenge umgeben, irgend einen Schwank in barockster Weise mit derben Improvisationen zum Besten geben. Letzteres ist eine Unterhaltung intra muros. Der Chajaldschi (Schattenspieler) richtet seine Bude im Winkel eines Zimmers auf, und läßt, nachdem die Lichter ausgelöscht sind, seine plumpen Figuren auf einer erhellten Scheibe von Leinwand umherspringen, und jedes Figürchen, unter Nachahmung verschiedener Stimmen, cynische Monologe halten. Handlung und Rede sind meist so abgeschmackt und moralverletzend, daß der Europäer erstaunen muß, wie man an solch' widerlichem Unsinn sich zu ergötzen vermag, noch mehr aber fällt es auf, daß Väter ihren Frauen und Töchtern das Mitansehen gestatten und obenein dafür bezahlen. Die Ouverture besteht zumeist aus einem näselnd vorgetragenem Liede des Karagöz, in dem über Vergänglichkeit alles Irdischen, über Unzulänglichkeit menschlicher Macht, über Verworfenheit des Zeitalters, kurzum über Alles, nur nicht über die eigenen schmutzigen Redensarten geklagt wird; wol zu bemerken, der cynische Karagöz tritt immer als Moralist auf und ersucht das

Publikum um Geduld und Nachsicht. Plötzlich hört man ein infernales Geschrei, Gezänk, Schelten, und hereinplatzt auf die Bühne, eigentlich auf die Leinwand, das Schattenbild eines zerlumpten Persers mit langem Barte und hoher Mütze, der die Zunge bis zum Gürtel ausreckt, während Mäuse, Ratten und anderes Ungeziefer auf ihm herumspaziert. Der Iraner, eine beliebte Zielscheibe türkischen Spottes, beginnt nun in überschwänglichen Phrasen die Vorzüge seiner Nation, die Schönheiten seines Landes zu rühmen, und noch ist er im vollsten Redeschwall, als plötzlich das Schattenbild eines Türken, von einem grellen Schlage begleitet, erscheint, den Perser mit einem Hiebe zu Boden schlägt und ihn eine zeitlang röcheln läßt. Allgemeiner Applaus, große Begeisterung! Koragöz fängt wieder zu näseln an, klagt wieder über Vergänglichkeit alles Irdischen, und so geht es fort ad infinitum. Hierbei lacht Groß und Klein, Jung und Alt Freudenthränen, während der europäische Zuschauer es nicht zu begreifen vermag, wie eine Gesellschaft, welche in anderer Hinsicht Geist und Geschmack bekundet, an solch' kindischer Abgeschmacktheit sich ergötzen kann.

IV.

Nur noch einen, aber sehr düstern Punkt im Frauenleben wollen wir erwähnen, ja, ein düsterer Punkt, dessen Schatten die gesammte gesellschaftliche und staatliche Existenz verdunkelt und mit Recht als Ursache aller socialen Uebel betrachtet werden kann. Es ist dies die Eheschließung, die bei allen Völkern der moslimischen Welt gleich abnorm, gleich sinnlos und gleich verkehrt ist. In allen Ländern des Ostens steht denen, welche eine Verbindung für's Leben eingehen sollen, dabei am allerwenigsten das entscheidende Wort zu. Ueberall sind es die Eltern, Vormünder, Tanten und Onkel, die sich a conto der zu Vermählenden verlieben, für sie sehen, hören und entscheiden, denn nach allgemeiner Ansicht ist persönliche Annäherung vor der Heirath gänzlich überflüssig, und die Segensworte der Fatiha werden als durchaus hinreichend erachtet, um in den ehelichen Bund Eintracht und Liebe zu bringen. Bei den halbcivilisirten Ständen auch kommt es zuweilen vor, daß der

junge Mann Gelegenheit findet, einen flüchtigen Blick auf seine Zukünftige zuwerfen, man arrangirt sogar solche von der Religion nicht erlaubte Begegnungen — ich sage einen Blick, denn mündlicher Verkehr ist unerhört, und was die ausgesandte Liebesbotin (Sewidschi Chatun) für schön, lieblich und klug findet, muß der betreffende Bräutigam in gutem Glauben hinnehmen. In den mehr östlichen Ländern wird die Ehe schon in den Kinderjahren geschlossen, woraus den Betheiligten wenigstens der Vortheil der Bekanntschaft in den Spieljahren erwächst; in der Sache selbst wird jedoch dadurch nichts verändert; in den meisten Fällen vereinigt das Band der Ehe Individuen, bei denen gegenseitige Neigung und einheitliches Zusammenleben immer problematisch bleiben; der glückliche Ausgang so vieler Ehen muß in der That als ein Wunder erscheinen.

Diese Zustände spiegeln sich drastisch in einem von mir wiedergegebenen türkischen „Original-Lustspiele", das gegen Ende der fünfziger Jahre im Feuilleton der türkischen Zeitung „Dscheridei Hawadis" (Register der Neuigkeiten) erschien. Verfasser des Lustspiels, das nun zum ersten Male in eine europäische Sprache übersetzt wird, ist Schinasi Efendi, Mitglied des Unterrichtsrathes, einer jener Molla's, die seinerzeit von Reschid Pascha nach Paris geschickt wurden, um ihren islamitischen Fanatismus abzustreifen und sich westliche Kultur anzueignen. Schinasi kehrte, wie dies fast immer der Fall, als Atheist zurück, moslimische Sitten und Gebräuche, moslimische Gesellschaft und Weltansicht waren ihm ein Gräuel geworden, und da er hinsichtlich der Eheschließungen ungefähr so dachte, wie mein werther Leser denkt, so nahm er, sie zu ironisiren, zur heitern Muse Zuflucht. Sein einaktiges Stück ist als dramatische Production nur ein schwaches Erstlingswerk, veranschaulicht aber heimathliche Sitten viel besser, als die umständlichste Schilderung.

Eine Dichterheirath.

(Schair evlenmesi.)

Lustspiel in einem Aufzuge.

Personen:

Muschtak Bey: Bräutigam und Geliebter der Kumri Hanim.
Hikmet Efendi: Ein Busenfreund des Muschtak Bey.
Kumri Hanim: Geliebte des Muschtak Bey und Schwester der Sakine Hanim.
Sakine Hanim: Verlobte des Muschtak Bey und Schwester der Kumri Hanim.
Ziba Dudu: Führerin des Bräutigams.
Habbe Kadin: Führer der Braut.
Ebul Laklakat ul Gufi: schließt den Ehevertrag der Sakine Hanim ab.
Batak Ese: Nachtwächter im Stadtviertel.
Atak Köse: Gassenkehrer daselbst.
Nachbaren aus dem Handwerkerstande.

Ort der Handlung: Im Hause der Braut.

Erster Auftritt.

Muschtak Bey und **Hikmet Efendi.**

Muschtak Bey. Endlich heirathe ich doch heute Abend. Welch ein Glück, daß mein Ehevertrag nun abgeschlossen ist. Uebrigens hätte ich aus Zerstreutheit und Liebe bald ohne jeden Vertrag geheirathet.

Hikmet Efendi. Wäre so etwas möglich?

Muschtak Bey. Warum denn nicht? Das ist es ja, was man die Heirath aus Liebe nennt.

Hikmet. Sonderbar.

Muschtak. Freilich. Denen wünsche ich fürwahr viel Glück, die nicht aus Liebe und Neigung heirathen und dabei doch zu leben verstehen. Ich meinerseits hätte Kumri Hanim niemals zur Frau genommen, wenn sie nicht meine Liebe besäße. Was sagst Du dazu, war es etwa von mir nicht klug gehandelt, daß ich mich so sehr in sie vernarrt habe?

Hikmet. Es ist möglich.

Muschtak. So jung und so gut ist sie, wie sie schön ist. Wahrlich, ich bin in jeder Hinsicht mit ihr zufrieden. O, wenn mein Täubchen nur keine solch krähenförmige Schwester hätte.

Hikmet. Ja wirklich, wie heißt sie nur?

Muschtak. Wenn ich nicht irre, so heißt sie Sakine Hamin. Die Arme, nicht einmal ihr Name gefällt mir.

Hikmet. Warum denn.

Muschtak. Nicht nur, daß sie uns im Wege steht und arm an Schönheit ist; sie ist auch noch bis in ihr 45. Lebensjahr zu Hause gesessen, wodurch ihr Geist gänzlich zu Grunde gegangen ist; außer ihrem Riesenhöcker besitzt sie nichts, was in ihrem Aeußeren den Leuten auffallen würde. Ach! Ich schäme mich, daß ich eine solche Schwägerin habe.

Hikmet. Weshalb, wer die Rose will, darf ihre Dornen nicht scheuen.

Muschtak. Nun, ich schenke sie Dir, und zwar contractlich; warum soll man denn mit ihr nicht auskommen können? Entweder wird sie klug oder Du wirst ein Narr.

Hikmet. Gieb nur Acht, daß man Dich nicht hintergeht und statt Kumri Hanim sie Dir unterschiebt; denn die Welt ist schon so. Es ist auch gar nicht Sitte, die Jüngere zu heirathen, so lange noch die Aeltere im Hause ist.

Muschtak. Oho! Ich liebe derlei Scherze nicht; wenn es ein Scherz ist, so soll es eben nur ein Scherz bleiben.

Hikmet. Und doch schenkst Du sie mir zum Scherze?

Muschtak. Was? Zum Scherze will ich Dir sie geben? Nicht doch, ganz im Ernste, mein lieber Freund.

Hikmet. Deine Entschuldigung ist empörender, als Deine Beleidigung.

Muschtak Bey. Wer sagt denn auch, daß ich mich entschuldigen wollte!?

Hikmet. So?

Muschtak. Pst! Stille! Da kommt Ziba Dudu, die Bräutigamsführerin. Vielleicht daß sie mein Täubchen brachte. Gehe in den Vorsaal, bald sehen wir uns wieder.

Zweiter Auftritt.

Muschtak Bey. Ziba Dudu.

Ziba. Eine Freudennachricht, mein Sohn, bringe ich Dir, eine Freudennachricht! Die Braut kommt; sie ist schon auf dem Wege.

Muschtak. O, Mütterchen! Wenn Du nicht wärest, so bliebe mein Wunsch auch unerfüllt. Ich weiß nicht, wie ich Deine Güte belohnen soll.

Ziba. O mein Sohn! Was sollte ich auch auf dieser falschen Welt, wenn ich mich nicht mit solchen Wohlthaten beschäftigte? Ich kenne ja auch Deine Güte. Was thät ich dann noch weiter auf der Welt? Nein, nein, ich kann nichts annehmen. Mehr will ich nicht, als Deine Kinder mit grauen Bärten sehen, bevor ich meine Augen schließe.

Muschtak. Endlich hast Du meine Wünsche zur Erfüllung gebracht. Lebe, so lange dies nur möglich ist! (Er springt und tanzt vor Freude.)

Ziba. Sei doch ein wenig ernst, mein Lieber; Du bist ja schon hinaus über die Hochzeitsjahre, und dessen solltest Du Dich ein wenig schämen.

Muschtak. Ist es denn eine Schande, zu heirathen? Ich glaube das Gegentheil. Doch nun trotte Dich von hinnen. Warte dort draußen auf die Braut; ich werde mich indessen hier im Schämen üben.

Dritter Auftritt.

Muschtak Bey (allein.) Endlich kommt mein Täubchen in den Käfig. O, wenn ich nur schon unter ihrem Fittige hausen könnte. — Das Menschengeschlecht hat ein Futter, das man „Geld“ heißt. Wenn sie das von mir verlangen sollte, was geschieht dann? Was in meiner Macht steht, soll sie Alles haben. Was ich ihr am meisten bieten kann, ist Trost. Wie aber wird es mit den Brautgeschenken aussehen? Ich will sie mit einigen Hochzeitsversen beschenken, und damit sei's genug.

Lied.

Mein Täubchen, Ideal Du meiner Seele,
Und werth, daß in meinem Herzen Dein Nest ich baue;
Ich liebe Dich vom Herzen und mit ganzer Seele.
Und werth bist Du, daß in meinem Herzen Dein Nest ich baue.

Das wird das Brautgeschenk eines armen Dichters sein, wie ich einer bin.

Vierter Auftritt.

Muschtak Bey. Ziba Dudu. Habbe Kadin. Sakine Hanim.

Ziba. Mein Sohn, wir haben Dir die Braut gebracht; komm, nimm sie beim Arm und setze sie in die Ecke.

Muschtak (der vor Freude muthwillige Sprünge macht, geht der Sakine Hanim entgegen, welche Habbe Kadin am Arme führt.) Ah!

Ziba (zu Habbe Kadin). Ach, mein Freund; der Herr Bräutigam hat kaum noch die Braut erblickt und wird schon ohnmächtig vor Freude.

Muschtak. Nicht vor Freude, vor Schmerz springt mir das Herz entzwei.

Habbe Kadin (zu Ziba Dudu). Ach, welch ein Zittern hat die Braut ergriffen. Halte sie, daß sie nicht falle. (Er setzt Sakine Hanim auf einen Stuhl.)

Muschtak. Was ist das?

Ziba. Hier ist Deine bis in den Tod unzertrennliche Lebensgefährtin, Deine liebenswürdige Frau, Sakine Hanim.

Muschtak. Eher möge sich mein Geist vom Leibe trennen, bevor diese meine Lebensgefährtin werden soll.

Ziba (zu Habbe Kadin). Hörst Du! Der Herr Bräutigam fängt an, außer sich zu sein; vielleicht hat er gar vor Freude den Verstand verloren.

Habbe (zu Ziba). Der Arme; die Erfüllung seiner Wünsche macht ihn wahnsinnig.

Muschtak (niedergeschlagen). Ach! Ach! Ach!

Ziba. Weine nur nicht, mögen Deine Feinde statt Deiner weinen.

Muschtak. O, wie würden meine Feinde lachen, wenn sie meine Lage kennten.

Ziba. Geh hin, mein Sohn, enthülle das Antlitz der Braut und schau sie an, damit sie Dein Herz ein wenig erfreue.

Muschtak. Wozu? Soll ich, indem ich ihr Antlitz schaue, vielleicht noch mehr zurückschrecken?

Ziba. Enthülle sie, mein Sohn, enthülle sie, damit Du nicht im Zweifel seiest darüber, daß dies Deine Auserkorene ist. (Sie und Habbe Kadin zwingen Muschtak Bey, den Schleier der Sakine Hanim zu lüften.)

Muschtak. Ich will nicht. (Indem er die Hände zurückzieht, gerathen Sakine Hanim's Schleier und falschen Haare zufällig in seine Hände und bleiben dort hängen. Sakine Hanim's Antlitz und grauen Haare werden sichtbar.) Was ist das?

Ziba. O, weh, jetzt hat er gar dem armen Mägdelein ihr goldig schönes Haar ausgerauft.

Muschtak. Ja fürwahr! Ihr graues Haar glänzt wie weißes Gold; nicht?

Ziba. Deine Rede geht nicht auf sie, sondern auf mich und auf den Brautführer. Ich werde Dich schon lehren, wie man zu sprechen hat. (Zu Habbe Kadin.) Geh Brautführer, führe rasch die Braut hinaus und rufe den Herrn hierher, welcher den Ehevertrag abschließt. Er ist im nächsten Kaffeehause; er soll auch die dort befindlichen Nachbaren mitbringen, damit sie diesen Menschen wieder zu Verstand bringen.

Fünfter Auftritt.

Muschtak Bey. Ziba Dudu.

Muschtak. Was? Die Nachbaren sollen mich zwingen, Bräutigam zu werden?

Ziba. Ja, sie werfen Dich entweder in das Brautgemach, oder in den Kerker.

Muschtak. Tausendmal lieber bin ich im Gefängnisse, als mit diesem Weibe in einem Hause.

Ziba. Nun, so gehe nur einmal in's Gefängniß; dort wirst Du erfahren, wie schwer seine Qualen sind.

Muschtak. So werde ich doch mit dem Segen und den guten Wünschen der Gläubiger, die ich mir Deinetwegen erworben, sehr glücklich leben.

Ziba. Und wenn Du krank würdest?

Muschtak. Vorausgesetzt, daß mir meine Gläubiger nicht einen Arzt schicken, der mich pflegen wird.

Ziba. Was kannst Du denn thun?

Muschtak. Mit meinem Unglücke beginnen dann erst ihre Verlegenheiten.

Ziba. Sehen wir doch, welches Uebel könnte sie treffen?

Muschtak. Ich möchte blind werden, wenn mein Tod nicht ihr Schaden wäre.

Sechster Auftritt.

Muschtak Bey. Ziba Dudu. Habbe Kadin. Ebul Laklakat. Batak Ese und Nachbaren.

Ebul Laklakat, (tritt auf mit einer Schlafmütze auf dem Kopfe; er spricht die Buchstaben غ (ghain) und ق (kaf) gebrochen aus.) Was hat das zu bedeuten, daß ihr mich aus dem Schlafe aufstört und hierher bringet? Seht doch meinen Anzug an — als ob ich auf der Bühne auftreten wollte. Skandal! Was hat Euer Lärm zu bedeuten.

Ziba, (sich mit dem Saume ihres Oberkleides das Antlitz bedeckend, küßt Ebul Laklaka die Hand.) Entschuldigung, mein Herr. Sieh, dieser Elende, Bräutigam will er sein, und dennoch weist er das heiß geliebte Weib zurück, nachdem er ihr die Haare ausgerauft. Doch nicht genug an dem, er häuft auch noch auf sie, auf den Brautführer und auf mich so viele Schimpfreden, die zu wiederholen ich mich schämen muß.

Ebul (zu Muschtak). O, Du Unverschämter!

Muschtak. Geruhen Sie, mein Herr, zu gestatten, daß ich die Wahrheit so erzähle, wie ich sie weiß.

Ebul. Schweige! Frau Ziba, die Dir wie eine Mutter ist, dieses arme Weib kann nicht gelogen haben.

Ziba. Ja, Herr, er muß dieses Mädchen auf alle Fälle heirathen.

Ebul. Ja, fürwahr. Nimmt er sie nicht, so schändet er ihren freien Namen. (Zu den Nachbaren:) Ist es nicht so, Nachbarsleute?

Nachbaren. Ja, gewiß!

Muschtak. Ich kann sie nicht heirathen, mein Herr. Hier waltet ein Irrthum ob, denn nicht diese, sondern die Jüngere wurde mir verlobt, und die will ich auch.

Ebul Laklakat. Warum nicht gar? Die Aeltere wurde Dir verlobt.

Muschtak. Wahrlich, nicht diese.

Ebul. Willst Du also auch mich Lügen strafen? Welche Unverschämtheit!

Batak Ese. Wissen Sie, mein Herr! Ich kann über Diesen noch andere Dinge aussagen. Warten Sie, ich will es Ihnen erzählen. Als Nachtwächter pflege ich das Stadtviertel zu durchstreifen. Einmal, wie ich so umherstreife, treffe ich ihn in der Mitte der Gasse und frage ihn: Woher kommst Du? Und wissen Sie, was seine Antwort war? Aus dem Tarater (Theater). Was wollte er anders, als mich Armen verhöhnen?

Muschtak. O, welch ein weiser Mann bist Du!

Batak. Seht doch da den Menschen an mit dem Pferdenamen. Du Rindsjunge, wenn Du nicht aufhörest, mir Schimpfreden zu sagen, so will ich Dich brummen lehren.

Ebul. Unser Junge ist unverschämt und ein Narr dazu.

Batak. Ich glaube, man sollte ihn zugleich in den Kerker und in's Narrenhaus sperren.

Ebul. Wenn Ihr meinen Rath befolgen wolltet, so sollten wir ihn zuerst wegen seiner Grobheit anzeigen und dann in dem Stadtviertel gar nicht weiter dulden. Wir brauchen ihn nicht mehr.

Nachbaren. Wir brauchen ihn nicht, wir brauchen ihn nicht.

Siebenter Auftritt.

Muschtak Bey. Ziba Dudu. Habbe Kadin. Ebul Laklakat. Batak Ese. Atak Köse. Hikmet Efendi.

Atak (mit einem Korbe am Rücken, in der einen Hand eine Schaufel, in der andern einen Besen haltend). Wir brauchen ihn nicht!

Hikmet (hinter Atak hereintretend). Was braucht ihr nicht?

Atak. Was weiß ich? Die Nachbarsleute sagen, wir brauchen ihn nicht, so sage ich dasselbe; sie haben sicher recht, das zu sagen.

Hikmet. Ja, aber worin haben die Nachbarsleute recht?

Atak. Daß sie recht haben, weiß ich sehr wohl; aber fürwahr, ich weiß es nicht, worin sie recht haben.

Hikmet. Warum also mengst Du Dich in Dinge, die Du nicht kennst?

Atak. Warum denn nicht? Gehöre ich denn nicht auch zu den Edlern des Stadtviertels?

Hikmet. Wer bist Du eigentlich?

Atak. Wie, Du weißt noch nicht, wer ich bin?

Hikmet. Fürwahr, ich weiß es nicht.

Atak. Also warum fragst Du auch etwas, was Du nicht weißt? O, wie unwissend bist Du! Nun, ich gebe Dir hiermit zu verstehen, daß ich in dem äußersten Stadtviertel Pächter, in diesem Stadtviertel hingegen Ober-Straßenkehrer bin.

Hikmet. O, Du Dummkopf!

Atak. Wenn Du so viel Verstand hättest, wie ich, dann wärest Du wohl auch so ein Dummkopf wie ich. Und was ist denn eigentlich daran? Da, kehre Du einmal, laß' sehen, was Du kannst.

Ebul (auf Muschtak weisend). Was, einen solchen Sünder vertheidigst Du, wie dieser einer ist? Die Gutheißung eines Verbrechens ist gleichbedeutend mit dem Verbrechen selber. Du verdienst daher ebenso Strafe, wie dieser da.

Hikmet. Verzeihung, mein Herr. Ich kenne meinen Fehler, ich weiß aber nicht, welches der seinige sein soll.

Ebul. Es giebt keinen größern. Er weigert sich, das ihm angelobte Mädchen zu heirathen und verlangt die jüngere Schwester. Was heißt das?

Hikmet. Zürne nicht, mein Herr (zeigt ihm heimlich einen Geldbeutel). Wir verlangen von Dir die Jüngere.

Batak. Was ist das, mein Herr? Sie lassen sich bestechen?

Ebul (zu Batak). Ich thäte so etwas? Nicht doch! (Leise zu Hikmet.) Thue ihn in meine Seitentasche. (Hikmet legt den Geldbeutel in Ebul's Seitentasche.)

Atak. Sie sagen ihm leise: Lege ihn in meine Seitentasche?

Ebul. Nicht doch! Ich hätte das gesagt? Ich sagte ihm, er solle nicht neben mir stehen, damit Ihr in mich keinen Zweifel setzet.

Batak. Mir scheint es, als hätten Sie das Geld schon beiseite gelegt.

Ebul. Gott behüte! Möge meine Hand abfallen, wenn sie das Geld berührte.

Hikmet. Ich bitte Sie, Herr, die Angelegenheit vorzutragen, so wie sie in der That ist, und dann Ihrer Würde gemäß zu handeln.

Ebul. Nachdem Sie Ihre Wünsche in so anständiger Weise vorgetragen haben, so ist in meinem Herzen an die Stelle des Zornes das Mitleid getreten. (Zu den Nachbaren.) Ja, fürwahr, ihr Nachbarsleute, mir drängt sich in dieser Angelegenheit ein neuer entscheidender Beweisgrund auf, denn jetzt erst ist mir etwas in den Sinn gekommen.

Nachbaren. Was mag das sein?

Ebul. Nicht wahr, ich sagte früher, daß ich das größere Mädchen verlobte?

Nachbaren. Freilich!

Ebul. Ich habe aber unter dem Ausdrucke „größer" nicht verstanden, daß sie größer an Jahren, sondern größer gewachsen ist, denn

die Aeltere hat ja schon die 40 überschritten und taugt daher nicht für den Bräutigam. So viel weiß ich gewiß, und hierüber kann ich immer und überall die aufrichtigste Zeugenschaft ablegen.

Batak. Diese aufrichtige Erklärung bekräftigen auch wir mit wahrem Eide.

Nachbaren. Ei gewiß!

Ebul (zu Habbe Kadin). Brautführer, geh' und bringe das größer gewachsene, d. i. das jüngere Mädchen, die eigentliche Braut, hierher. Ich will sie eigenhändig dem Herrn Bräutigam übergeben, damit weiter kein Irrthum obwalte. (Zu Hikmet.) Sollte etwa noch irgend ein Irrthum obwalten, so reden Sie, damit ich auch den in Ordnung bringe, denn ich halte es für einen Ruhm, einen solch wohlthätigen Dienst zu leisten.

Batak (zu Muschtak Bey). Mein Herr, Alles, was ich Ihnen früher sagte, ist ja weiter nichts, als ein loser Scherz. Ich war traurig und da wollte ich lachen und lustig sein.

Atak (zu Hikmet). Mein Herr, verzeihen Sie. Wenn ich mich ein andermal, außer dem Straßenkehricht, in noch andere Dinge menge, so will ich kein Mensch sein.

Achter Auftritt.

Muschtak Bey. Hikmet Efendi. Ziba Dudu. Habbe Kadin. Kumri Hanim. Ebul Laklakat. Batak Ese. Atak Köse. Nachbaren.

Habbe Kadin (führt Kumri Hanim, die bald sich die Augen trocknet, als ob sie weine, bald aber mit einer Hand ihr Antlitz verbirgt und durch die Finger auf Muschtak Bey blickt). Hier, mein Herr, ist die echte Braut.

Ebul (zu Habbe Kadin). Warum weint sie? Gieb Acht, sie weist den Bräutigam zurück!

Habbe (nachdem er mit Kumri Hanim leise gesprochen). Herr, ich habe sie um die Ursache ihres Weinens gefragt. Es verhält sich nicht so, wie sie meinen.

Ebul. Was also ist die Ursache?

Habbe. Ach, ich erneuere nur den Schmerz der Armen. Früher hat sie vor Schmerz geweint, daß sie nicht dem Bräutigam angehören könne. Jetzt wieder beweint sie die früher umsonst vergossenen Thränen.

Ebul (leise zu Kumri). Deine Thränen haben mich so sehr bewegt, daß ich aus reinem Mitleide mich gedrungen fühle, bei Dir die Stelle des Brautführers zu vertreten. (Führt Kumri Hanim zu Muschtak Bey.) Herr, hier nimm sie, und sei bestrebt, sie zu erheitern. Möget Ihr glücklich leben! Das wünsche ich Euch von Herzen und von ganzer Seele. (Zu Hikmet.) Haben Sie mit mir noch Etwas zu thun?

Hikmet. O nein, wir wünschen nur, daß sie alle Anwesende, das Brautpaar ausgenommen, mit sich fortführen.

Ebul. Was bitten Sie? Befehlen Sie, mein Herr! (Zu den Nachbaren.) Ihr könnt gehen, Nachbaren. (Zu Ziba.) Hinweg, Bräutigamsführerin! (Zu Habbe.) Hinweg, Brautführerin!

Neunter Auftritt.

Muschtak. Hikmet. Kumri.

Muschtak (hält Kumri Hanim am Arm. Beide stehen entzückt neben einander und blicken sich zärtlich an. Zu Hikmet gewendet). Du gehst nicht mit den Nachbaren? Hast Du hier noch etwas zu thun?

Hikmet. O nein, ich hätte nur noch ein paar Worte an Dich zu richten.

Muschtak. Ach, lieber Freund, komm doch des Morgens, dann kannst Du deren einige Tausende an mich richten, dann will ich Dich gerne anhören.

Hikmet. Nein, nein, ich will Dich jetzt sprechen.

Muschtak. Nun, so rede, aber rasch! (Er wendet sich zu Kumri Hanim und achtet wenig auf Hikmets Rede)

Hikmet. Ach, geliebter Freund!

Muschtak. Bist Du noch nicht zu Ende?

Hikmet. So warte doch, ich beginne ja erst.

Muschtak. O, wie langweilig bist Du!

Hikmet. Bereust Du es, daß Du ohne den Rath eines solchen Freundes heiratheteſt, wie ich Dir einer bin?

Muschtak. Willst auch Du mich noch beichten lassen? Was ist das?

Hikmet. Siehst Du, so ergeht es dem, der solchen Vermittlern Glauben schenkt, die ihre Vermittlerrolle in Sachen der Liebe und Freundschaft zu ihrem Nutzen ausbeuten.

Muschtak. O, lieber Freund, geh' wohin Du willst, sonst verspätest Du Dich; ich möchte nicht, daß Du irgend eine Deiner Angelegenheiten vernachlässigtest.

Hikmet. Siehe, welche Mühe es Dir kostete, bis Du heiratheteſt, trotzdem daß Du Deine Frau genau kanntest.

Muschtak. O, vor der Verbindung wollte ich nur mein Glück erträumen, bald hätte ich daran vergessen; jetzt kommt es mir wieder in den Sinn. — Ich will mich niederlegen, und wenn ich träume, so laß ich mir den Traum von Dir auslegen.

Hikmet. So geh und denke darüber nach, wie es Denen ergehen muß, die sich unbekannterweise mit einander verheirathen.

Muschtak (sich die Augen reibend). O weh! Vor Langeweile in Folge Deines Rathes hat mich der Schlaf überfallen, dessen ich mich nicht zu

erwehren vermag. Wenn Du es erlaubst, will ich mich ein wenig niederlegen.

Hikmet. Ich gehe. Thue, was Dir gefällt, aber vergiß die empfangene Lehre nicht.

Muschtak. Wie sollte ich ihrer auch vergessen? Hat mir diese Lehre nicht genug Kummer und Mühe eingetragen? Die Theorie des Heirathens habe ich nun gründlich erlernt, und ich hoffe, daß ich auch in der Praxis keine Fehler begehen werde.

Kleider und Schmuckgegenstände.

Könnte man sich plötzlich vom Innern der westlichen Welt nach dem Innern Asiens versetzt sehen, so würde Nichts mehr überraschen, als die Verschiedenheit der menschlichen Bekleidung, deren Ursache nicht nur in den klimatischen Verhältnissen, sondern auch in den kulturgeschichtlichen und sittlichen Zuständen zu suchen ist. Daß die Asiaten grellfarbigen Kleidern den Vorzug geben, ist dem Kindesalter ihrer Civilisation, die trotz des Jahrtausende alten Volkslebens noch nirgends das Mannesalter erreicht hat, beizumessen. Wenn zur Zeit des Mittelalters im Westen hellfarbige Kleidertracht vorherrschte und selbst noch heute die unterste Klasse der Gesellschaft, dem unreifen Kinde gleich, das Grellbunte liebt, so ist wol auch ein Kurde, ein Ozbeg oder Araber zu entschuldigen, wenn ihm ein Kleid in der bescheidenen Farbenmischung von Lila oder Aschgrau weniger gefällt, als in Scharlach oder Purpur. Herrscht doch bei sämmtlichen Völkern des Ostens der Glaube, die dunkle Farbe des Anzuges verdüstere die Seele und erzeuge Mißmuth, während das helle, lebhafte Colorit Auge und Herz ergötze. Nur der Derwisch, dieses wandelnde Sinnbild der Vergänglichkeit und Nichtigkeit, solle ein Kleid in Erdfarbe tragen, wenn er, was viel lobenswerther sei, nicht ganz nackt einhergehen will, und es solle sich der Glanz seiner Tugenden von seinem fahlen Kleide eben so abheben, wie die süßen Klänge des Bulbuls (Nachtigal) von dem düsteren Aschgrau ihres Federmantels. Es ist merkwürdig, wie die Farbe der Kleidung in dem Maße sich greller zeigt, je weiter man gegen Osten vordringt. An den Ufern des Bosporus sind die hellrothen Dschubbes der Janitscharen Tschorbadschi's,* die saffrangelben Kostüme der Hofpagen, in denen Janitscharensitte und Geist

*) Tschorbadschi ein Militärrang entsprach dem heutigen Range eines Obristen in der türkischen Armee.

fortlebte, längst verschwunden; nur der Nakib=el=Eschref, das Haupt der Nachkommen des Propheten und der Cherif von Mekka haben als präsumtive Abkömmlinge in der ersten Linie das Recht, mit hellgrünen Turbanen und mit ihren Anzügen zu paradiren, so auch die übrigen Seid's, mögen sie noch so bescheidenem Lebensstande angehören. Der Prophet liebte das Grün, und wenngleich das letzte Reis auf dem Grabe des mächtigen Ahnherrn im Verwelken ist, so gefallen sich seine Sprossen noch heute, trotz der kläglichen Zustände der islamitischen Welt, einzig und allein in der Farbe der Hoffnung. Unschuldige Illusionen! Ja, unsere Reisenden haben Recht, wenn sie über das mehr und mehr verschwindende malerisch=romantische Colorit des Ostens klagen. Nur wenn sich größere Volksmassen in Constantinopel versammeln, wird man durch die hellfarbigen Feredsche's (Frauenmäntel) oder durch die von der mittlern und untern Volksklasse als Gürtel gebrauchten Shawls, bisweilen auch durch die Schalwars (Hosen) umherwandelnder, alt=fanatischer Molla's oder Esnafs (Handwerker) an die malerische Tracht des Morgenlandes erinnert. In der Mehrzahl hüllt sich die Bevölkerung in schwarze oder braune Gewänder; es ist dies fast überall in den Städten herrschende Mode geworden, denn wie sonderbar es auch klingen mag, es giebt in der Türkei schon eine zahlreiche Klasse, die in hellfarbigen, grellen Anzügen Kabalnk (rohe Sitte) oder Türklük (Türkenthum), was mit dem ersten gleichbedeutend ist, erblickt. Dieselbe Ansicht herrscht auch in Persien. Hier soll zur Zeit der Sefeviden Scharlachroth eine beliebte Farbe gewesen sein; heute ist sie aus allen Schichten der Bevölkerung verdrängt, und wenngleich einfarbigen Stoffen der Vorzug gegeben wird, so zeigen diese doch meist die bescheideneren Nüancen von Grün, Gelb oder Blau. Nur der Nomade ist der alten Sitte treu geblieben: er wie sein ansässiger Stammes= und Glaubensgenosse in Mittelasien, gefällt sich nur in wildfarbenen Kleidern. Im Bazar von Erzerum, Charput, Diarbekir und Mosul begegnet man meist nomadisirenden Kurden mit hellrothen Mänteln, Stiefeln und Beinkleidern, und in der höchsten Beamtenklasse Mittelasiens wird es immer noch als eine Auszeichnung betrachtet, vom Chan einen feuerrothen Tschapan oder Tschega zu erhalten und darin auf öffentlichen Plätzen zu paradiren. Der Chan von Chiwa verbraucht,

jährlich sechs bis zehn Kameelladungen von hellfarbigen russischen Tüchern, die er als Zeichen seiner königlichen Huld vertheilt; für Bochara und Chokand wird man das doppelte Quantum annehmen können und, so wie in China gewisse Farben an gewisse Aemter geknüpft sind, so erlaubt auch die Etikette in den Chanaten nur den Familien das Tragen hellen Roths, deren Haupt vom Herrscher beschenkt worden ist.

In der Farbe schwindet also der Unterschied zwischen den Kleidungsstücken des Westens und des islamitischen Ostens allmälig; anders aber verhält es sich mit dem Schnitte und der Form derselben. Es ist bei diesen, wie ich annehme, zunächst Bequemlichkeit, dann auch Schicklichkeit maßgebend. Bequemlichkeit erfordert weite, faltenreiche Gewänder, um sich ungenirt setzen zu können, bei Gliederbewegungen nicht beengt zu sein oder bei heißem Wetter die Luft durchziehen zu lassen. Die Schicklichkeit in der Kleidertracht regelt sich nach islamitischen wie überhaupt nach asiatischen Anstandsbegriffen. Nach europäischen Begriffen ist dem Anstand genüge geleistet, wenn gewisse Theile des Körpers durch die Kleidung bedeckt werden; im Osten geht man weiter, indem man sogar die Vermuthung an die Existenz derartiger Körpertheile nicht aufkommen lassen will. Festanliegende Kleider, welche die Conturen dieser Körpertheile zeigen, werden daher, als das Schamgefühl verletzend, betrachtet. Alles muß in ein Meer von Falten gehüllt sein, denn man darf nur ahnen, aber nicht sehen. Da dies von Urzeiten her in Asien Sitte, so läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß die sackähnliche Form der Kleider im Innern Asiens seit dem grauen Alterthum bis heut unwandelbar blieb. Im wulstigen Raume des wallenden Gewandes ist vom Träger nichts sichtbar, als das Antlitz, denn Hände und Füße sind ängstlich verborgen. Diese unschöne Eigenartigkeit muß den Kleidermachern, oder besser den reformatorischen Schöngeistern der Türkei vor Augen geschwebt haben, als sie beim Beginn der neuen Aera das nationale Kostüm durch europäische Kleidertracht zu ersetzen strebten. Heute nähern sich die türkischen Modenansichten, besonders bei Männern, augenscheinlich den europäischen, doch liebt die ältere Generation das fränkische Kleid nur in türkischer Modalität, nämlich Beinkleider, die in Länge und Breite verschwenderische Falten werfen und

selbst bei Wohlbeleibtheit ihres Trägers ein zweites, ja sogar ein drittes Individuum bequem umhüllen könnten. Der Setri (Rock oder Oberrock, wie er treffender zu nennen ist) muß so weit sein, daß man unter ihm ein oder zwei kurze Entari (wattirte Jacken) aus Seide oder Baumwollenstoffe welche die Stelle der Weste vertreten, tragen kann. Dieses Oberkleid, mit einem hohen Stehkragen versehen, wird selbst bei 34 Grad Reaumur fest zugeknöpft getragen; seine Schöße müssen so weit sein und so fest geschlossen über einander liegen, daß sie auch beim kühnsten Schritte keine Oeffnung lassen und außerdem so lang, um beim Niedersetzen — ich meine mit untergeschlagenen Beinen — jede Spur der Füße zu verhüllen. Cravatte oder eine sonstige Halsbinde wird als überflüssig erachtet, und da das Brussaer Seidenhemd (Hariri) keinen Kragen hat, so bleibt unter allen klimatischen Verhältnissen Hals und Nacken frei. Am komischsten stellt sich bei derartigen europäischen Türken die Fuß- und Kopfbekleidung dar. Erstere, Sommers und Winters aus starken Ober- und Unterschuhen bestehend, bringt selbst den kleinsten Fuß einem bescheidenen Elephantenpfötchen nahe, und es ist wahrhaft Mitleid erregend, einen wohlbeleibten Efendi auf dem miserablen Pflaster Constantinopels in heißer Sommerzeit mit einer derartigen doppelten Chaussure einherwatscheln zu sehen. Und erst die Kopfhülle! Welch eine amusante Carricatur seines Vorbildes, der malerischen Kappe der Griechen, bildet nicht der modernisirte türkische Fez. Die junge Türkei trägt kleinere Fez und weniger in die Stirn gerückt, die älteren Herren jedoch und in neuerer Zeit Se. Majestät der Sultan selber wählen ihn so formlos groß, daß der Kopf wie ein in rother Casserolle schwimmender Gegenstand erscheint. Stirn, Augen, Ohren, Nacken, Alles verliert sich unter einem derartigen Tuchsacke, und wie die Transspiration eines solchen fast hermetisch eingeschlossenen Schädels beschaffen ist, erkennt man aus den einem hartgeplagten Efendi von Stirn, Brust und Nacken herabrieselnden Schweißtropfen.

Dies ist ein schwaches Bild des malgré lui civilisirten Osmanli's. Wenn jung und unverheirathet, pflegen die Dandies sich gerne ganz à la française zu kleiden, ja Viele lassen sogar bei Pariser Schneidern arbeiten, wenn aber mit den Jahren das Fett

zu-, die Behendigkeit abnimmt, so sehnen sich die guten Türken nach ihrem alten nationalen Costume zurück, das in der That bequemer, vielleicht auch hygienischen Rücksichten (natürlich vom Standpunkte localer klimatischer Verhältnisse beurtheilt) entsprechender ist. In Betreff der Kosten kommt es wol höher zu stehen, ist aber dafür dauerhafter und sagt dem alten Geschmacke der Morgenländer viel besser zu, als die entlehnte europäische Mode.

Was der Orientale im Allgemeinen, außer dem Gesagten, von der Form seiner Kleidung beansprucht, ist, daß sie seiner natürlichen Körperform einen größeren Umfang verleihe, mit einem Worte: daß sie ihn imposant, Achtung und womöglich Ehrfurcht einflößend erscheinen lasse. Mit europäischer Kleidung erzielt er dies nicht, mit der seinigen aber in befriedigendster Weise. Die Schalwars, die meist sehr langen Pluderhosen, die zehn bis fünfzehn Ellen breiten Tuches erfordern, machen ihn nicht nur um die Lenden bedeutend dicker, sie lassen auch in Verbindung mit dem weiten Gurt, der oft aus dem dicksten Shawls zehn- bis fünfzehnmal um den Leib gewunden ist, die krummen und unansehenlichen Beine verschwinden. Hierzu kommt noch die bis zu den Füßen hinabreichende Dschubbe, unter der sich, nahe dem Hemde, das kurze, dickwattirte Entari und über dieser die weite Jacke, Salta genannt, befindet, und wenn wir als finis coronat opus, der riesige Turban hinzunehmen — in allen Zeiten und bei allen islamitischen Völkern von derartiger Dimension, daß er getrost bei Nacht als Polster, bei Tag als Sonnenschirm dienen könnte — so wird der Satz: „Aus Zwergen Riesen schaffen," nicht hyperbolisch klingen. Wahrlich, nirgends ist das Sprichwort: „Kleider machen Leute" wahrer, als im Oriente. Um diesem offenen Streben, durch die Bekleidung imposanter zu erscheinen, noch mehr Nachdruck zu verleihen, wird von den Türken Rumeliens und Anatoliens noch heute ein bedeutender Waffenvorrath im Gurte getragen. Die Zeit freilich, in welcher der Osmanli oder Mohammedaner im Allgemeinen durch martialische Embleme sich Ansehen verschaffen konnte, ist längst vorüber. Sein Waffenvorrath ist, gegenüber der neuern europäischen Fabrikationen, zu einem unschuldigen Spielzeuge herabgesunken, und dennoch legt er Sommers und Winters, zu Hause und auf der Straße, weder bei friedlichen Berathungen, noch in der

Moschee, die Waffen nie ab. Unsere Touristen erschrecken oft über diese wandelnden Arsenale und doch sind sie nur unschädliche Popanze. Der bis zu den Zähnen bewaffenete Mohammedaner ist weit entfernt, wirklich Schrecken einzuflößen; sein Jatagan, Handschar, seine Pistolen, sein Schwert und sonstige Hau- und Stichwaffen sind nur Luxusgegenstände, nur Memento's eines eisernen Zeitalters, verschwundener asiatischer Macht. Es darf daher nicht befremden, wenn wir mit jedem Schritte, den wir weiter nach dem Osten thun, auf prägnantere Manifestationen dieser echt orientalischen Anschauungsweise stoßen. Die lange Dschubbe, Tschakschurs und Schalwars der West-Mohammedaner erscheint in den Augen ihrer weit gegen Osten wohnenden Brüder eben so banal, fade und unansehnlich, wie unser europäisches Costüm in den Augen der Türken. Ich wäre geneigt zu behaupten, daß die Grenzlinie der schlanken, um die Lenden eng anschließender Dschubba dort zu finden sei, wo das Osmanlithum, das im engeren Sinne des Wortes den West-Mohammedanismus respräsentirt, aufhört.

Die Araber, Kurden, Perser, Afghanen und Mittelasiaten nennen wol auch ihr Oberkleid Dschubbe, doch hat dieses mehr den Zuschnitt der alten, primitiven Hirka oder Aba, die in Schnitt, Nath und Stoff mehr orientalisch, mehr der asiatischen Nonchalance anbequemt ist. Die Aba besteht aus zwei oder drei nicht perpendiculär, sondern horizontal zusammengenähten Stoffstücken, sie wird in vielen Orten gleich in einem Stück gewebt und ist nichts Anderes, als ein weiter, vorn offener Rock, der statt des Kragens eine halbrunde Oeffnung, statt der Aermel zwei längliche Löcher, statt der Knöpfe nur zwei unbedeutende, herabhängende Schnürchen zeigt und, um allen Aussprüchen nachzukommen, so zusammengelegt werden kann, daß man sie für ein noch unverwendetes Stück Zeug, nicht aber für ein Kleid halten möchte. Nach derselben Norm verfertigte man im Mittelalter die berühmten Entaris von Damaskus und Aleppo, ja sogar die Filzröcke von Brussa und Konia wurden in einem Stücke gewebt, ohne jede Rücksicht auf Paßlichkeit, denn beim Ueberblicke der Kleidertrachten im mohamedanischen Asien muß es einleuchten, daß darin weder Mode noch Luxus maßgebend, sondern einzig und allein die Bedeckung des Körpers Hauptzweck ist. Europäische Künstler wollen in dem nachlässigen

Herabwallen, dem losen Faltenwurfe der orientalischen Gewänder Malerisches, ja sogar romantisch Schönes finden. Diese Anschauung ist jedoch ästhetisch nicht zu begründen, denn in seinen Kleidern, wie in seinem ganzen Wesen giebt der Orientale nur der Gleichgültig, mit welcher er die Welt und alle irdischen Dinge betrachtet, Ausdruck, und Pracht und Geschmack in Kleidern sind, nach unsern Begriffen, dort nie zur Herrschaft gekommen. Will der Orientale als reich oder angesehen gelten, behängt er sich mit irgend einem werthvollen Stein oder einem sonstigen Schmuckgegenstand; er prunkt mit Go.d oder Silber, doch ohne diese Gegenstände den Kleidern einzuverleiben. Wie oft begegnet man nicht Leuten, besonders vom alten Schlage, in zerissenem Gewande und dabei mit werthvollen Diamanten geschmückt, Leuten, die das ärmliche Wams mit einem prachtvollen Gürtel umschlingen, ja Menschen, die barfuß und zerissen einhergehen und dennoch Schmuckgegenstände tragen, deren kleinster Theil schon bedeutende Wohlhabenheit bekundet.

Nicht leugnen will ich es, daß unser europäisches, an das zweckmäßige Kostüm des Abendlandes gewöhnte Auge beim Anblicke eines Arabers, der mit auffälliger Nonchalence seine Aba umwirft, eines Persers, dessen schlanker Leib sich in der geräumigen Hülle seiner tuchenen Dschubbe verliert, oder eines Afghanen, der seine leinene Toga nach altrömischer Sitte über die Schulter schlägt, überrascht wird. Vor mir aber, der in jenen Erscheinungen eine Ursache der Ursachen erblickte, verblaßte das Colorit des vermeintlich romantischen Aeußern. Die Idee, sich durch bauschige, wulstige Kleider ein Ansehen zu geben, erschien mir stets kindisch und barbarisch, noch mehr aber der jeglicher Beschäftigung hinderliche Zuschnitt der Kleider, denn wir brauchen nur einen bis zu den Knöcheln weit und breit verhüllten Morgenländer anzusehen und allsogleich wird es sich in seinem Kostüm aussprechen: Dieser Mensch ist zu Faulheit, zur Unthätigkeit geboren. — Alles befördert diese lasterhafte Trägheit des Orientalen, und wenn er auch im Eifer der Arbeit sich die Gewänder aufschürzt und sprichwörtlich im Oriente schon der als ein fleißiger Mann bezeichnet wird, der den Saum des Kleides im Gurt stecken hat (Damen bertschide), so ist doch selbst eine derartig aufgeschürzte männliche Hausfrau außer Stande, sich frei wie ein Abenlän-



der bewegen zu können, der, wie in seinem Gebahren, auch in seiner Bekleidung emsige Thätigkeit, ein arbeitsvolles Leben documentirt.

Poesie, doch nicht beabsichtigte Poesie, ist nur in der Kopfbedeckung der Mohammedaner zu finden. Der Turban (von Dülbend-Muslin, was die Franzosen Dulban oder Turban aussprachen) ist und war zu allen Zeiten schöner, wenn auch nicht so zweckmäßig, als die Kopfbedeckung der Abendländer. Auf einem in Stambul erschienenen lithographischen Bilde sämmtlicher Sultane, von Osman bis Abdul Medschid, sind ungefähr 32 Turbane zu sehen. Merkwürdiger Weise sind alle verschieden, alle geben den religiösen und politischen Anschauungen der Zeit, in welcher sie gewunden worden, deutlichen Ausdruck. Vom Tode des Propheten bis zum Sturze des Chalifates der Abassiden war der religiös-officielle Turban nichts Anderes, als eine regelmäßige Umwindung der Kappe mit der üblichen Leinwand. Später wandelte sich die weite Rolle in eine Rundung um; der Turban wurde nicht gewunden, sondern geflochten, und schon zur Zeit Orchans war dieser Kopfputz so complicirt, daß jeder angesehene moslemitische Gentleman seinen eigenen Turbanflechter haben mußte. Kriegerische Sultane trugen kleine, leichtgewundene Turbane, Fanatiker und Zeloten große, kegelförmige — ein treffliches Mittel, den Kopf zu beschweren, damit er in den Nacken sinke und dem Träger das Ansehen verleihe, als neige er, stets in religiöser Betrachtung versunken, das Haupt nach unten, nie wagend, den Blick in die Höhe zu richten. Lustige Regenten ließen sich phantastische Knoten machen; der Eroberer Cyperns gab seiner Trunksucht und seiner Liebe zu den Tscherkassierinnen in den frivolen Flechten seines Turbans Ausdruck. Eroberer schmückten ihren Turban mit der Reiherfeder oder anderen Insignien der Herrschaft, verweichlichte Haremshelden ließen Perlenschnüre herabhängen, und wirklich sonderbar ist der Unfug aller Art, den die guten Mohammedaner mit ihrem endlichen Leichentuche trieben. Bei alle dem blieb der Turban schön und malerisch; selbst noch heute, wo er sich im Stadium des Verdrängtwerdens befindet, ist er es. Der Occidentale sagt: Die Haare sind der Schmuck des Hauptes, dem Orientalen gilt dies vom Turbane, und in der That nehmen sich die biedern Neu-Osmanli's in ihren rothen casserolartigen Kopfstücken neben ihren orthodoxen Glaubens-

brüdern im Osten ganz miserabel aus. Der blendende, schneeweiße Turban der Mollawelt, obwol heute schon nachlässig und von eigener Hand gebunden, verleiht noch immer einen gewissen Grad von Imposantheit, eben wie der Turban des Anatoliers, aus einem groben, buntfarbigen Shawl gewunden, besonders bei Leuten von hohem Wuchse, nie seine Wirkung verfehlt. Der Turban ist nicht nur eine Kopfbedeckung, er dient zugleich bei Tage als Schirm gegen die Sonne, bei Nacht als bequemes Kopfkissen, ja Vielen gestaltet er sich sogar zum förmlichen Necessaire. Seine Falten enthalten bei Einigen Zahnstocher, Zahnbürsten, Augenpulver, bisweilen auch etwas Salz und Pfeffer, bei Anderen werden sie zum Aufbewahren des Papiergeldes und der Briefschaften benutzt, und eine große Majorität verwendet den einen oder anderen Zipfel zum Abtrocknen, wenigstens nach den frommen Abwaschungen. So viel Bequemlichkeit und Nützlichkeit mit einer Kopfbedeckung verbunden, ist fürwahr kein kleiner Vortheil! Darf man daher den Türken grollen, wenn sie so ungern den Turban mit dem Fez vertauschen? „Alle Rechtgläubigen sind Brüder" sagt der Prophet, und wenn der Turban auch nicht direct als Kennzeichen der Nationalität dient, so trägt er doch immer die Merkmale des Standes, der Religion und der Anschauungsweise offen an sich. Während in gewissen Ländern die Juden und Christen schwarze, grobwollene Turbane zu winden gezwungen sind, um dadurch das traurige Emblem ihrer Knechtschaft zu affigiren, ist diese Kopfbedeckung in anderen Ländern, wie z. B. in Persien und Mittelasien, den Nichtmoslimen gänzlich untersagt. Unter den Rechtgläubigen selber findet man die Nuancen der grünen Farbe einzig und allein bei den Nachkommen des Propheten; in Constantinopel sind Letztere zumeist Grünzeughändler und die Farbe ihrer Turbane wird gleichzeitig zum komischen Wahrzeichen ihres Geschäfts. In Persien haben die Mitglieder dieser gebenedeiten Familie während ihrer Lebenszeit für ihren Turban das Blau, das Grün aber für die Kuppel ihrer Mausoleen gewählt. Kaufleute, Handwerker und sonstige Stände ergötzen sich an buntfarbigen Turbanen; sie sind als Weltmänner dem bunten Treiben des irdischen Daseins nicht abhold und stehen nicht an, ihre Lebenslust auch durch den Turban zu manifestiren. Das Emblem des Adels, der Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und

Herrschaft war und blieb stets der weiße Turban. Selbst die Stadien der Civilisation, in denen sich die verschiedenen Völkerfamilien des Islams befinden, sind aus den Formen dieser merkwürdigen Kopfhülle zu erkennen. Der Scherif von Mekka, wie alle edlen Insassen dieser heiligen Stadt, sind stolz darauf, das Leintuch in derselben Form zu winden, wie es zur glücklichen Zeit Sr. Heiligkeit Sitte war. In Bagdad, Damaskus und Jerusalem brüsten sich Viele damit, daß ihr Turban noch genau dieselbe Gestalt habe, wie zur Zeit der Chalifen, während in Brussa, Konia und Bochara eifrige Ordensbrüder zu beweisen streben, daß sie in ihrer Kopfbedeckung noch immer die Mode des Bektasch, Mewlana Dschelaleddin Rumi und Behaeddin befolgen. In Persien will man die Turbansitte der beliebten Sefewiden, in Afghanistan die der Gasnewiden und in Indien die des mächtigen Ekber Schah und Evrengsib nachahmen. Es ist ein umfassendes historisches Bild im Turbane vorhanden, und wenngleich die sonstige Kleidertracht den mannigfaltigen Einflüssen der Zeit wird weichen müssen, der Turban bleibt allein und immer der unerschütterliche Repräsentant vergangener Jahrhunderte, vergangener Größe und tief verborgener religiöser und dynastischer Gefühle.

Und ist denn nicht auch in der Weißwäsche, oder besser gesagt in der Gleichgültigkeit gegen dieses zur Reinlichkeit unentbehrlichen Artikels, der Orient mit seinem ganzen Leben und Treiben, mit seiner gefährlichen Philosophie ausgedrückt? Ob Römer, Griechen oder sonstige Völker des Alterthums, ob selbst wir Abendländer in dunkeln Zeitaltern auf die Leibwäsche besondere Sorgfalt verwendeten, könnte wol Niemand genau bestimmen; doch meine ich, diese dürfte sich bei allen oben erwähnten Nationen immerhin in einem bessern Zustande befunden haben, als bei den Orientalen der Neuzeit. Nicht nur die ärmere und Mittelklasse im Osten, auch die allerhöchste und allerreichste ist in Betreff der Weißwäsche von auffälligster Nachlässigkeit.

Obschon in der Türkei und in den arabischen Städten die weißen, gazeartigen, halb Seiden-, halb Wollstoffe als Unterkleidungsstücke bereits im Mittelalter im Gebrauch waren, nahm man auf Reinlichkeit beförderndes Wechseln doch niemals Bedacht und wie früher, ist es noch jetzt Sitte, neben einer bedeutenden Anzahl von Oberkleidern nur

zwei, drei, höchstens sechs Hemden in die Garderobe aufzunehmen. In Persien und im fernen Osten sieht es in dieser Hinsicht noch viel ärger aus. Leute, die Hunderte von Dukaten auf Schmuckgegenstände und Kleider verwenden, pflegen höchstens so viel Weißwäsche zu besitzen, als zu einmaligem Wechseln erforderlich ist, und nicht nur reiche Kaufleute, selbst hocharistokratische Chane und Minister stehen in der Dürftigkeit ihrer Weißwäsche selbst unseren allerärmsten Leuten weit nach. In Persien trägt die Masse dunkelblau gefärbte Hemden aus Nankin, womit man die Unsichtbarkeit des Schmutzes, dagegen das Sichtbarwerden der darin nistenden, weißhäutigen Kreatürchen bezwecken will. Nichts ist anekelnder für den Femden, als bei einem großen Herrn, den ein endloser Troß von Dienern begleitet und der sich mit den theuersten Rubinen und Diamanten beladen hat, aus den prachtvollsten Seidenkleidern den Zipfel eines schmutzigen Hemdes herausragen zu sehen. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Teheran hatte selbst Se. Majestät nicht mehr als zehn europäische Hemden, die, zum Schrecken aller rechtgläubigen Schiiten, von den Händen einer Ungläubigen gewaschen, gestärkt und geplättet wurden. Ueberdies verbreitet das beregte Kleidungsstück in Iran, in Folge der steten Contacts mit dem von übelriechendem Henna behafteten Körper einen unangenehmen Geruch, und dieser grelle Contrast der innern Unreinlichkeit mit dem äußern Putz läßt am Besten erkennen, wie im Oriente Alles nur dem Scheine huldigt. In Mittelasien, wo das bis zu den Knöcheln reichende Hemd als Hauskleid und zur Sommerzeit als Gewand dient, pflegt man auf Wäsche etwas mehr Sorgfalt zu verwenden. Das weiße Hemd ist namentlich beim Gebete unentbehrlich, und dennoch haben weder Turkestaner, noch Afghanen einen Ueberfluß an Hemden. Ich erinnere mich, einen Sohn des berühmten Dost Muhamed Chans gesehen zu haben, als derselbe auf einige Stunden nackt unter dem Oberkleide schlief, um sich indessen das einzige Hemd durch seinen Diener auswaschen zu lassen. Echt prinzliche Begriffe von Reinlichkeit!

Im fernen Osten sind die Kleidungsstücke noch länger, plumper, unzweckmäßiger und unästhetischer, als in der westlichen Islamitenwelt. Merkwürdig bleibt es immer, daß Nationen, die sich mehr zu Pferde als zu Fuß bewegen, so bauschige und faltenreiche Klei-

der haben, die für cavalleristische Evolutionen so wenig sich eignen. Der reitende Morgenländer sucht vielmehr Etwas darin, den Kleiderprunk zu vermehren, weil die Wucht des Anzuges nicht von ihm, sondern vom Pferde getragen wird. Nicht nur die Ozbegen in Bochara, Chokand und Kaschgar gleichen in ihren Kostümen ausgepolsterten Damen aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, auch der Charezmier und der kriegerische Afghane, dessen chevalereskes und heroisches Gebahren englische Schriftsteller so sehr bewundern, haben zu Fuß wie zu Pferde mehr das Aussehen einer Chorsängerin aus der Oper Nebukadnezar, als das eines Kriegers. Anliegende Kleider verleihen wol weniger Grazie, sind aber auch weniger hindernd, als weite, und in den Kämpfen der Mittel-Asiaten werden die Falten ihrer Gewänder, an denen sie einander leicht erfassen, ihnen oft verhängnißvoll.

Orientalischer Schmuck! Nicht wahr, lieber Leser, Du bist gespannt, Du erwartest Großes, Außerordentliches. Schilderer des Ostens mögen Deine Phantasie erregt haben, doch erlaube mir, daß ich die Wahrheit nicht interessant sensationellen Schilderungen opfere und Dir offen sage, daß der alte, blendende, Sterne verdunkelnde Schmuck des Ostens heute nur mehr ein ärmliches Geflitter ist. Prachtliebe — von der wir noch sprechen werden — existirt wol, doch Schmuck, wirklich Staunen erregenden Schmuck — ich meine für ein europäisches Auge — ist selten anzutreffen. Die nüchternen Osmanlis haben die alte Lust am Gepränge auf ihre Frauen übertragen und diese pflegen sich allerdings mit dicken Perlenschnüren, Colliers, Armbändern, Agraffen, Finger- und Ohrringen zu beladen, während die Herrenwelt nur durch mit Rubinen, Diamanten und Saphiren verzierte Fingerringe, Petschafte und Taschenuhren zu glänzen sucht. Die Petschafte, ich meine die Siegel, diese Stereotyp-Unterschrift des Orientalen und das alter ego jedes Gentleman, bewahrt man in kleinen, seidenen Säckchen, die auf dem Leibe getragen und selbst vor den eigenen Familienmitgliedern ängstlich gehütet werden. Sie bestehen aus kunstvoll geschliffenen Edelsteinen, sind in Gold gefaßt und oft Alterthümer von hohem Werthe. Auch Uhren, von alter, englischer Fabrikation, sind nicht selten mit Diamanten besetzt; selbst dienstbare Geister tragen Genfer Uhren im Werthe von 500 bis 1000 Francs. Die

Alt-Türken pflegen nach überkommener Sitte das Sattelzeug luxuriös auszustatten, die Neu-Türken haben diese Ausstattung auf die Wagen übertragen, treiben damit eine wahrhaft lächerliche Verschwendung und lassen die feinen, oft mit Spiegelscheiben und Silber in Paris fabricirten Kutschen auf dem Höllenpflaster des alten Byzanz in einigen Wochen zerschmettern, denn noch ist kein Wagen von den Ufern der Seine oder der Donau nach dem Bosporus gewandert, der dort länger als zwei bis drei Monate gehalten hätte. Werden auch diesem Luxusartikel große Geldsummen geopfert, so ist es doch vornehmlich ein Gegenstand, worauf die Türken ihre Prunksucht concentriren: die Pfeifen. Das große Bernsteinmundstück ist bei den Reichen mit werthvollen Steinen verziert, und bei gewissen feierlichen Gelegenheiten werden Tschibuke gereicht, von denen jedes Stück auf mehrere Tausend Francs zu stehen kommt. Als der jetzige König von Belgien, als Duc de Brabant, den Orient bereiste und Abdul Medschid's Gast war, bediente man ihn mit derartigen Tschibuks; sie gefielen ihm ausnehmend, und der Sultan, dem er sein Wohlgefallen daran äußerte, bediente sich der üblichen orientalischen Höflichkeitsformel: „Es sei dein Angebinde", eine bloße Phrase, die niemals ernst gemeint ist. Der Prinz, dem noch Coburgisches Blut in den Adern floß, nahm aber die Sache für Ernst und ließ am Tage seiner Abreise sämmtliche Gegenstände, im Werthe von einigen hunderttausend Francs, in die Koffer packen. Die dem belgischen Thronfolger zur Dienstleistung beigegebenen Türken sahen das mit Schrecken und Staunen und erklärten die Worte des Sultans nach dem üblichen orientalischen Höflichkeits-Canon, doch die Hoheit wollte das nicht Wort haben und entgegnete: „Sultane scherzen nicht!" und wirklich ging Alles mit nach Brüssel. Als Gegengeschenk sandte der Duc de Brabant eine kunstvoll gearbeitete Vase mit merkwürdigen Basreliefs und Gravuren, aber im Werthe wol hundertfach geringer, als die mitgenommenen unfreiwilligen Spenden.

In Persien wird der Pfeifenluxus noch ärger getrieben, überhaupt dem morgenländischen Luxus dort, besonders in Putz an Kleidern und in Verwendung edler Metalle, namentlich auf dem Sattelzeuge (da die Perser, der alten Sitte treu, noch immer ein reitendes Volk par excellence sind), mehr Ausdruck verliehen.

Hausgeräth und Eßgeschirr aus Edelmetallen zu verfertigen, wird heute freilich seltener, nur alte Familien haben hie und da noch silberne Waschbecken und Wasserkannen, Leuchter und Teller, goldene Sherbetschalen aus der guten alten Zeit bewahrt. Das einzige Geschirr, welches die Türken am Bosporus noch schmücken, sind die kleinen Untertassen der Kaffeeschalen (Zarf); die inländische Industrie fertigt sie in Filigran-Arbeit, und zuweilen sind sie sogar mit Edelsteinen besetzt. Da mit dem wachsenden Einflusse der westlichen Civilisation die alte türkische Sitte immer mehr gegen die östlicheren Gegenden Asiens zurückgedrängt wird, so ist auch Reichthum und Schmuck der Waffen nur noch in Arabien und Kurdistan anzutreffen, obwol silberne und goldene Schwertscheiden und Schwertgriffe, lange, damascirte, mit Gold, Silber oder Steinen ausgelegte Flintenläufe, werthvolle Handschare und Jatagane schon zu den Raritäten gehören und meist von den nach Antiquitäten jagenden europäischen Touristen ausgeführt werden. Was von diesen Gegenständen aus Rumelien und Anatalien auf den Bazar von Constantinopel gebracht wird, gelangt in eine Strömung, die Alles nach Europa fortführt, selten aber Etwas nach dem Osten zurückbringt. Iran bewahrte in kunstgewerblicher Hinsicht mehr Originalität; hat auch die Fabrikation der im Alterthum weitberühmten Klingen von Ispahan, Chorasan beinahe aufgehört, so muß doch jeder Perser von Anstand einige Waffen-Prachtstücke besitzen. Die Leidenschaft für kostbare Waffen ist bei den kriegerischen Mittelasiaten, die seit dem Mittelalter große Sorgfalt auf die Schmückung der Schwerter, Dolche und Schilder verwenden, selbstverständlich noch größer, und die Schenkung eines oder des andern werthvollen Waffenstückes noch heute mit dem Verleihen einer Würde gleichbedeutend.

Es ist überhaupt sehr charakteristisch, daß bei den Völkern des Ostens Edelsteine und edle Metalle nicht nur zum Schmuck, und zur Zierde, sondern auch als Talismane und als Heilmittel gegen gewisse Uebel dienen. Dem von Gelbsucht Geplagten wird das stete Tragen von Goldmünzen angerathen, in dem Glauben, die gelben Münzen ziehen die ihnen verwandte Farbe an und lassen sie verschwinden. Das starre Hineinblicken in den krystallhellen Diamant soll die Düsterkeit des Gemüthes verscheuchen, den

Schleier des Kummers vom Auge ziehen, den Menschen scharfsichtig machen und fröhlich stimmen. Wer sein Auge am dunkeln Roth des Rubins weidet, der erlange die Fähigkeit, sich auch ohne Genuß des verbotenen Getränks in Rausch zu versetzen. Rothe Rubine und rother Wein gelten als verwandt, beide dienen als Metapher für die rothen Lippen der Holden, und so oft haben die Dichter den Rubin mit Wein und Mädchenlippen verglichen, daß der von Liebe entflammte Orientale im Kuß des kalten Steines feurigen Gegenkuß von warmem Mädchenmunde zu erhalten wähnt. Im Azurblau der Türkise, heißt es, spiegele sich die Rückerinnerung an heitere, wolkenlose Stunden, an vergangene Fröhlichkeit, und für diesen Stein, namentlich in der Form eines weiblichen Busens, sind schon Hunderte von Dukaten gezahlt worden. Der Orientale dreht und wendet diese Steine vor den Augen hin und her, in dem Wahn, auf diese Weise ihnen einen besonderen Glanz ablocken zu können und drückt die Strahlenwirkung des einen oder andern Prismas durch Seufzen und empfindungsvolles Ach aus. Ja jeder Stein hat seinen besonderen Werth, seine besondere Bedeutung. Der fromme Derwisch und Ordensbruder schmückt den Mäßigkeitsgürtel seines zerlumpten Gewandes mit einer Agraffe aus gewisser, ihm vom geistigen Oberhaupte verliehener Steingattung, und er trennt sich eher von allen irdischen Gütern, von Allem, was ihm theuer ist, als von diesem Steine. Ich beobachtete religiöse Schwärmer, die eine gewisse geäderte Steingattung (Mondstein) mit zerknirschter Pietät betrachteten. Diese Steine kommen zumeist aus der Umgebung von Nedschef, der Ruhestätte Ali's, und man behauptet, ihre Adern seien nichts Anderes, als einzelne Haare vom gesegneten Barte des allgemein geliebten Heldenchalifen. Man exportirt diese Steine bis nach China, und obwohl an Ort und Stelle im Freien gefunden, werden sie in Jarykend, Kaschgar und in ganz Ostturkestan gegen werthvolle Steine gern eingetauscht. Von Wunder wirkenden Steinen, die zumeist als Antidota gebraucht werden, giebt es ebenfalls eine nicht unbedeutende Anzahl. Sie stehen besonders bei den Söhnen der Wüste in hoher Schätzung, und es ist mir noch heute unerklärlich und mag dem europäischen Leser unglaublich erscheinen, daß ein turkomanischer Scheich einen von einer giftigen Schlange Gebissenen dadurch heilte, daß er an der Biß-

wunde mit einem kleinen schwarzen Steine so lange herumtippelte, bis sich jeder Schmerz verlor. Nicht minder ist es auch der fabelhafte Stein der Weisen, der von den Orientalen emsig gesucht wird und den gefunden zu haben Viele behaupten. Bei alten Ruinen und sonstigen durch Spuk und Zauber berüchtigten Orten begegnet man oft einem hagern, verwirrt aussehenden Derwisch, der Tage, ja Monate lang herumsucht, ohne durch sein Gebahren Verwunderung zu erregen. Er sucht den Stein der Weisen, heißt es allgemein, er will die Hauptingredienz zur Alchemie finden und nicht nur stört ihn Niemand, man versieht ihn sogar während der Zeit seines nutzlosen Geschäftes mit Speise und Trank.

Die größte Ausbreitung und Höhe erreichte der Edelsteinluxus in Mittelasien bei den islamitischen Fürsten des Mittelalters. Die östliche und die westliche Seite des alten Erdtheils, auch Europa entlehnte von dort den Edelsteinschmuck, und keineswegs fabelhaft oder übertrieben sind die hierauf bezüglichen Berichte von den Höfen der Chalifen zu Bagdad, der Sefewiden zu Isphahan, der indischen Fürsten zu Lahore und der Timuriden in Transoxanien. Der arabische Meerbusen, Indien, Bedachschan und Chorasan waren die unerschöpflichen Fundorte der kostbaren Steine; von dort aus tauchten jene funkelnden Einzelsterne auf, die sich an den Diademen manches Fürsten zur strahlenden Sonne der Pracht concentrirten; von dort aus füllten habsüchtige Herrscher ihre Schatzkammern. Der Sturz der einen oder andern Dynastie brachte die gesammelten Schätze immer auf's Neue in Umlauf; anfangs flossen sie fast nur westlich, bald aber auch südlich und nördlich, und da das kriegerische stets von wilder Anarchie unterminirte Asien seit dem mächtigen Erwachen des Abendlandes in den Schlaf der Unthätigkeit, ja in den Tod versank, so ist auch anzunehmen, daß die großen Schätze seiner ehemaligen Gewalthaber mit dem Ende des Mittelalters allmälig zu verschwinden aufhörten. Vieles wurde nach allen Weltgegenden zerstreut, nicht Weniges hat die Erde in ihren schwarzen Schooß wieder zurückgenommen, und was die Höfe der islamitischen Fürsten heute noch besitzen, ist nur ärmliches Geflitter. Der helle Glanz, die blendende Pracht des orientalischen Luxus ist dahin.

Das bis jetzt vom Prunk Gesagte gilt nur von der Männerwelt.

Reden wir nun speciell von den Frauen im Oriente, die unsere Dichter und Schöngeister so oft in rosige Entzückung versetzten, die aber meist verkannt wurden und es noch werden. — Die Frau im islamitischen Osten gehört nicht der Oeffentlichkeit an und steht daher im Prunk und Paradiren weit hinter dem Manne zurück. Sie hat, streng genommen, nur zwei verschiedene Anzüge, einen häuslichen und einen öffentlichen. Im Hause oder im Negligee muß oder soll die Frau Gewänder von durchsichtigen Stoffen, von leichtem sogar frivolem Schnitt tragen. Alles muß darauf hinzielen, die körperliche Schönheit für ihren Herrn und Gatten in helleres Licht zu stellen, und während sie im Bereiche des Harems ungezügelt kokett und in frivolster Toilette sich zeigt, darf sie außerhalb des Harems nur tief vermummt, streng versiegelt einherwandeln. Auch hier sind die Türkinnen an erster Stelle zu erwähnen, schon wegen ihrer wahrhaft geschmackvollen Haustracht. Der Dichter sagt: „Drei Töne ergötzen mich und berauschen die Sinne mir: Das Zisch! Zisch! des Bratens, das Gluck! Gluck! der Weinflasche und das Tschuch! Tschuch! des rauschenden Frauenkleides." Die seidenen, bis zu den Knöcheln in reichen Falten niederfallenden Beinkleider sollen beim Gehen ein Rauschen und Knistern verursachen, die dem Türken wie wollustvolle Melodien klingen. Der nackte Fuß muß in den winzigen Pantöffelchen, diese wieder in den flinken Schritten sich verlieren. Die Büste muß immer enthüllt sein und die leichten und dünnstoffigen Entaris, deren überlangen Schöße durch den Gurt aufgenommen sind, sollen einen zierlichen, phantastisch herabwallenden Jupon bilden. Besonders anmuthig ist der nach den Seiten sich schelmisch schaukelnde Kopfputz, unter dem das in lose Locken geringelte Haar hervorquillt. Dieser Kopfputz, aus einer kleinen Kappe oder aus dünnen, spinnwebartigen Tüchern bestehend, ist so überaus zierlich und verjüngend, so vorzüglich geeignet, den schalkhaften Gesichtsausdruck der lustigen Schönen zu erhöhen, daß man sich unter dieser Hülle ein ernstes Köpfchen gar nicht vorstellen kann. Die Türkinnen verstehen es, diese Kopftücher schnell ohne besondere Sorgfalt und ohne Spiegel aufzubinden, und dennoch sind Franzen und Zipfel so malerisch gelegt, wie dies nur im Osten möglich ist und das Entzücken orientalischer Dichter rechtfertigt. Der Körper bewegt sich im leichten Anzuge frei und graziös; die

alabasternen Arme tauchen aus dem weiten Aermel formenschön hervor, und ob die türkische Schöne beim Stickrahmen sitzt oder ihrem Gebieter gegenüber mit gekreuzten Armen steht, ob sie geschäftig hin und her eilt oder in melancholischem Schritte einherwandelt — der häusliche Anzug verleiht ihr stets eine so gefällige Anmuth, wie kein anderes Damenkleid in der Welt. Leider ist diese Erscheinung nur eine vereinzelte. Macht man nach den Hanims des türkischen Harems einen Besuch im Frauengemache der Perserinnen, Afghanninen und Mittelasiatinnen, so findet man keine Spur von Poesie, kein Zeichen von Geschmack. Die Tochter Irans mit ihrem den indischen Bajaderen entlehnten Unterrocke, mit dem kurzen, nur die Brust bedeckenden Oberhembe, den rothgefärbten Entenfüßen, dem aufgeklebten Haarputz, Arme wie Nacken durch Tättowirung entstellt, gleicht eher einer geschmacklos gekleideten Hetäre, denn einer anmuthsvollen Rose oder jener herzräuberischen Schönen, wie einheimische Dichter sie schildern. Nicht nur ihr Benehmen, auch ihr ganzer Anzug hat etwas Lascives, Unästhetisches; sie ist die Incarnation echter Haremsorgie, überdies von verschwenderischsten Gewohnheiten. Die oberste Hülle der von den Hüften herabhängenden Stoffmassen besteht bei den Reichen aus kostbaren Shawls, so daß ein derartiges Oberkleid oft 100 Dukaten und mehr kostet. Im Vergleiche mit den Perserinnen wieder, wie ärmlich, plump, verlassen und vernachlässigt erscheint die Frau eines Oezbegen! Haremsstrenge, asiatischer Barbarismus, islamitische Prüderie und Armuth tragen gleichmäßig dazu bei, ihren Anzug geschmacklos zu gestalten. In manchen Theilen Mittelasiens ist sogar die Existenz eines speziellen Frauenkleides bestreitbar; wenigstens habe ich es an manchen Orten erfahren, daß viele Gewänder von Mann und Frau auf gleiche Weise getragen werden können. Das Unterbeinkleid, das Hemd und die Jacke unterschieden sich, was sexuelle Eigenheiten betrifft, fast gar nicht; zuweilen charakterisirt sich die spezielle Frauenkleidung nur durch die grellere Farbe des die Waden bedeckenden Stückchens Kattuns oder Möbelstoffs. Die Oezbegin oder Tadschikin hüllt sich auch im Hause in faltenreiche Kleider, ob Sommer oder Winter, sie ist gleichmäßig vermummt: selbst das Haar wird nur im Blüthenalter gepflegt, während ältere Matronen das Haar als störende und unbequeme Beigabe gänzlich

abzuschneiden pflegen. Dünne Gaze, feine Seidenstoffe, kunstvolle Spitzen — alle diese und andere Putzgegenstände der Frauen am Bosporus ersetzt hier das importirte, hellfarbige, russische Sacktuch, das theils in einem geschmacklosen Turbane kegelartig um's Haupt, theils wurstartig um die Lenden gewunden wird. Schwere Seidenstoffe, wie Kimchai, Darai und Etres, fehlen keineswegs bei den Mittelasiaten, allein sie dienen nur zu Männerkleidern, nur zum Schmuck der Männerwelt. Diese barbarische Sitte, Frauen jedes Schmuckes und jeder Zierde zu berauben, ist aber nur in Transoxanien und Afghanistan verbreitet; im mohammedanischen Indien, wo gleiche religiöse Strenge herrscht, haben die alten indischen Gesetze Vieles gelindert; selbst in Bochara muß diese Sitte nicht immer geltend gewesen sein, denn wie historisch erwiesen ist, figurirte zur Blüthezeit der Timuriden die Frauenwelt nicht selten öffentlich. Heute jedoch ist das arme schöne Geschlecht, was seine Kleider, Toilette und Schmuckgegenstände betrifft, dort in sehr kläglichem Zustande.

Der Hausanzug der Frauen im islamitischen Osten wird daher bei manchem europäischen Leser, der Alles im Zauberschein von „Tausend und eine Nacht" oder im Farbenglanze begeisterter europäischer Dichter erblicken will, eine barocke Täuschung erzeugen, noch mehr aber, als das Hauskleid, das Gewand, in dem sich die Frauen auf öffentlichen Plätzen zeigen. Doch was sage ich „Gewand", richtiger das Tuch, worin sie eingemummt einhergehen, oder die tyrannische Maske, unter der manche wunderbare Schönheit ihre jugendliche Formenreife verbergen und sich alt, geschmacklos und plump zeigen muß. In dem verhältnißmäßig civilisirteren Theile Westasiens hat diese Hülle die Form eines Mantels (Feredsche), dessen breiter Oberkragen vorn und hinten bis weit über die Lenden herabhängt und nicht befestigt, sondern lose, mit beiden Händen um die Brust gehalten wird. Während nun beim Gehen der obere Theil sich so weit öffnet, daß er beinahe über die Schulter hinabgleitet, so gestaltet sich dagegen der untere Theil durch den Faltenfall wieder so eng, daß er am Fortschreiten hindert und durch den engen Anschluß eben jene Körpertheile in scharfen Umrissen zeigt, den unsre Damen im Faltenmeere ihrer Gewänder zu verbergen wissen. Den obern

Theil des Körpers bedeckt bei den türkischen Frauen entweder ein dicker Wulst von Tüll oder ein Shawl, den Kopf die in Europa schon ziemlich bekannte Form des Jaschmaks, Schleier, der eher den Namen Schönheitszeiger als Schönheitsverberger verdient, da Augen, Nase und Mund freigelassen sind und stark geschminkte Wangen und dicht überzogene Augenbrauen durch die spinnweb-artigen Gazestoffe Unerfahrenen naturwahr erscheinen.

Diese stark complicirte Mode der türkischen Damen ist eine Errungenschaft der Neuzeit. Wie alte Kupferstiche darthun, existirte sie weder im siebzehnten und achtzehnten, noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts und ist auch heute in allen Theilen des ottomanischen Reiches nur bei den Frauen türkischer Beamten anzutreffen. Araberinnen und Perserinnen genießen außer dem Hause weder die Vortheile des türkischen Jaschmaks, noch die des koketten Feredsches. Beim Ausgehen hüllen sie sich in ein dunkles Leintuch (Tschadir, Zelt oder Hülle genannt), dessen obere Ecken im Gurt befestigt sind, während die untern in beiden Händen getragen werden, was die holden Damen derartig vermummt, daß sie, wie in einen Sack gesteckt, eher für wandelnde ausgepolsterte Mumien, als für nette Spaziergängerinnen gehalten werden können. Das Gesicht bedeckt ein handtuchartiges Leinwandtuch (Mudend, Gesichtsdeckel genannt), das vor den Augen ein nur spärliche Licht-strahlen durchlassendes dichtes Netz ausbreitet. Hie und da bei den Wohlhabenden sind diese Mudends mit Agraffen aus edlem Metall oder mit Edelsteinen verziert, die mich immer an ein hängendes Schloß einer Gefängnißthür erinnerten. Je weiter man nach Osten kommt, je complicirter und strenger verschlossen wird dieser Tschador, und in Turkestan hat es die Frauenmode dahin gebracht, das Oberkleid der Frau mit dem des Mannes ganz gleichförmig zu machen, um dadurch jede äußere Unterscheidung der beiden Geschlechter zu verhüllen und dem [illegible] [illegible] vorzubeugen. Hier sind es nämlich lange Schlafröcke mit noch längeren Ärmeln, welche die armen Turkestanerinnen überwerfen müssen; die Schöße reichen bis über die Knöchel hinab und während der vordere Theil des Gewandes mit [illegible] geschlossener Hand zusammengehalten wird, ist der Kopf mit einem dichten Roßhaarnetze überzogen, das zu lüften Niemandem, selbst [illegible]

dringenden Fällen, in den Sinn kommt. In der Türkei und Persien kann man oft, selbst ohne aktäonische Impertinenz, eine oder die andere Schöne erblicken, die beim Wassertrinken, Pfeifenrauchen ꝛc. das weiße Visir aufschlägt, in Turkestan aber wird eine solche That zur Todsünde und eine auf der Straße zufällig stolpernde Dame wird es als geringeres Unglück ansehen, sich das eine oder andere Glied schwer verletzt, als ihr Antlitz einen Moment unverschleiert gelassen zu haben. Was aber an den fernen Grenzen des Islam am Meisten in Verwunderung setzt, ist die Wahrnehmung, daß alle Frauen, gleich ihren übrigen Geschlechts- und Glaubensgenossinnen, sich mit der Bereitung von Putz- und Luxusgegenständen, mit Stickereien und dem Weben feiner Stoffe beschäftigen, ohne doch diese Producte ihres Fleißes und ihrer Kunstfertigkeit zur eigenen Zierde gebrauchen zu dürfen. Auf den Bazaren der Hauptstädte Transoxaniens findet man oft Meisterstücke der Stickerkunst. Alles jedoch ist nur für die Männerwelt bestimmt. Monate, oft Jahre lang arbeitet ein armes Wesen an einem Prachtgewande und erfreut sich ihrer Arbeit nur dann, wenn dieses den Leib ihres Herrn, bisweilen auch ihres Tyrannen schmückt.

Die Schmuckgegenstände der Frauen im islamitischen Osten gehören überwiegend zum häuslichen Anzuge. Die Türkinnen schmücken vorzugsweise das Haupt und den Hals. Im ersteren Falle wird die niedliche Kappe oder das schalkhaft gebundene Tüchelchen mit werthvollen Perlenschnüren, Diamantagraffen und Diademen verziert, kostbare Colliers, hängen weit bis zum Busen herab. Ringe tragen nur die alten Frauen, Armbänder hingegen dienen nur den jüngeren zur Zierde. Ohrringe sind überall ein Gegenstand besonderer Sorgfalt; Nasenringe indeß haben die türkischen Damen nie verunstaltet. Dieser abgeschmackten Mode huldigten von jeher nur die Frauen Arabiens und der Nomadenstämme und nur ganz ausnahmsweise werden Nasenringe von Türkinnen und Perserinnen getragen. Allgemeiner im Gebrauch ist dieser bizarre Gegenstand bei den Völkern Mittelasiens, wo manche hochgeborene Ozbegin ihre Nasenläppchen mit einer solchen Last behängt, daß sie im Sprechen unfreiwillig näselnde Töne hören läßt. In letztgenannten Ländern verwendet man auch noch

kleine und große Kronen, aus Silber oder Messing, als Haarschmuck; man behängt sich überdies mit einer Unzahl von Amuletten. Es kommt dabei weniger auf die Wunderkraft der mysteriösen Sprüche, als auf das kostbare, schwere Etui an, und wie der Özbege sein Pferd nur dann recht aufgeputzt findet, wenn es unter Geklirr und Geklingel einherschreitet, so ergötzt er sich auch nur an seiner Frau, wenn diese während des Gehens durch die herabhängenden Schmuckgegenstände ein merkliches Geläute und Gerassel hervorbringt. In Unkenntniß dieses Gebrauches, hielten die Besucher der letzten geographischen Ausstellung in Paris jene bizarr aussehenden Schmuckgegenstände des fürstlichen Harems von Chiwa, welche die Russen als Trophäen von den Ufern des Oxus nach den Ufern der Seine brachten, anfangs für Ergänzungstheile eines prachtvollen Sattelzeugs. So etwas paßt wol auf die Brust eines Pferdes, nicht aber für den Busen einer Frau, meinte alle Welt.

Speisen.

Mit den Worten: „Jemek tschikti", (das Essen ist herausgekommen) werden sowol die männlichen wie die weiblichen Mitglieder des türkischen Hauses zur Tafel gerufen. Wie früher erwähnt, haben Harem und Selamlik in den vornehmen Häusern separate Küchen, separate Speiselokale und separate Speisestunden. Da die Männerwelt zumeist im ersten Stocke ihr Mahl einnimmt, so möge der geneigte Leser nach Verkündigung des Rufes: „Jemek tschikti" sich den Aiwas (armenischen Diener) vergegenwärtigen, der, eine eine runde, große und schwere Holzschüssel mit verschiedenen Gerichten auf dem Kopfe tragend, die Treppe hinauftrottet. In der geräumigen Vorhalle angelangt, harren seiner schon mehrere hungerige Faullenzer, hierzulande Diener genannt, um die mannigfach duftende und dampfende Bürde vom Kopfe des Trägers auf den Fußboden zu setzen. Während Aiwas und Diener bunt durcheinander um die runde Holzschüssel stehen, öffnen sich allmälig einige Seitenthüren, durch welche die Theilnehmer des Mahles der Speiselocalität zueilen. Die Tafel ist so einfach, wie sie nur sein kann. Vor einigen Jahrzehnten bestand sie noch aus einem vom Fußboden höchstens zwei Spannen entfernten runden Tische, um welchen sich die Gäste more consueto niederhockten. Heute hat die Civilisation à la française einen runden, einfüßigen Tisch eingeführt, auf dem das altherkömmliche Sini (runde Messingplatte) mit einigen Löffeln und Brodportionen darauf sich befindet; denn mit Messer und Gabel hat sich die moderne Etikette der Orientalen noch nicht vertraut gemacht. Gottesgaben mit Stich- und Schneidwerkzeugen zu zerkleinern, gilt als sündhaft. Der Gebrauch von Messern und Gabeln ist ohnedies überflüssig, denn die nichtflüssigen

Gerichte sind so weich und mürbe gekocht, daß sie auf die erste Berührung mit den Fingern zerfallen.

Um eine solche Tafel herum setzen sich die Theilnehmer nach Belieben; nur den Gästen wird, je nach ihrem Range, ein Platz in der Nähe des Hausherrn reservirt. Auf ein Zeichen des Letztern, gewöhnlich ein Handklatschen, stellt der Leibdiener eine ihm oft aus dritter Hand zugelangte Schüssel auf den Tisch, aus welcher zuerst der Hausherr und nach ihm die Uebrigen die Speise mit den Fingern herrausgreifen. Man kann dies aus einer Schüssel höchstens fünfmal thun, denn das Menu ist in der Regel ein reichhaltiges und das Wechseln der Schüsseln geht äußerst schnell von statten. Eben im Begriffe, sich an dem einen oder andern Gerichte zu delectiren, ertönt schon das gebieterische „Kaldir" (Nimm ab) und alsbald ist der Leckerbissen verschwunden. Wein oder Spirituosen werden bei der Tafel sehr selten genommen, nur ein Trunk Wasser von dem rückwärts harrenden Diener dargereicht. Dem Abendländer wird es nicht eben angenehm auffallen, das Eßzeug nach süßen und sauren, nach gezuckerten und gepfefferten Speisen ohne jeweilige Reinigung, die die orientalische Tafeletikette nicht vorschreibt, weiter gebraucht zu sehen. Als Ersatz hierfür ist der Zungenspitze eine gewisse Thätigkeit eingeräumt; die für den Europäer weit aus dem Bereiche der Aesthetik liegt. Und dennoch hat das Morgenland selbst in dieser Eigenheit nationale Nuancen aufzuweisen. In der bessern alttürkischen Gesellschaft darf man nur Zeige- Mittel- und Ringfinger dieser primitiven Reinigung unterwerfen, in Persien ist dies für alle fünf Finger, jedoch nur bis zum ersten Knöchel gestattet, während Afghanen und Tataren in ganz unbeschränkter Weise verfahren. Im Allgemeinen herrscht während der Tafel eine auffallende, nur durch die Schritte der Diener unterbrochene Stille: Conversation, diese Hauptwürze europäischer Tafeln, fehlt gänzlich, und ungeachtet der zahlreichen Gänge, die zwischen vier bis sechszehn wechseln, pflegt die Mahlzeit in vornehmen türkischen Häusern selten über eine halbe Stunde zu dauern.

Die Tafeletikette ist auf dem ganzen Gebiete der osmanischen Herrschaft ziemlich die gleiche; sie ist ein Gemisch alttürkischer und griechischer Sitten und weicht schon von der persischen wesentlich

ab. In Iran, in dem vermeinten Lande verfeinerten, orientalischen Geschmacks, hat die fremdartige Mode der Tische und Sessel sich bis jetzt noch nicht einbürgern können. Hier genießt man die Mahlzeit noch auf dem Fußboden gelagert, und die verschiedenen Gerichte, auf feinen türkischen oder turkomanischen Teppichen, bisweilen auch auf Jezder Filzstücken aufgestellt, werden nicht successive, vielmehr alle auf einmal dem Gaste vorgesetzt. Die Theilnehmer, nicht mit quer unterschlagenen Beinen wie die Türken sitzend, sondern auf den Fersen hockend, neigen sich, in den üblichen Spitzwinkel gekrümmt, der Tafel mit einer gewissen Behutsamkeit zu, um den dermaßen vorgestreckten Bart nicht mit kleinen Speiseresten in Berührung zu bringen. Die linke Hand sorgfältig im Schooße, oft auch unter den Kleidern verbergend, operirt die rechte mit einer gewissen Grazie. Man greift nach Belieben nach den gekochten oder gebratenen Fleischspeisen, den Pilaven buntester Gattung, nach Grünzeugen, Zuckergerichten u. s. w., ohne sich von der Wahl und Geschmacksrichtung des Hausherrn oder sonstiger Tischgenossen leiten zu lassen. Nur wenn einigermaßen gesättigt, pflegt man nach dem langen, in die Runde herumgereichten Vortuche zu greifen, um etwaige Spuren der einen oder andern Speise zu beseitigen, oder sich an einem Trunke aus dem bereit stehenden Scherbetgefäße zu laben. Die Reinlichkeit wird verhältnißmäßig im türkischen Hause mehr gepflegt als im persischen, und dies zeigt sich auch an der Tafel. Der Türke vornehmeren Standes verwendet seine goldgestickte Hawlu (Serviette) nicht ohne Sorgfalt, während der Perser sich meist nur eines einzigen langen Stückes Kattun bedient, das über die Knie sämmtlicher Gäste ausgebreitet ist und an dem sie Hände, Mund und Bart abwischen. Dasselbe Stück Kattun dient dazu, etwaige Speiseüberreste für den nächsten Tag darin aufzubewahren. Der Türke wäscht sich vor und nach der Tafel sorgfältig Hände und Bart, selbst der Mund wird mit einem kräftigen Seifensprudel ausgespühlt, der Perser hingegen begnügt sich mit einigen Tropfen kalten Wassers, lediglich um nicht gegen die rituelle Vorschrift zu verstoßen.

Im fernen Asien, auf der Ostgrenze der moslimischen Welt, geht es natürlich noch viel primitiver zu, und schon der Name

Oezbege, Afghane, Turkomane und Kirgise wird den Leser bei Portraitirung dieser Asiaten Züge von Anmuth oder Feinheit nicht erwarten lassen. Das Sittenbild dieser in tausendjährige iranische Kultur eingelebten Volksstämme bietet in der That nichts Anziehendes. Der Mittelasiate ist zwar bei jeder Gelegenheit und unzählige Male während des Tages mit seinem Desturcham (Tischtuche, auch Tischetikette) bereit, er breitet es vor jedem Ankommenden aus und stellt ihm reichliches Essen vor, aber hier ist selbst der Löffel eine Seltenheit; statt der Finger gebraucht man die ganze Hand, statt der Serviette den Rockärmel oder Rockschoß und die ganze Tafel-Etikette beschränkt sich auf das gefällige Aufbrechen eines Markbeines oder auf das Darreichen eines Fettklumpens. — „Infandum iubes renovare dolorem!“ Mit wahrem Schauder erinnere ich mich noch jener Mahlzeiten, die ich seinerzeit unter Filzzelten oder Lehmhütten genossen und die meine Sehnsucht selbst nach persischen oder türkischen Mahlzeiten weckten.

Wir haben die Tafeletikette geschildert und wollen nun von den Hauptnahrungsmitteln berichten. Die erste Stelle in der ganzen Breite des asiatischen Festlandes von China bis zur Adria nimmt unstreitig der Reis ein, und die Variationen seiner Bereitung sind eben so zahlreich, wie die Klassificationen seiner Consumenten. Der mittelasiatische Asch oder Pilau ist an und für sich eine Composition mehrerer einzelner Gerichte, denn er besteht aus Reis, gelben Rüben, gedörrten Pflaumen und Fleisch, selbstverständlich mit einer sehr reichen Zugabe von Schaffett. Diese Speise entstammt dem turanischen Hochlande, von da kam sie zu den Afghanen, daher sie auch Ozbeg-Pilau heißt, und von jenen endlich gelangte sie zu den Persern, die sie Afghan-Pilau nennen. Hier ist die geographische Grenze dieser Reis-Kochart. Persien bildet sich nicht wenig auf seine national-culinarische Kunst ein und hat denn auch eine ganze Liste der Tschilau- und Pilau-Gattungen, von welchen ersterer wol nur als Ingredienz zu Fleisch- und Milchspeisen dient. Außerdem kennt der Perser rothe, braune und gelbe Pilawe. Es giebt ganze Provinzen, wo der Reis statt des Brotes genossen und gekochter Reis im Reisegurte herumgetragen wird, ja ohne ihn ist selbst das lukullischste Mahl nicht denkbar. Westlich von der persischen Grenze nimmt merkwürdiger-

weise die Wichtigkeit dieses Nahrungsstoffes bedeutend ab, denn fehlt auch der Reis in der Türkei bei keiner Mahlzeit, so darf doch nicht übersehen werden, daß die Pilawschüssel hier nur die Tafel beschließt, während sie im Osten die Hauptrolle darauf spielt. Bei der Masse des Volkes erfreut sich der Pilau noch großer Beliebtheit; Vornehme aber, die sich bereits an vielen andern Gerichten gesättigt, nehmen davon nur einige Löffel.

Nach dem Reis nehmen Gemüse und Hülsenfrüchte die erste Stelle ein. Es sind dies zumeist die bei uns bekannten Gattungen, mit Ausnahme einiger Kürbisse kleinerer Art, der Bamia und des Patlidschan (Aubergine). Es erscheinen in der Türkei oft 6 bis 8 Gänge von diesen Gemüsen, die daselbst geschmackvoll zubereitet werden, in Persien aber für den Europäer ungenießbar sind. Der Perser consumirt gar viele derselben in rohem Zustande, namentlich Gurken, Lattich, Zwiebeln, Kressen u. s. w. In Mittelasien und bei den Afghanen werden gekochte Grünwaaren wenig verwendet, desto größer aber ist ihr Consum in rohem Zustande. Nicht zu übersehen sind die verschiedenen Arten gefüllter Gemüse, Dolma genannt, von denen in der Türkei die sog. Jalandschi-Dolma (das falsche Gefüllsel) für einen Hauptleckerbissen gilt. Sie werden statt des üblichen Rindfettes mit Olivenöl zubereitet, und da sie kalt genossen werden, bilden sie das vorzüglichste Gericht bei Landpartien und Jagdausflügen.

Den Genuß des Fleisches möchte ich nur an dritter Stelle erwähnen; weder nach Qualität noch nach Zubereitung vermag es jene kräftigende Wirkung wie bei uns in Europa auszuüben. Man ißt gewöhnlich Schaf- und fast nie Rindfleisch, das nur von der niederen Volksklasse Persiens und von einigen ärmeren Nomaden in Centralasien genossen wird. Der Orientale ist begeistert in Hervorhebung der Vorzüge des Fleisches der Karaman- und Kivirdschik-Arten, nicht ganz mit Unrecht, denn sie ist allerdings vorzüglich, doch bei weitem nicht so nahrhaft, wie Rindfleisch und werden, wie schon angedeutet, butterweich gekocht oder gebraten. Selbstverständlich wird auch Geflügel nicht verschmäht, dessen Zubereitung aber, der fehlenden Saucen halber, dem europäischen Gaumen wenig mundet. Die bekanntesten Fleischgerichte sind: Jahna (einfach gekochtes Fleisch mit viel Brühe), Kebab oder Schisch-Kebab (Spieß-

braten, kleine auf einen Spieß gesteckte Fleischnitzel), Kijma (haschirtes Fleisch) und mehrere mindere Gattungen, mit deren Nomenklatur sich etwaige Liebhaber in dem zu London 1859 erschienenen türkischen Kochbuche bekannt machen können.

Bald hätte ich der Süßigkeiten, bei den Türken Tatlilik, bei den Persern Schirini genannt, vergessen, ohne die keine gewöhnliche Mahlzeit, geschweige denn ein Festmahl erdenklich ist. Endlos sind die Arten der Helva's (der aus Reismehl und Zucker zubereiteten Speisen), bei denen die verschiedensten Gerüche und Farben prädominiren. Nicht minder groß ist die Liste der Börek, einer der bei uns bekannten Maultasche ähnlichen Mehlspeise, die meistens mit Spinat gefüllt wird. Besonders beliebt ist Baklava, ein mit Fett und Zucker getränkter Teig, in dessen Verzehrung der türkische Magen Wunder leistet. Die persischen Süßigkeiten werden etwas eleganter geformt und in der Anfertigung einer Art, Rehat-lokum (Gemächlichkeit der Kehle) genannt, war seinerzeit ein Hadschi Bekir berühmt, dessen Fabrikate in bedeutenden Quantitäten nach Europa ausgeführt wurden. Persische Zuckerwaaren sind in der Türkei, Arabien und Egypten sehr beliebt. Dem ankommenden Gaste, dem gefeierten Tageshelden, jedem zu Gratulirenden werden in Persien ganze Zuckerhüte als Geschenke dargebracht und aus den großen Holzplatten (Gondscha), auf welchen bei Hochzeiten der lange Dienertroß die Brautgeschenke transportirt, ragen mehrere Dutzende Zuckerhüte hervor. Selbst in der Liebessprache figuriren mannigfach gefärbte Zuckerwaaren als Dolmetsch erotischer Ergüsse, denn wie der Blumensprache muß man auch der Zuckersprache kundig sein, um bei den Schönen der innerasiatischen Moslemwelt Eroberungen zu machen.

Es sei mir verstattet, diese Partie meiner Schilderungen mit einigen allgemeinen Bemerkungen zu schließen. — Der Luxus in Speisen und Geschirren, begreiflich sehr verschieden von dem, was wir darunter verstehen, hat in der Neuzeit im Osten, wo Alles dem Verfalle entgegengeht, bedeutend abgenommen. Im Mittelalter herrschte unbegrenzte Gastfreundschaft bei den Großen und Fürsten und ihr immenses Gefolge machte auch einen entsprechenden immensen Küchenapparat und eine enorme Quantität

von Victualien nöthig. Es wird von Fürsten berichtet, deren Tagesration Hunderte Stücke Schlachtvieh, Hunderte Centner Fett, ja sogar Hunderte Centner Gewürze erforderte. Man erzählt von dem durch den großen Samaniden besiegten, letzten Safariden eine hierauf bezügliche charakteristische Anekdote. Dieser Fürst, am Tage der verlorenen Schlacht gefangen, hatte sich von einem gemeinen Soldaten ein mageres Nachtmahl in einem enghalsigen Topfe kochen lassen. Als das Essen fertig zum Abkühlen hingestellt war, schlich ein hungriger Hund sich herbei und steckte den Kopf in das Gefäß, aber da er denselben nicht wieder herauszuziehen vermochte, lief er in seiner Angst mit Topf und Inhalt davon. Beim Anblicke dieses drolligen Vorganges lachte der Fürst laut auf. „Was," frug man ihn, „kann auf Gottes Erde Dich in Deiner jetzigen Lage so sehr zum Lachen reizen?" „Sehet dahin," antwortete der Fürst. „Heute Morgen noch meldete mir mein Hausintendant, daß zum Transport meiner Küchengeräthe kaum 300 Kameele hinreichen würden und nun genügt ein einziger Hund, Geschirr und Speisen davonzuschleppen. Hat das Schicksal nicht sonderbare Launen?" — Orientalische Geschichtsschreiber erzählen fast Unglaubliches von der Tafelpracht einiger historischer Großen. Bei ihren Festgelagen wurden Hunderte gebratener Schafe, Pferde und Kameele, ganze Reihen von Rahm- und Honigfässern den Gästen zur Verfügung gestellt. Besonders sollen Timur, Schah Suleiman aus Persien, vor Allen aber einige Sultane der Türkei fabelhaften Pomp und Luxus getrieben haben. Sollten jene Schilderungen auch nur einigermaßen sich der Wirklichkeit nähern, so müssen ähnliche Bestrebungen in der Neuzeit, z. B. das große vierzigtägige seinerzeit von Europa angestaunte Fest Abdul Medschids im Jahre 1857, gegen den keine Grenzen kennenden Pomp früherer Zeiten dürftig und elend erscheinen. Den Ruf ihrer Prachtliebe haben die Türken eingebüßt und nur den der Unmäßigkeit im Essen aufrecht erhalten. „Der Araber ißt, bis er gesättigt, der Türke, bis er zerplatzt," und wie mich meine Erfahrung lehrt, ist dies Sprüchwort nicht ohne alle Begründung, steht indessen sehr in Widerspruch mit jenem schönen Quatrain, das Fuad Pascha, der geistreichste Türke der Neuzeit, auf der Wand seines Speisesaales in der reizenden Villa

zu Kanlidscha in goldenen Buchstaben anbringen ließ. Dies Quatrain, aus der Feder des Chalifen Ali's stammend, lautet:

Lâ takun bil-'ejschi merûh al-fue-'âd
Inn er rizk min el Allah kerim
Kun ghanijj al kalbi w-akna' bil-kalîl
Mut falâ tatlub ma'ìschan min la'ìm.

Quäle Dein Herz nicht ob der Nahrung,
Denn die Nahrung sie stammt von Gott, dem Gnädigen,
Sei frohen Muths Du und begnüge Dich mit Wenigem.
Stirb! verlange aber keine Speise von gemeinen Menschen.

Trinkgelage.

Es ist Abend, einer jener schönen, wundervollen Herbstabende, deren Reize an den Ufern des Bosporus auf den Beschauer von unverlöschlichem Eindruck sind. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne lassen die Ruinen von Rumeli-Hissar in magischem Lichte erscheinen und werfen auf den gegenüber liegenden prachtvollen Sommerkiosk Abdul Medschids und die ganze Reihe von Jali's, über Kaulidschia, Tschibuklu, Hunkiar-Skelessi hinaus, bis zum terassenartig sich erheben Schlosse von Beikos, einen matten Schein. Liebliche Ruhe verbreitet sich in der Atmosphäre, über die Berge und über die den Tag hindurch von einem frischen Pojraz (Nordwind) bewegten dunkelblauen Fluthen des Bosporus. Unsere Kajiktschi's (Gondoliere), die das schlanke Fahrzeug auf dem ganzen Wege von der Serailsspitze bis zur Stromschnelle von Kandilli in kräftigen Ruderschlägen vorwärts getrieben, vergönnen sich etwas Ruhe und trocknen mit den wallenden schneeweißen Hemdärmeln den Schweiß an der erhitzten Stirn. Auch die Insassen des Boots, mein Chef, zwei Siegelbewahrer, ein Secretär und sonstiges Gefolge, athmen tiefer auf und ergötzen sich an der kräftigenden Luft, die Vater Boreas aus dem fernen Norden herbeisendet, aus jener Himmelsgegend, die, sonst reich an Schreckgespenstern, für die heutigen Herren Stambuls das ganze Jahr hindurch Fett für die Speisen* und wohlthuende Briese für die Nerven spendet. — Wie wir so an den Fenstern und Gärten der Villen vorübergleiten, bemerken wir manchen bekannten Pascha, Efendi oder Bey, in

* Sibir jagi = sibirisches Schmalz, wird das in Konstantinopel meist gebrauchte Schmalz genannt und zumeist aus Rußland importirt.

den Sommerpelz gehüllt und in einem Winkel des Divans zusammengekauert, dessen ganze Aufmerksamkeit einer vor ihm stehenden Schüssel mit kleinen Flaschen, kleinen Gläsern und kleinen Tellern zugewendet ist. Bald sind wir an der Iskelle (Landungsplatz) angelangt, wo schwarze und weiße Diener der Ankunft des Bootes harren, dem Pascha sanft unter die Arme greifen, ihm an's Ufer helfen und in gemessenen Schritten die lange Vorhalle hindurch den Hausherrn bis zum Haremsvorhange begleiten.

Indessen haben die Diener in einem Gemache des Selamliks auf einer oder mehreren Schüsseln alle jene Ingredienzen aufgestellt, die zum Tschakmak (Zechen) nöthig sind. Der ursprünglichen Bedeutung nach sollte dies nur ein Imbiß sein und zur künstlichen Erweckung des Appetits dienen, ungefähr das, was das Zakuski den Russen und der Absynth den Franzosen zu sein pflegt. Es ist daher auch Alles in kleinem Maßstabe angelegt. Die Wasser- und Rakiflaschen sind nur bis zur Hälfte gefüllt, ebenso die kleinen Porcellanschüsseln, deren Inhalt nur in qualitativer Hinsicht überrascht. Er besteht nämlich aus Brotschnittchen, Endiviensalat, kaltem Aal, Häring, Pökelzunge und kalten Bratenstückchen, umgeben von Pistazien, gebratenen Erbsen, Haselnüssen und einer Unzahl Näschereien, die unter der gemeinsamen Benennung Meze (Leckerbissen) die Trinklust anreizen und die Becherrunden vermehren sollen. Dem nicht Eingeweihten erscheint diese Vorkost eher als die Mahlzeit selber denn als Einleitung zu derselben, und bei Vielen schlägt diese Ouverture auch dermaßen an, daß sie für das Opus selber unfähig werden; doch es ist eine alte Sitte, und je größer beim Meze die Schüsselzahl, desto mehr Genuß verspricht man sich vom Zechgelage.

In dem früher erwähnten Salon hat sich mittlerweile die Männerwelt versammelt — die zum Hause Gehörigen in blaue, violette, gelbe oder grüne Pelze gehüllt, die fremden Gäste in üblichen Setri's — und nach standesgemäßer Vorschrift Platz genommen. Es herrscht tiefe Stille. Die Gesellschaft hat matte Augen, schlaffe Glieder und zeigt merkliche Spuren der Erschöpfung, ob in Folge der anstrengenden Thätigkeit in den Amtslokalitäten der Pforte oder einer vom langen Faulenzen und stetem Genusse des Kaffees herrührenden Blasirtheit, mag dahingestellt bleiben.

Genug, die Herren sind müde, und auf ein gegebenes Zeichen des Vornehmsten im Ringe, das von dem Rufe: „Gelsin" (es kann losgehen) begleitet ist, beginnt die erste Becherrunde. Die anwesenden Diener versehen das Mundschenkenamt. Dem Einen wird ein Gläschen Raki, zugleich mit einem halben Glase Wassers dargereicht, einem Zweiten eine beliebige Meze-Schüssel präsentirt. Allzu große Begierde zu verrathen, ist anstandswidrig. Man greift daher mit schwach gesenktem Haupte und sacht vorgestreckten Armen nach dem Dargereichten, schlürft es bedächtig ein und läßt sich alsdann wieder gemächlich auf die weichen Sitze nieder. Diese Procedur wiederholt sich ein-, zwei- oder dreimal nach einander. Indeß hat die Mastika (Branntwein) ihre Wirkung gethan, und als hätte ein verborgenes Feuer mit elektrischer Schnelligkeit sich aller Anwesenden bemächtigt, so bewegen sich Kopf, Hände und Füße schneller und behender, das Auge blickt kühner umher und weidet sich mit sichtlichem Ergötzen an dem herrlichen Schauspiele einer Abenddämmerung am Bosporus. „Durch Deine Augengläser, Herr", hörte ich einst einen Türken zu einem Europäer sagen, „wirst Du die Schönheit unsres Bogasitschi (Bosporus) nicht würdigen lernen, setze lieber zwei Branntweingläser an, sie werden Deine Sehkraft beleben und Dir Alles in brillantem Schimmer zeigen."

Die erste Viertelstunde des Zechgelages ist vorüber und das Tableau hat sich einigermaßen verändert. Die Subordinirten, welche mit zitternder Aengstlichkeit im Kreise ihrer Vorgesetzten Platz nahmen, streifen allmälig alle Scheu und Furcht, die sie auf ihren Sitzen festgehalten, ab. Man wartet nicht mehr auf den Diener und greift selber nach den Trinkgefäßen, man forscht im Auge des Chefs, und da man zu seiner Freude wahrnimmt, wie dieses wolwollend entgegenblinzelt, so drängt man die Diener fort und übernimmt die Rolle des Ganymeds. Kann sich Ergebenheit wol besser manifestiren, als wenn Secretär oder Staatsrath N. N. bei seinem Chef Dienerstelle vertritt? Die von Efendihand dargereichten Gläser werden schneller geleert, um den Höflichen nicht lange warten zu lassen, man wird darin immer behender und der Kranz der Gäste, die Anfangs mäuschenstill und anstandsvoll neben einander saßen, ist auf einmal gelöst: Klein und Groß steht oder

sitzt bunt durcheinander – das Zechgelage hat sein zweites Stadium erreicht.

Es ist die dritte Viertelstunde. Von Dienern ist keine Spur mehr vorhanden, nur ab und zu erscheint einer, um die schnellgeleerten Rakiflaschen aus dem in der Speisekammer befindlichen Hassirlik (großes Gefäß) wieder zu füllen oder die Meze-Schüsselchen zu erneuern, sonsthin aber wird die Gesellschaft allein gelassen, denn zu hoch beginnen die Wogen des Frohsinns zu steigen und um das Decorum zu wahren, ist Abgeschlossenheit erwünscht. Wer in diesem Zeitabschnitte des Gelages in die Mitte der Zechenden tritt, wird vom gänzlichen Schwinden der officiellen, sonst eine gewaltige Scheidemauer bildenden Steifheit, sichtlich überrascht sein. Der Subalterne, welcher, seiner Rangklasse gemäß, sonst beim Eintritte ins Zimmer mit unaussprechlicher Verlegenheit umherblickt, den letzten der Sitze erspäht und sich mit jungfräulicher Schüchternheit am Rande desselben niederlaßt, der nie laut zu sprechen wagt und mit seinen im Schooße gekreuzten Händen, einem Schlachtopfer gleich, vor dem Vorgesetzten steht, hat sich nunmehr neben Letzterem in ganz degagirter Weise auf ein und denselben Divan niedergelassen. Die Röcke der Anwesenden sind bis zum Halse aufgeknöpft, Fez oder Turban auf die Seite geschoben, das Auge glänzt im entflammten Gesicht, die Rede ist ungezügelt und man geberdet sich nicht wie ein gelassener, ruhiger Orientale, sondern wie ein wuthentflammter Neapolitaner. „Raki dafi meraki," d. h. Raki, Du Sorgenverscheucher, belobsingt ihn der Araber, und diese Benennung ist ganz zutreffend, denn wer vermöchte zu beschreiben, wie viel Sorgen und Qualen des Alltagslebens, wie viel Furcht und Zorn, Haß und Neid, wie viel Aengstlichkeit vor diplomatischen Noten, wie viel Verzweiflung Seitens hochfahrender Gesandtschaftsbeamten und türkischer Würdenträger man in diesen kleinen Gläschen Raki zu vergraben pflegt.

Hie und da belebt man diese Gelage durch die Production irgend eines Tonkünstlers. Das Kanun (Psalter) war von langen Zeiten und ist heute noch das Saloninstrument der türkischen oder persischen vornehmen Welt. Was wir unter Kunstproductionen verstehen, nennt man im Osten Taksim; man hält es für einen hohen [illegible] und die plötzliche Stille, welche nach dem Er-

klingen der ersten Accorde eintritt, bezeugt dies. Nicht genug konnte ich in solchen Momenten die große Macht der Musik bewundern. Der Künstler, in einem Winkel des Gemaches auf dem Fußboden sitzend, läßt in der Form eines Vorspiels düstere, melancholische Töne erklingen und entlockt seinem lieblichen Instrumente tief ergreifende Klänge. Das Auditorium verharrt in Todesstille, nur hie und da werden Seufzer laut und mitunter durchzittert ein Ach! Ach! die Luft. Manche zerfließen in Thränen, weinen laut wie Kinder, und was das Wunderbarste: die tiefe Bewegung des Auditoriums theilt sich gar häufig auch dem Künstler selbst mit und unter heißen Zähren singt und spielt er weiter. — Glückliche, ewig unvergeßliche Stunden meiner Jugendzeit, wo ich in Bewunderung einer fremden Welt und fremder Menschen diesen Schauspielen mit unsäglichem Entzücken beiwohnte.

Dies ist die einzige poetische Seite des vorgeführten Sittenbildes, sonst aber treten vor den Beobachter nur dunkle Schatten und widerliche Figuren, denn das Gelage, obgleich mit dem unschuldigen Titel eines Imbisses beschönigt, wird oft mehrere Stunden fortgesetzt und exagerirt zu den ärgsten Folgen übermäßigen Alkoholgenusses.

Der Leser möge sich erinnern, daß die Gesellschaft noch vor dem Nachtmahle sich befindet, und da die ganze Dienerschaft, in Erwartung des Befehls zum Auftragen der Speisen, in allerlei Posituren sitzend und hockend verharrt, so ist es erklärlich, wenn hie und da ein Diener durch den leise geöffneten Thürvorhang in den Salon hineinlugt oder im Gähnen oder Seufzen seiner Langweile Ausdruck giebt. Und dennoch währen diese Abendunterhaltungen zwei bis drei Stunden, oft bis in die Nacht hinein. In einem halb oder ganz berauschten Zustande begiebt sich die Gesellschaft endlich zur Tafel, wo man ohne Appetit, ohne Lust, ja ohne Bewußtsein sich den Magen vollstopft. Nach der Tafel sucht man das Bett auf, kann aber den Schlaf nur nach häufigem Zusprechen der Wasserflasche erlangen und wenngleich nach Behauptung der Türken der Genuß des Raki bei weitem nicht so schädlich sei, als der des Weines, so tragen doch die Zecher fast ohne Ausnahme klägliche Spuren ihrer Unmäßigkeit an sich. Die guten Efendi's zeigen früh schon ein gealtertes, abgemattetes Aussehen und der Raki ist

Ursache, daß die Nervenkraft ihnen so früh den Dienst versagt; er verschuldet auch das Erlöschen selbst jenes schwachen Funkens des geistigen Verkehrs, der in alten Zeiten die moslimische Gesellschaft, trotz des Seperatismus beider Geschlechter, zuweilen belebte.

So weit die türkisch redende Bevölkerung sich ausdehnt und so weit die unter osmanischer Gesittung stehenden gesellschaftlichen Verhältnisse sich erstrecken, wird der Branntwein vorgezogen, obwol im ottomanischen Kaiserstaate manche vorzügliche Weinsorten gebaut werden. Der Wein verursache Kopfweh, heißt es; doch ist dies nur Vorwand und der Mißachtung liegt eine ganz andere Ursache zu Grunde. Wein heißt nämlich „Scharab", und da der Prophet den Genuß des Letztern im Koran ausdrücklich untersagt, des seinerzeit in Asien ungekannten Raki's aber keine Erwähnung thut, so bedienen sich die Sunniten mit Vorliebe dieses linguistischen Hinterpförtchens und glauben auf diese Weise ohne zu verstoßen sich dem Trinkgenusse hingeben zu dürfen.

Das schiitische Persien denkt und handelt anders. Hier wird der Tochter der Rebe mit Vorliebe gehuldigt. Der Weinkrug, die Weinflasche und Weingläser sind landläufige Ausdrücke, obwol andererseits auch hier der Wein nur als Mittel zur Gottesbegeisterung und der Rausch als Extase, durch die man sich zur Gottesliebe erhebt, betrachtet wird. Wie nun aber Gottesliebe mit Gotteslästerung in Einklang gebracht werden kann, läßt sich schwer begreifen und doch ist es eine Thatsache, daß z. B. Chejjam, dieser hervorragende Dichter der Sofiwelt, in einer seiner Rhapsodien dem großen Allah sehr derb an den Leib rückt. Eines Abends, als dieser Hauptsofi auf der Terasse seines Hauses gezecht und ein Windstoß plötzlich seinen Weinkrug umgeworfen und zerbrochen hatte, gab er seinem Unwillen in folgenden blasphemischen Versen kund:

Ibriki mej mera schikesti Rebbi!
Ber men deri eìschra bebesti Rebbi!
Ber chak berichti meji nabi mera,
Chakem bedihen! meger tu mesti Rebbi!

(Meinen Weinkrug hast Du zerbrochen, o Gott!
Die Pforten der Wonne hast Du mir geschlossen, o Gott!
Auf der Erde hast Du vergossen meinen köstlichen Wein,
Verzeih! bist Du etwa selbst betrunken, o Gott?)

Ich wohnte persischen Zechgelagen unter verschiedenen Völkerschaften bei; von allen waren die im herrlichen Schiraz, im Lande der ewig blühenden Blumen, die interessantesten. Ein Zechgelage in Persien führt den anspruchslosen Namen eines Mihmani (Bewirthung) und wird nicht in dem aller Welt zugänglichen Selamlik, sondern im Enderun (Harem) abgehalten, was an und für sich schon ein Religionsverbrechen ist, da die Zulassung von Fremden in diesen Theil des Hauses eigentlich nur Blut- und Milchverwandten gestattet sein sollte. Auch hier wird die Zechzeit zumeist in die kühle Abendstunde verlegt, mit dem Unterschiede jedoch, daß nicht vor, sondern nach dem Nachtmahle gezecht wird. Willst Du, werther Leser, Dir die Mühe nehmen, einer solchen Bewirthung Deine Aufmerksamkeit zuzuwenden, so begleite mich auf einem kleinen Spaziergange zu einer der außerhalb der Stadtmauer gelegenen Villen. Nachdem der Garten in der Fronte durchschritten, gelangen wir durch mehrere Höfe in ein dem Sanctissimum gleich verborgenes Gemach, dessen Gypsmauern an drei Seiten fast leer, sein Fußboden aber, außer dem dicken Jezder Teppiche, noch mit einer dicken Leinwand überspannt ist. Auf zwei oder drei großen Holzschüsseln stehen gar mannichfaltige Gerichte, nach allen Seiten hin Duft und Dampf verbreitend. Ein treuer Diener des Hauses hat uns mit geheimnißvoller Miene bis dahin geleitet. Auf einen Wink des Herrn nehmen wir Platz und müssen nach dem Genusse einer oder der anderen Speise sofort dem bereit stehenden Weinkruge zusprechen. Die persische Trinketikette unterscheidet sich wesentlich von der türkischen. Von Anstandsregeln und sichtlicher Enthaltsamkeit findet man keine Spur, und was dem Beschauer zumeist ins Auge fällt, ist die Aengstlichkeit, mit welcher man Kleider und Bart außer Berührung mit den Speisen zu halten strebt, während man mit stark vorgeneigtem Kopfe das Glas leert. Da der kleinste Tropfen Wein oder Schweinsfett Kleidungsstücke oder den Fußboden verunreinigt und der Verrichtung des Gebetes hinderlich ist, so hütet man sich, auch nur mit einem Tropfen jenes Nasses befleckt zu werden, das man flaschenweise zu sich nimmt. Doch in welch sonderbare Paradoxen geräth nicht der Religionshumbug in Asien, besonders aber in dem durch seine feine Verstellungskunst bekannten Persien! Bei alledem wird hier

die Grenze der Schicklichkeit viel seltener streng eingehalten und Gelage wie Gastmähler arten häufig in wahre Orgien aus. Die türkische Gesellschaft hatte nur noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die unter dem Namen Kutschek bekannten obscönen Tanzproductionen beibehalten, in Persien blüht noch heute in voller Kraft diese Ausgeburt altorientalischen Sinnenreizes und ohne Tänzer ist ein Gelage nicht denkbar. Es herrscht dabei eine wilde Confusion, ein Lärmen und Toben wie in den schlechtesten europäischen Kneipen. Bisweilen erhebt sich der von Wein Erhitzte vom Sitze, um sich unter die Tanzenden zu mengen, ein Anderer recitirt Verse aus Hafis oder Chejjam, während ein Dritter, von den dumpfen Tönen des nahen Muezzins (Gebetausrufer) aus dem Rausche erweckt, sich maschinenmäßig zur Verrichtung seines Gebetes anschickt und das geheiligte pentagone Siegel dort niederlegt, wo Alles von Wein überfluthet ist und wo das sündhafteste Spiel eine Brutstätte des Lasters geschaffen hat.

Und Persien ist kein Weinland von heute, es war ein solches schon vor Hunderten von Jahren, als die armenische Colonne von Dschulfa bei Isphahan, der alle Sünden in die Schuhe geschoben werden, noch an den Gestaden des Araxes weilte. Die Zahl derjenigen, die hier das Gebot: „La teskiru" (berauschet Euch nicht) übertreten, ist bedeutend größer, als in der Türkei. Man trinkt nicht nur Abends, sondern zu jeder Tageszeit und es trinkt nicht nur eine gewisse Klasse der sogenannten Intelligenten, sondern selbst die Mollas und auch die Frauen der Großen huldigen dem Weingenusse. Zechgelage werden in öffentlichen Gärten, ja sogar auf den Friedhöfen arrangirt und eine Trinkgesellschaft, der ich seinerzeit am Grabe Hafiz, inmitten Schirazer Schöngeister beiwohnte, wird mir ewig in Erinnerung bleiben. Die schöne, weiße Marmorplatte, welche Kerim Chan Zendi, der Lieblingsfürst Persiens, über den Gebeinen des berühmten Landeskindes errichten ließ, diente als Kredenztisch, was nach einer gewissen Auffassung durchaus nicht als Profanirung gilt, da doch dem größten Sänger des Weines keine größere Huldigung als eben im Wein dargebracht werden kann. Die Becherrunde darf erst nach dem letzten Abendgebete beginnen; man trinkt hier nur aus wahrer Devotion und wer den prachtvoll gestirnten Nachthimmel Südpersiens kennt, den wird

es nicht in Verwunderung setzen, die Zecher beim Erscheinen jedes neuen Sternbildes in erneutes Entzücken ausbrechen und mit erneuter Lust dem kostbaren Chullari-Saft zusprechen zu sehen. Einen Becher dem Kervankusch (Karavanentödter)! einen dem Binat ul naasch (Tochter der Leiche: kleine und große Bär)! ruft man sich gegenseitig zu, und in der zauberhaften Stille der Nacht, inmitten der Todesruhe eines weiten Gottesackers regen die melancholischen Melodien der Hafizlieder zu poetischer Extase an.

Oestlich weiter von Persien ist das Reich des Weins und seiner Poesie zu Ende. Bei den rauhen Völkern Afganistans und Centralasiens hat das stramme Festhalten an den Worten des Korans keine der Genußsucht günstige Auslegung gestattet und Spirituosen werden strengstens gemieden. Nur die Juden Bochara's, Karschi's und einiger anderer Städte erzeugten ehedem aus den ausgezeichneten Traubengattungen so viel Wein, als sie zum rituellen Gebrauche benöthigten, und schrecklich war die Strafe für den Sohn Israels, durch dessen Fabrikation ein Rechtgläubiger zur Todsünde des Trunkes verleitet wurde. Um so ärger wütheten und wüthen noch heute die Ersatz-Stimulantien, wie Haschisch und Opium, von welchen wir an anderer Stelle sprechen werden, deren Verwüstungen selbstverständlich weit schrecklicher sind, als die durch geistige Getränke.

Nach all dem Gesagten, wird der Leser die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Völker Asiens, von denen hier die Rede ist, nicht trinken, sondern saufen und den Wein nicht als magenstärkendes, sondern einzig und allein als Mittel zur Betäubung verwenden. Und dieses Laster ist, trotz der strengen Koranverbote, ein sehr altes, ja es war in früheren Jahrhunderten, als noch an den Lehren des arabischen Propheten, nach der Aussage ihrer heutigen Bekenner, strenger gehalten wurde, weit allgemeiner, als in der Gegenwart. Schon vom Chalifen Jezid I. wird erzählt, er sei dem Trunke stark ergeben gewesen und sein Wein, den er zur Erhöhung der betäubenden Wirkung mit Moschus versetzte, soll sogar aus der nächsten Umgebung Mekka's, nämlich aus Taif, gewonnen worden sein. Von seinem Sohn, Welid I., heißt es, er habe nur jeden zweiten Tag getruncken, die übrigen Chalifen und

besonders Welid II. hätten dem Genuß des Weines in der ausschweifendsten Weise gefröhnt. Unter den Abbassiden hatten einige Stellvertreter des Propheten sogar ihren eigenen Mundschenken, und unter den spätern mohammedanischen Fürsten und Landesgroßen gab es gar viele, deren Leben im Delirium tremens endete. In dieser Richtung unterscheidet sich das Morgenland von dem Abendlande einzig und allein durch den Umstand, daß die Trunksucht dort eine mehr intensive als extensive Verbreitung gefunden; denn während in Asien nur die Spitzen der Gesellschaft mit diesem Laster behaftet sind, zeichnet sich das Volk — ich rede natürlich von Mohammedanern — durch merkliche Nüchternheit aus und ist hierin den betreffenden Volksschichten der christlich-westlichen Welt, in denen die Trunksucht Hauptquelle unzähliger Uebel ist, bedeutend überlegen.

Taback und Narkotika.

Unter den Genüssen, die in der ganzen Weite und Breite des mohammedanischen Asiens sich ein immenses Terrain erobert haben, spielen der Taback und die Pfeife eine der ersten Rollen. Sie sind dort nicht Luxusartikel, sondern unentbehrliche Genußmittel und dieselbe Bedeutung, die man der Pfeife im großherrlichen Palaste zu Stambul beilegt, wird ihr auch in dem Filzzelte des armen Mittelasiaten zugesprochen, der Brot nie gesehen, nie gegessen hat und dem nach einem guten Bissen gedörrten Pferdefleisches, nach einem Trunke des mildsauren Kumis, die Pfeife dennoch höchster Genuß ist. Ob der Taback nach dem westlichen Asien von Europa oder von China aus eingeführt wurde, war schon oft ein Gegenstand der Discussion. Die Annahme, die kleine Messingpfeife der bezopften Söhne des himmlischen Reiches habe mit dem chinesischen Einfluß schon früh ihren Weg durch die mongolische Steppe bis zum Tien-schan-Gebirge gefunden, scheint nicht ohne Berechtigung, und doch ist sie irrthümlich, denn daß im Mittelalter der Taback den Orientalen noch unbekannt war, beweist der Umstand, daß die Ausleger der Lehre Mohammeds in ihren Abhandlungen über das „Verbot berauschender Genüsse" dieser Pflanze erst in neuerer Zeit erwähnen; dafür spricht ferner, daß ich in keiner Literatur, weder in der türkischen noch in der persischen und tatarischen eine Spur davon entdeckt habe. Die Dichter, welche Liebe, Wein, Blume, Musik und andere Herrlichkeiten des Lebens so vielfach besungen, hätten den Taback, diesen höchsten Genuß der Orientalen, sicher nicht ignorirt. Es braucht bei den Völkern Asiens geraume Zeit, bis sie einen fremden Gegenstand völlig in das Bereich ihrer Sitten aufnehmen. Ihre Phantasie spielt nur mit bekannten Gegenständen,

und es ist unstreitig nur der Neuheit des Tabacksgenusses zuzuschreiben, wenn er bis heute noch keinen Sänger gefunden hat. Ob das Sprüchwort: „Er raucht wie ein Türke" besonders alten Ursprungs, möchte ich auch schon deshalb bezweifeln, weil diejenigen Türken, welche dem Südosten Europa's ihre unliebsamen Besuche abstatteten, mit dem Nikotin nähere Bekanntschaft noch nicht gemacht hatten, denn erst während der Regierung Sultan Ahmed's IV. wird mittelst großherrlichen Erlasses dem Tabacksgenusse Einhalt gethan. Heute ist allerdings der ottomanische Kaiserstaat dasjenige Gebiet, in welchem man den Taback cultusartig huldigt. In Rumalien, und zwar in der Heimat des großen Macedoniers, wächst der König der Tabacke, vorzüglich aber in dem kleinen nordöstlich von Salonicha gelegenen Orte Jendische Bardar. Diese kleine, braungelbliche Pflanze wird Wochen, oft Monate lang auf heimatlichen Boden getrocknet, später in kleine Ballen (Bogtsche) verpackt und nur nachdem sie Jahre lang in den Magazinen des Tabackshändlers gelagert, wird sie von Stambuler Feinschmeckern mit dem Namen Kala Göbeck beehrt. Der wie feine Seide geschnittene Taback wird denn auch im kaiserlichen Palaste und im großherrlichen Harem hoch geschätzt, nicht minder an der hohen Pforte, wo das geheime Ministerconseil unter aufsteigenden, aromatischen Rauchwellen die Staatsangelegenheiten berathet. Die Pfeifen, Rohr wie Mundstück, welche den Genuß dieses edlen Tabacks vermitteln, werden mit größter Sorgfalt gewählt und gepflegt. Der Tschibuk muß den Fabrikstempel Hassans in Findekli (einem Stadtviertel Konstantinopels) tragen, das lange Jasminrohr mit der seidenwurmähnlichen Rinde aus den Pflanzungen Brussa's stammen, das Mundstück aus klarem, durchsichtigem Bernstein in der vorschriftsmäßigen Form gedreht, sein Zierrat (das dünne Rohr, auf dem es aufgesetzt wird) vom ersten Drechsler angefertigt sein. Nur so vollkommene Rauch-Requisiten gelten dem Genuß dieses edlen Tabacks des Gebrauches würdig, und wo Taback und Pfeife von erster Qualität ist, muß auch der Pfeifendiener (Tschibuktschi) sicher bewandert in seiner Kunst sein.

Oft habe ich mit ungeheuchelter Verwunderung beobachtet, wie der Tschibuktschi die einzelnen Pfeifentheile mit besonderer Sorgfalt

symmetrisch zusammensetzt. Der Thonkopf, einige Tage vor dem Gebrauche gestopft und rundum mit einem fransenartigen Gesimse versehen, wird in einer blechernen Büchse aufbewahrt. Auch hörte ich oft behaupten, der Geschmack der Pfeife hänge von Form und Größe der darauf gelegten Kohle ab und der Tschibuktschi, wenn er die Pfeife anzündet, wühlt so lange mit seiner Zange im Kohlenbecken herum, bis er eine platte, rundförmige Kohle findet. Den Diener in seinen Verrichtungen zu folgen, wie er, in seiner Rechten die lange Pfeife, in der Linken die messigne, runde Tasse haltend, mit ernstem Gesichte und gemessenen Schritten auf seinen Herrn sich zubewegt, wie er, genau in einer dem Pfeifenrohre gleichen Entfernung vor seinem Herrn auf ein Knie sinkt, die Tasse niedersetzt und auf diese die Pfeife stellt, wie er, mit dem Rohre einen Halbzirkel beschreibend, das Mundstück gerade zwischen die offenen Lippen seines Gebieters bringt, — dies Alles bietet dem Europäer einen höchst possierlichen Anblick, während der Türke es ganz natürlich findet. Während der Herr nach dem Rohre greift, hat sich der Diener vom Boden erhoben, und kaum ist er einen Schritt zurückgetreten, so verhüllt schon eine durch einen tiefen Zug hervorgebrachte Wolke ihn und die nächste Umgebung. Der erste Zug gilt für mittelmäßig, der zweite und dritte als der beste, der vierte als schlecht und der fünfte wird von einem Feinschmecker ganz verschmäht.

Vom verstorbenen Sultan Abdul Medschid hörte ich erzählen, er habe aus einer Pfeife immer nur drei Züge gethan; auch der einstige Minister des Aeußern, Aali Pascha, rauchte nie eine Pfeife ganz aus. Der von Gastronomen verschmähte Ueberrest ist für die draußen wartende Dienerschaft ein feiner Leckerbissen. Was dem verfeinerten Türken zu rauh und scharf ist, entspricht ganz dem rohen Gaumen des wilden Anatoliers, der es liebt, wenn seine Zunge scharf geätzt wird.

Da Jeder seine eigene Pfeife gebraucht, so wird es nicht Wunder nehmen, daß dieses Instrument zum unentbehrlichen Vademecum für jeden Mann von Stande geworden ist; die Pfeife findet sich denn auch jeder Zeit an der Seite des Türken. Der Höhere hält sich zu einer Pfeife zwei oder auch drei Diener; der Eine desselben hat die sogenannte petite domestique zu besorgen, der Andere seinen

Herrn auf dem Spazierritte oder bei einem Gange zu begleiten. Das lange Rohr wird in einen schön gezierten Tuchsack gepackt; den Kopf, Taback und andere Accessorien führt der Diener in einer ihm an der Seite herabhängenden Patrontasche mit sich. Der Fremde in Konstantinopel wird oft mit Neugierde einen stolzen Osmanli, zu Fuß oder zu Pferde, betrachten, von einem Diener mit diesem langen, wolverpackten Instrument gefolgt, der sich das Air giebt, als sei er der Waffenträger eines martialischen Haudegens, auf dem Gange zu einem ernsten Stelldichein. Ja die Zeiten ändern sich! Was die Waffenträger einst der altkriegerischen Rasse waren, das ist der Tschibuktschi dem verweichlichten Nachkommen.

Sechzig bis achtzig Pfeifen täglich rauchen zu sehen, ist keine Seltenheit; die Pfeife ist bei jeder Beschäftigung, und sei sie noch so ernst, der unentbehrliche Begleiter des Türken. An der hohen Pforte, im Ministerconseil, wo die türkischen Großen über das Wohl ihres über drei Welttheile sich erstreckenden Vaterlandes berathen, wurde einst die Frage aufgeworfen, ob man nicht wenigstens bei Berathung wichtiger und geheimer Staatsangelegenheiten die Tschibuktschi's ausschließen solle. Die Meinungsverschiedenheit war groß, lange kämpften Gaumen und Verstand, bis endlich die Ansicht einiger dickwanstigen Beisitzer durchschlug, die alte Sitte nicht zu Schanden zu bringen und den unschuldigen Tschibuktschi's zu gestatten, wie bisher, jeden Augenblick zur Auffrischung der Pfeife in den Saal zu treten, und doch wußte man, daß dieser Beschluß Unzuträglichkeiten zu Wege brachte, denn die pfiffigen Diener erlauschen während ihrer Beschäftigung so manches Staatsgeheimniß, und bevor noch der Sultan oder die Beamtenwelt eine Ahnung von den Beschlüssen des hohen Rathes haben, werden so manche wichtige Geheimnisse nach außen colportirt. Der Tschibuktschi ist daher nächst dem Haremsbewohner der sicherste Reporter für Gesandtschaftsdragomane und Zeitungsschreiber. Wie oft sah ich einen stolzen Levantiner, welcher in Verachtung der übrigen Welt mit seiner Nase die Sterne berühren möchte, sich ganz unterthänig vor einem Tschibuktschi krümmen und schmiegen, um demselben eine wichtige Nachricht zu entlocken oder in ein wichtiges Aktenstück einen Blick werfen zu können. Daß die Zwischenträgerei für den betreffenden Famulus ein sehr lucratives Geschäft ist, braucht kaum

gesagt zu werden; was den Tschibuktschi zum Alter-ego seines Herrn macht, ist einzig und allein sein auf der grenzenlosen Rauchlust der Türken beruhendes Amt.

Taback und Pfeife sind daher das äußere Kennzeichen nicht nur der verschiedenen Stände, auch der einzelnen Rangstufen. Ein Muschir (Marschal) würde es sehr unpassend finden, aus einem Rohre zu rauchen, welches kürzer als zwei Ellen ist, während der Handwerker oder niedere Beamte für anmaßend geltend würde, überschritte sein Rohr das für seine Klasse übliche Maaß. Der Große darf, dem Niederen gegenüber, seine Pfeife der Länge nach hinstrecken, während der Subordinirte, das Instrument bescheiden zur Seite verbergend, nur das in der Faust liegende Mundstück zeigen darf. Ein Pascha darf Rauchwolken wie der Schlot eines Dampfers aufsteigen lassen, während der Untergebene nur zephyrleichte Rauchkräuselchen und nicht vor sich, sondern bescheiden rückwärts hinblasen darf. In Gegenwart eines Großen gar nicht zu rauchen, gilt als Ehrenbezeugung, die auch der Sohn dem Vater gegenüber erweist, und ein wolerzogenes Kind wird nur dasjenige genannt, das trotz wiederholter väterlicher Aufforderung die Pfeife verschmäht.

Die Damenwelt ist nicht minder leidenschaftlich im Rauchen, wenn auch ein wenig enthaltsamer im Genuß der Pfeife. Schon das zwölfjährige Mädchen pflegt verborgener Weise mit einem bindfadendicken Papiercigarettchen zu beginnen. Im 14—15ten Jahre, wo die türkische Damenwelt bereits heirathsfähig wird, ist das Rauchen frei gestattet. Mit der Zahl der Jahre wächst der Durchmesser der Cigarette und bei einer Frau im 24sten Lebensjahr findet es Niemand auffallend, sie mit einem bescheidenen Tschibukschen auf dem niedern Divan sitzen zu sehen. Matronen, und in ihrem 40sten Jahre ist jede Türkin Matrone, sind heiße Verehrerinnen des Tabacks. Pfeife und Rohr sind zwar für den Harem vorschriftsmäßig geordnet, doch hindert dies nicht, den stärksten und schärfsten Taback zu consumiren, so daß der Mund der Schönen, der nach des Dichters Ausspruch in den Jugendjahren nur Moschus und Ambra ausathmet, in seinem 40sten Jahre einen so herben und üblen Geruch verbreitet, daß manche Dame gleich verwetterten Matrosen schon aus der Ferne ruchbar wird. Gleich

den Männern, haben auch Hanums von Anstand ihre weiblichen Tschibukschi's mit sich, sobald sie sich auf Spaziergänge oder Visiten begeben, nur mit dem Unterschiede, daß das halblange Rohr nicht in einem Tuche, sondern in einem Seidenfutteral getragen wird. Die Erholungspfeife auf einer, eine schöne Aussicht bietenden Anhöhe zu rauchen, ist bei Frauen und Männern üblich. Letztere können jeden öffentlichen Platz wählen, Erstere aber nur einen verborgenen, denn wenn eine türkische Schöne ihren dünnen Jaschmak (Schleier) von den Lippen zieht, um der Pfeife zu huldigen, muß Alles um sie herum Harem sein. Zuweilen werden Eunuchen als Wache aufgestellt, und sollte ein fremdes männliches Individuum sich nähern, so wartet man mit geschlossenem Visir, bis der Späher vorbeigeschritten ist.

Die wichtigste Rolle aber spielt die Pfeife bei der Damenwelt im Bade. Daß die türkischen Schönen sehr häufig und oft Stunden lang in heißen Bädern verweilen, ist männiglich bekannt. Man betritt sie gewöhnlich um acht Uhr Morgens, verzehrt dort sein Mittagsmahl und bleibt bis 3 oder 4 Uhr Nachmittags in den Badelocalen. In den Pausen, für die mohammedanischen Damen die glücklichsten Stunden, wird allgemein der Pfeife gehuldigt. In der Mitte des wärmsten Gemaches befindet sich eine runde, terrassenartige Erhöhung, Göbektasch genannt, auf dieser ruht Jung und Alt, Tscherkassiens schneeweiße Töchter und Sudans kohlschwarze Schönen in buntestem Gemisch, theils in voller Körperlänge liegend, theils auf gekreuzten Beinen sitzend, aber Alle unermüdlich rauchend und in nie endenden Gesprächen sich unterhaltend. Oft giebt eine Aeltere ein Märchen zum Besten, zuweilen plaudert eine Gelehrte über Religion oder preist Aischa Fatma's Tugenden und Schönheiten. Der Faden der Conversation reißt nie ab. Welchen interessanten Anblick der Göbektasch auch gewähren mag, ein Photograph würde durch den Versuch einer Aufnahme desselben sehr schwer zu büßen haben.

Konstantinopel repräsentirt, den Provinzen gegenüber, den civilisirten und reichen Theil des Landes; dies ist auch hinsichtlich der Pfeife bemerklich. Der Anatolier und Rumälier verkauft den bessern Theil seines Produkts und begnügt sich selbst mit Tabacksgattungen dritter und vierter Sorte. An den Ufern des schwarzen

Meeres raucht man gewöhnlich den Samsuntaback, eine Pflanze, die an Aroma und Geschmack der rumelischen weit nachsteht; auch Pfeife und Rohr sind hier ziemlich vernachlässigt. Am östlichen Ufer des mittelländischen Meeres blüht der schwarze Latakia. Die Pfeife wird nur zur Hälfte damit gestopft und die feinere Sorte dieses Tabacks ist daran kenntlich, daß sie schon beim zweiten Zuge gleich eingepreßter Wolle sich emporhebt und mit Geprassel zu überströmen sucht. Manche stellen den Latakia, den wir einen arabischen Taback nennen, hoch über den rumelischen; es ist dies Geschmackssache. Der feineren Sorte ist ein angenehmes Aroma nicht abzusprechen, doch ist sie stark, betäubend und läßt die Milde des Jenidsche Vardor sehr vermissen.

Türken und Araber gebrauchen der Mehrzahl nach überall die Pfeife und nur ausnahmsweise trifft man hie und da das Nargile* an, wie die Bastardgattung der Wasserpfeife im osmanischen Reiche heißt. Auf dem Lande, besonders in Kaffeehäusern, in denen sich alle Welt versammelt, ist die Pfeife unentbehrliches Medium bei allen politischen und religiösen Gesprächen oder Debatten. In der Stadt geht der vornehme Türke nie in ein öffentliches Kaffeehaus, auf dem Lande jedoch sieht man von dieser Etikette ab. Will man von dem materiellen und geistigen Zustande eines Marktfleckens oder Städtchens eine Vorstellung erhalten, so braucht man nur derartige Lokalitäten zu besuchen. Die stets ernste Miene des Kaffeehausmeisters oder Besitzers und das tiefe Forschen in den Zügen des neuangekommenen Reisenden ist mir noch lebhaft in der Erinnerung.

Aus dem Bart und aus den Kleidern schließt man auf die Qualität der Pfeife, des Rohrs und Mundstücks, die dem eingetretenen Fremden gereicht werden muß. Macht seine Konversation und Manier einen guten Eindruck, so bestreben sich alle Anwesende dem Gaste einige Züge aus ihrer eigenen Pfeife anzubieten. Das Zurückweisen gilt für unhöflich; für eine grobe Ungezogenheit gar, das mit Speichel und Schaum bedeckte Mundstück abzuwischen. Vor einem Freunde sich ekeln, ist Sünde, und

* Nargile ist abgeleitet vom persischen Worte Nardschil (Kokosnuß), weil die Wasserflasche anfänglich aus dieser Frucht, später in Form derselben aus Glas oder Thon verfertigt wurde.

wie die Mittelasiaten sich gegenseitig die Finger abschlecken, so nimmt der Türke ohne das mindeste Bedenken die dargebotene Pfeife seines Nachbars an. Selbst auf Reisen zu Pferde können sich Viele, ob im schnellen oder langsamen Schritte reitend, von der geliebten Pfeife nicht trennen. Betrachtet man einen solchen Reiter, wie er, das runde Mundstück zwischen die Lippen gepreßt, auf seinem schnellen Rosse dahinjagt, so kommt man auf den Gedanken, es drohe den Zähnen Gefahr, herausgeschlagen zu werden; ein Unerfahrener würde dem auch nicht entgehen. Türken und Araber sind aber an diese Rauchweise zu sehr gewöhnt, um sich dadurch zu schädigen und man muß die Geschicklichkeit bewundern, mit der sie im Reiten die Pfeife stopfen, anzünden und in der Hand halten, ohne den Taback auszuschütten.

Auch der arme, ewiges Nomadenleben führende Kurde huldigt der Nikotinpflanze, sie wird von ihm in einer dünnen, mehlartigen Gestalt verwendet und ist größtentheils ein Product aus der Umgebung von Rovandiz und Suleimania. Das Blatt des kurdischen Tabacks ist länger, aber schmäler, als des rumälischen und seine mürbe Natur soll die Ursache sein, daß er stets pulverisirt, selten geschnitten angetroffen wird. Man exportirt ihn nach Osten, weit hinein nach allen Provinzen Persiens, wo er besonders unter der türkischen Bevölkerung Irans im Gebrauch ist; er hat einen herben Geschmack und sehr üblen Geruch. Meist raucht man ihn aus einer kleinen messingenen Pfeife mit kurzem Rohre, einem Instrumente, dessen sich in Persien alle Welt, vom Chan bis zum letzten Maulthiertreiber herunter bedient. Die Letzteren scheinen ihn leidenschaftlich zu lieben und hat ein rüstiger Maulthiertreiber in einem Stalle auch nur kurze Zeit geraucht, so ist der aufsteigende Qualm intensiver, als die Ausdünstungen der darin stehenden oft sehr zahlreichen Lastthiere.

Der Handel, durch den der kurdische Tabak verbreitet wird, ist ziemlich primitiv. Auf meinen Reisen, in manchem Dorfe, inmitten manchen Stammes, wohin sich gewiß kein Hausirer wagen würde, begnete ich einzelnen Tabackshändlern, die ihr Product gegen Wolle, Ziegenhaare, fertige Teppiche und dgl. eintauschten. Der habsüchtige Kurde, der jedem Genuß zu entsagen fähig ist, kann doch dem Eintausche von einem Pfunde Taback nicht widerstehen,

und wenn ihn auch sonst Nichts zum Kaufe reizt — Taback muß er haben. Der einsame Hirte, oft Tage lang von seinem Zelte entfernt und mit seinen Heerden im Gebirge umherstreifend, bewacht sein Brod, seinen Käse und sein Geld kaum so sorgfältig, wie seinen in einen Lappen eingewickelten Tabacksvorrath. Die Stammeshäupter, die in Gegenwart von Gästen den milden, türkischen Taback rauchen, geben, wenn sie allein sind, ihrem Nationalproducte den Vorzug. Meschhed war der entfernteste Ort, an dem ich diesen Taback fand; er ist im Allgemeinen nur dort im Gebrauche, wo der gute, persische Taback weniger zugänglich ist.

Persien, dasjenige Land, welches sich unter allen Gebieten Vorderasiens des gebildeten und verfeinerten Geschmacks, besonderer Geistesvorzüge und der ältesten Civilisation rühmt, hat es in der That, was Pfeife und Taback anbelangt, am Weitesten gebracht. Der persische Taback, Tumbaku genannt, ist ziemlich verschieden von den bisher erwähnten Gattungen, auch der Rauch-Apparat ist ein wesentlich anderer. Er hat verschiedene Bestandtheile: 1) Das Wassergefäß; dieses ist entweder aus Thon — man verfertigt es am besten in Ispahan — oder aus Glas, das aus Rußland und Böhmen importirt wird, oder endlich aus Kokosnuß hergestellt. Letztere Form gilt für die luxuriöseste und mit Recht, denn die ausgesuchte Nuß wird in Silber oder Gold gefaßt, reichlich gravirt und oft mit kostbaren Edelsteinen besetzt. 2) Der Holzaufsatz; er ist inwendig hohl, oft zwölf Zoll hoch und aus schwarzem Holze; bei den Reichern wird er aus Silber verfertigt, kleine Ketten oder sonstige Verzierungen hängen von ihm herab. An seiner Spitze befindet sich 3) der eigentliche Pfeifenkopf, Serkallian genannt, aus Thon oder Holz. Die Innenseite wird mit Kalk, die Außenseite bei den Reichen mit Silber- und Goldplatten ausgelegt und mit allerlei Kostbarkeiten verschwenderisch verziert. Zu den Letzteren zählen besonders fein ausgeführte Email-Gemälde, und die in dieser Kunst berühmtesten Meister von Ispahan und Schiraz erhalten für die Bemalung und Verzierung eines solchen Pfeifenkopfes oft 20 bis 30 Dukaten. 4) Das dünne an der Wasserpfeife befestigte Rohr, durch das der destillirte Rauch aufsteigt. Statt desselben wird ein langes, schlangenartiges ledernes Rohr, Marpitsch genannt, auf Reisen und

Spazierritten verwendet, bei denen der hinter seinem Herrn reitende Diener den Apparat, der Herr selbst nur das Mundstück hält.

Die persische Wasserpfeife (Kallian), wenn mit Geschmack gearbeitet und zusammengestellt, kann als recht zierliches Hausgeräth gelten. Da der Raucher sie nur sitzend gebrauchen kann, ist ihr Charakter auch orientalischer, als die türkische Pfeife. Der Perser liebt sie leidenschaftlich, und wenn er, von seinem Sitze sich vorbeugend, unter dem gefälligen Gesprudel des Wassers, den leichten Qualm seines wohlriechenden Tabacks verbreiten kann, ist er im Elysium seiner Genüsse. Die türkische Pfeife ist zu allen Zeiten und an jedem Orte gleich angenehm, die persische hingegen bietet am frühen Morgen oder nahe vor Sonnenuntergang den höchsten Genuß, und da jedes persische Haus inmitten des Hofes ein kleines Bassin hat, so könnte man die Ufer dieser Wasserbecken als Rauchplatz par excellence bezeichnen. Man behauptet in Persien, das Tumbakurauchen sei probat gegen Brustübel; ich möchte das Gegentheil behaupten, denn die Züge ermüden die Lunge weit mehr, als es bei den anderen Pfeifengattungen der Fall ist. Den wahren Genuß soll man nach der Meinung der Perser nur dann erlangen, wenn der stark benäßte Taback (trocken wird er nie geraucht) von der sengenden Kohle berührt, leichte, bläuliche Wolken ausstrahlt.

Der beste Tumbaku wächst in Schiraz und seiner Umgebung, besonders im Dorfe Zergan und zwar in ziemlich großer Quantität, so daß der Exporthandel mit diesem Artikel sich jährlich auf einige 100,000 Dukaten belauft. Man versendet ihn größtentheils in ganzen Blättern, in Säcke verpackt, und da er sehr mürbe ist, pflegt ihn der Consument mit der Hand zu zerbröckeln. Der zum Rauchen bestimmte Taback darf nie länger als eine Stunde naß bleiben, auch das Wasser der Flasche muß bei jeder frischen Pfeife erneut werden, wie denn überhaupt die Bedienung der persischen Pfeife mehr Sorgfalt und Mühe erfordert, als die türkische. Der wohlhabende Perser bedarf für diesen Luxusartikel mehrerer Diener, wenigstens sind ihm zwei nothwendig: der Eine, welcher die Pfeife bereitet, der Andere, der sie darreicht. Auf Reisen wird dem Diener zu seiner Function ein eigenes Pferd gestellt. Auf einer Seite des Sattels hängt der Wasserschlauch, auf der andern das immer

glühende Kohlenbecken, während Pfeife und Taback in runden Futteralen an dem Sattelknopf befestigt sind. Die Diener pflegen dabei meist sehr flink zu sein, und es ist in der That ein interessanter Anblick, wie der Leibdiener das aus mehreren Theilen bestehende Geräth im Reiten zusammenstellt und oft im schnellsten Galopp mit ausgebreitetem Arm das Mundstück seinem Herrn darreicht.

Da die Perser als strenge Beobachter der Etikette bekannt sind, so wird es nicht überraschen, auch mit dem Gebrauch der Pfeife zahllose Ceremonien verknüpft zu sehen. Es gibt Sommer- und Winterpfeifen, Pfeifen für die Verschiedenheit des Standes, Alters und Geschlechtes, und beim Anblick jener hochwichtigen Miene, mit welcher die Kallians-Etikette vollzogen wird, hatte ich oft Mühe, das Lachen zu unterdrücken. Einer versammelten Gesellschaft wird die Pfeife en masse präsentirt. Die Dienerschaft erscheint in militärischem Taktschritt, nähert sich gleichzeitig jedem der anwesenden Gäste und erst, nachdem sie sich entfernt hat, beginnt der Herr des Hauses mit einem feinen Röcheln die Ouverture des sprudelnden und gurgelnden Getöses. Streng beobachtet wird die Vorschrift, nach den ersten Zügen die Pfeifen gegenseitig auszutauschen. Uebergabe und Uebernahme sind von besonderen ceremoniellen Verbeugungen begleitet. Das nasse Mundstück abzuwischen, gilt auch hier für äußerst unanständig, nicht minder, das Mundstück tiefer als einen halben Zoll im Munde zu halten. Diese und viele andere Rauch-Ceremonien sind nicht nur unter den Reichen und Gebildeten, sondern auch in den niedrigsten Schichten des Volks gäng und gebe, denn jeder Perser strebt danach, höflich zu sein.

Die persische Damenwelt, welche im Allgemeinen mehr Freiheit genießt als die türkische, braucht sich auch beim Rauchen weniger Zwang aufzuerlegen. Junge Mädchen wie Matronen sprechen täglich stundenlang der Pfeife zu, wobei die Reichen etwa nach jedem dritten Zuge ein Stückchen Zucker essen. Da das gemeinschaftliche Rauchen aus einer Pfeife als Zeichen besonderer Vertraulichkeit gilt, so spielt die Pfeife sogar beim zärtlichen tête-à-tête eine wichtige Rolle. Der Ausdruck: „aus einem Teller essen" wird in Persien auf die Pfeife angewendet. Im Allgemein huldigt das schöne Geschlecht in Persien dem Taback und der Pfeife mit weit mehr Leiden-

schaft als das türkische; und der scharfe und unangenehme Geruch aus dem Munde ist hier bei der Prinzessin wie bei der Bäuerin gleich bemerklich.

Am Häufigsten und am Vorzüglichsten trifft man die Pfeife in Schiraz. Trotz meines jahrelangen Aufenthaltes in östlichen Ländern wandte ich mich keiner Tabacksorte mit besonderer Vorliebe zu, nur in Schiraz, wenn ich mich in Musalla (öffentlicher Gebet- und Erholungsort), an Hafis Grabe oder im Garten Saadi's mit meiner Pfeife in eine fröhliche Gesellschaft mischen konnte, wenn der sich kräuselnde Rauch gegen den wunderblauen Azur des südpersischen Himmels emporstieg, gewährte mir die Pfeife einen Genuß, den ich an keinem Orte Persiens, ja nirgends in der Welt wiederfand. In lebhafter Erinnerung ist mir ein in einer heiteren Gesellschaft auf dem Friedhofe, wo Hafis ruht, bei dem edlen Naß des Chullari-Weines* verlebter Abend. Der Grabstein dieses herrlichen Dichters, der den Wein so schön wie kein Anderer besungen, war zum Kredenztisch umgewandelt; dicht neben uns hatten wir ein leichtes Feuer angezündet und bis zur Morgendämmerung ging der Becher in die Runde. Unzählige Male wurde die Pfeife aufgefrischt und der angenehme Geschmack reizte zu steter Erneuerung. Auch zu Pferde habe ich die persische Pfeife vortrefflich gefunden. Man raucht gewöhnlich dann, wenn man nach langweiligem Marsche durch die öden Wüstengegenden Persiens seinem Reitthier ein wenig Erholung gönnen will, d. h. wenn man nach scharfem Trabe in leichtem Schritte weiterzieht. Die schwächere Bewegung des Pferdes beruhigt das erregte Blut des Reiters, und wird in solchem Zustande der Kallian dargereicht, so wiegt er manche Annehmlichkeit des Lebens auf. Man wechselt die Pfeife mit der Reisegesellschaft, und im Genusse des Rauchens empfindet man die Eintönigkeit des Weges weniger drückend. Besonders wohlthuend wird das Rauchen, wenn man, statt zu Pferde, in der Kedschewe (ein vom Lastthier herabhängender Korb) sitzt. Die gekrümmte Körperhaltung wird auf die Länge unerträglich, man sehnt sich

* Dieser vortreffliche Wein Persiens ist in den ersten zwei Jahren dem Tokayer sehr ähnlich, und wenn er diesem auch nicht ganz gleichsteht, so ist er doch jedenfalls nach ihm der vorzüglichste.

nach Bewegung und fühlt sich in der That ganz glücklich, seine Pfeife stopfen und die Glut der Kohle anfachen zu können, um sich selbst und den Mitreisenden einen Genuß zu bereiten.

— — — — — —

Werfen wir von Persiens altklassischem Boden einen Blick auf die gegen Norden sich erstreckende Tatarei, auch Türkestan oder Mittelasien genannt. Die nomadische und die ansässige Bevölkerung an den Ufern des Oxus und Jaxartes ist rauh und wild und steht auf der niedrigsten Stufe der moslimischen Civilisation. Gleiches könnte man von ihren Genüssen sagen; die Pfeife wenigstens ist, dem dortigen Culturstande gemäß, die schmuckloseste und einfachste auf der Welt, und doch ist sie Allen ein unentbehrlicher, mit beispielloser Leidenschaft begehrter Luxusartikel geworden. Hier, wo der Islam die äußerste Grenze des Fanatismus erreicht und das Rauchen mit einem Veto belegt hat, bleibt er doch dieser Sitte gegenüber ohnmächtig; dabei stehen die Mittelasiaten nicht hinter ihren Brüdern zurück und Turkomanen, Kirgisen, Oezbegen und Tadschiks sind gleich verliebt in die Nikotinpflanze. Die Pfeife des Mittelasiaten ist aus Persien importirt und man könnte sie eine Abart der persischen nennen. Statt der künstlichen Wasserflasche verwendet man hier einen hohlen Kürbis, oder wo dieser fehlt, ein roh aus Holz geschnitztes Gefäß. Der Aufsatz ist äußerst klein und wie der Pfeifenkopf plump gearbeitet. Die charakteristischste Eigenschaft des ganzen Instrumentes besteht darin, daß an der einen Seite der Flasche sich ein dünnes Rohr, an der anderen sich eine runde Oeffnung befindet, die während des Rauchens mit dem Finger geschlossen wird. Uebergiebt nun der Mittelasiate seine Pfeife dem Nachbar, was auch hier Sitte ist, so bläst dieser den von seinem Vorgänger im Wasser zurückgelassenen Rauch heraus. Durch diese Fingerbewegung wird der tatarische Raucher einem Flötenspieler ähnlich.

Die Pflanze selbst ist in Mittelasien eine einheimische; die beste Sorte wächst in Karschi und in Schehri-Sebz, der Geburtsstadt des großen Timurs; auch im Chanate von Chiwa ist eine Gattung, Rafanek, bekannt und berühmt, sie alle stehen jedoch an Aroma und Milde weit hinter den persischen zurück. Der Taback wird hier nur im trockenen Zustande gebraucht und sein scharfer, beißender

und ätzender Rauch kann nur von tatarischen Gaumen und Lungen vertragen werden. Bei Fremden verursacht er schon nach einem Zuge stundenlanges Husten; übrigens kostet es auch den Einheimischen nicht wenig Mühe, sich an die Pflanze zu gewöhnen. Aeltere Herren haben sich hierin eine Verfeinerung, allerdings eine nichts weniger als ästhetische verschafft, indem sie den Rauch aus der Pfeife nur durch Vermittlung ihres Dieners nehmen, d. h. der Diener macht den Zug, hält den ätzend prickelnden Theil an sich und bläst mit vollen Wangen dem ihm mit offenen Munde gegenüberstehenden Herrn den Rauch in die Kehle. Besonders sind die Nomaden auf diesen narkotischen Genuß erpicht. Wie oft staunte ich, unsere Karavane auf ihrem Marsche durch die Wüste von einem in wildem Galopp einherreitenden Kirgisen oder Turkomanen angehalten zu sehen, der aus weiter Ferne die Reisenden bemerkend, eine Pfeife zu erbitten herbeikam. Anfangs glaubte ich immer an räuberische Absichten solcher Nomaden, doch der Kervanbaschi (Haupt der Karavane) kannte seine Leute. Die Pfeife wurde schnell gestopft und dem Angekommenen mit den üblichen Höflichkeiten dargereicht. Hastig stets griff der Turkomane nach diesem Instrumente; bei dem ersten Zuge begannen seine Augen zu glänzen, bei dem zweiten setzte er sich betäubt auf die Erde und bei dem dritten hatte das narkotische Gift eine solche Wirkung geübt, daß die Pfeife seinen Händen entfiel und der Raucher in ein wildes Delirium versank. Manche fingen nach heftigem Husten zu zittern an, Andere stürzten in ohnmachtähnlicher Betäubung nieder. Während der Raucher, wie ein Besessener aus dem Munde schäumend, auf der Erde lag, pflegte die Karavane den Weg fortzusetzen. Der Nomade erholt sich schwer von diesem Zustande, der uns ein schweres Uebel, ihm aber ein hoher Genuß dünkt, und er durcheilt stundenweite Strecken, um desselben theilhaftig zu werden.

Doch selbst bei den Nomaden ist unter dem Zelte des Reicheren ein Tschilim (wie die Pfeife in Mittelasien heißt) keine Seltenheit. Im Chanate von Chiwa ist sie besonders häufig anzutreffen; in Bochara raucht man meist verborgen, in Chokand bemerklich wenig. Da der Mittelasiate in der Pfeife mehr eine narkotische Betäubung als einen Genuß sucht, so ist für Raucher, die sich an die ätzende Wirkung des Tabaks bereits gewöhnt, ein Surrogat

gefunden worden; dieses Surrogat ist das Opium, welches, so weit meine Erfahrung reicht, in der Tatarei viel häufiger als in der Türkei und Persien genossen wird. Die Lehrer und Handhaber der mit Opium gewürzten Pfeifen sind zumeist Derwische, diese abgefeimten Gaukler, die unter der Maske der Heiligkeit aus dem Weltgetümmel sich in ihre Chanka's (Klöster) zurückziehen, um nicht nur selbst in diesem entnervenden Genusse zu schwelgen, sondern auch Andere dazu verleiten. In Mittelasien ist das Chanka, was die Kaffeebude in der Türkei oder die Theebude in Persien ist. Gewisse Lokalitäten erfreuen sich eines besonderen Renommée in Bereitung des Mohngiftes; in ihnen wimmelt es an Markt- und Feiertagen von lüsternen Opiumrauchern. Unglücklicherweise wird dieses Laster noch obenein für ein Attribut höherer Bildung gehalten, und während meines Aufenthaltes in Chiwa hatte sich der Chan, seine Minister, ja die ganze Beamtenwelt ihm ergeben. Höchst auffallend ist es, daß die zum Skelett abgemagerten Raucher sich meist eines langen Lebens erfreuen, was bei der wahrhaft schrecklichen Wirkung dieses Giftes unbegreiflich erscheint. Die, welche es in der Praxis schon weit gebracht haben, belasten ihre Pfeife mit einer unglaublich starken Dosis und unvergeßlich bleiben mir die Momente, welche ich solchen von den heftigsten Zuckungen ergriffenen Opiumrauchern gegenüber zubrachte. Manche verzerren das Gesicht zu schauerlichen Grimassen, um ihre kalten und bleichen Lippen spielt die grimme Wuth des Würgengels, während Andere mit Händen und Füßen so lange um sich schlagen, bis sie nach der furchbaren Aufregung in todtähnlichen Schlaf versinken.

In der Stadt und im Chanate von Bochara haben die hyperfrommen Molla's den Taback unter die Rubrik: „berauschende Getränke“ gesetzt, und da Letztere vom Koran verboten sind, so ist auch das öffentliche Rauchen von der Regierung wie vom Priesterthume mit strengem Verbote belegt. Nichtsdestoweniger findet man im Bazare Bochara's unzählige Tabacksläden. Der Handel wird also geduldet, und wenn die Consumenten im eigenen Hause oder im Verborgenen dem narkotischen Genusse fröhnen, so kümmert sich Niemand darum, denn eine geheim verübte Sünde wird für keine Sünde gehalten. Mancherlei Sprichwörter und moralische

Maximen sind bei den Nomaden gegen den Genuß des Tabacks gerichtet; z. B.: Wenn ein Reisender raucht, so braucht er zu einer viertägigen Strecke sechs Tage; oder: Wenn ein Held raucht, so entzieht er seinem Roß und Weib die Liebe u. s. w. Bei alledem gewinnt das Rauchen immer weitere Verbreitung und die eine eben angekommene Karavane umschwärmenden Nomaden suchen mit derselben Gier nach Pfeife und Taback, wie ihre Weiber nach einem hellfarbigen, alten Katunfetzen oder nach glänzenden Korallen.

Auf ihren Raubzügen haben die Turkomanen an der einen Seite ihres Futtersackes einen geringen Vorrath für ihr Pferd, an der andern den unvermeidlichen, schmutzigen Rauchapparat. Sie entsagen auch dem nothwendigsten Mahle, wenn sie nur dem wildberauschenden Genusse der Pfeife fröhnen können. Begreiflich ist, daß man in Mittelasien mit dem Taback nicht verschwenderisch umgeht. Eine Pfeife sättigt oft eine ganze Gesellschaft; die Graubärte und Vornehmen haben die ersten und vollsten Züge, der niedere Mann die folgenden, während die Jüngeren und die Sklaven dem schwarzverpulverten Rest nur einige leichte Rauchwölkchen entlocken dürfen. Die ausgerauchte Pfeife enthält selten mehr, als nackte Kohlen. Die Ulema's oder Gelehrten, zu welchen auch, namentlich in Bochara, die Vornehmen gerechnet werden müssen, halten die Pfeife für unrein. Hier wird der Taback nicht geraucht, sondern geschnupft, und zwar in einer so ekelhaften Weise, wie man sie sich in Europa kaum vorstellen kann. Fast alle diese Tiefgelehrten und auch viele Andere tragen in ihrem Gurt einen als Tabacksbehälter dienenden Miniatur-Kürbis. Alle zehn Minuten zieht der Schnupfer seine Dose hervor, schüttet den dunkelgelben Staub, der ziemlich scharf und geschmacklos ist, auf die obere Fläche der Hand, bringt ihn so zu den kolossalen Nasenlöchern und zieht ihn mit einem gewaltigen Zuge ein. Diese Art des Schnupfens kommt auch anderwärts vor, abscheulich aber ist die Gewohnheit, den Schnupftaback statt in die Nase, mit drei Fingern in den Mund und zwar zwischen die Zunge und den Gaumen zu stecken und die Dosis nach einigen Augenblicken wieder auszuspeien. Wehe dem Armen, der mit solchem Individuum ein Gespräch zu führen hat und fortwährend von dem Tabacksprudel getroffen wird.

Den Schnupftaback zu essen, ist in Bochara, Afghanistan und

Nordindien allgemeine Unsitte. Man will darin ein gutes Mittel gegen Zahnschmerzen finden. Möglich ist dies, gewiß aber und leicht begreiflich, daß die Zähne dadurch fürchterlich entstellt werden. Einen höchst widrigen Anblick bieten Frauen, die vor der Sünde des Tabackrauchens zurückschreckend, sich dieser abscheulichen Gewohnheit hingeben. Bei den Männern verbirgt der Bart einigermaßen den herabfallenden Staub, bei Frauen dagegen trägt das glatte Kinn immer die schmutzigen Spuren dieses Genusses, und ich finde es daher ganz natürlich, daß eine derartig entstellte Dame ihrem Herrn Gemahl nicht besonders reizend erscheint. Als Begleiter der Pfeife erscheint in Mittelasien der Thee, und zwar der schwarze Ziegelthee. Dieses mit Fett und Salz gewürzte Getränk harmonirt vortrefflich mit diesem rauhen Genuß und hat, nach einem mehrstündigen Marsche in der Wüste, auf die ermüdeten Mitglieder einer Bande eine wirklich wunderbare Wirkung. Der Thee muß siedend heiß und jeder Schluck von einem Zuge aus der Pfeife secundirt sein. Nach der Meinung des Tataren gehören Thee und Taback zusammen und wie Ersterer die Adern erweitere und das Blut flüssiger mache, ebenso werde durch den Rauch Kopf und Gehirn klarer; er ist fest überzeugt, daß eine gute Pfeife dem Auge eine doppelte Stärke verleiht.

Schließlich sei noch die improvisirte Pfeife des Kirgisen erwähnt. Dieser Nomade pflegt oft, inmitten der Wüste, ohne irgend ein Geräth, wenn nur etwas Wasser bei der Hand ist, Taback zu rauchen. Ich hörte mehrere Male davon sprechen und um mich davon zu überzeugen, ließ ich mir dieses Kunststück einmal vormachen. Der Kirgise suchte lange auf dem Felde umher, bis er einen lehmigen Boden entdeckte. Zuerst grub er ein zwei Faust tiefes Loch in den Boden, dessen Mündung jedoch weit enger war, als der innere Raum. Dieses wurde mit Wasser gefüllt und mit einem aus nassem Thon geformten Pfeifenkopf zugedeckt. Neben der Höhlung wurde ein schräg eingestecktes Rohr mit dem Wasser in Verbindung gebracht, dessen Spitze ungefähr zwei Finger hoch aus dem Boden hervorragte. Vor diesem immobilen Geräth streckte sich der Kirgise der Länge nach auf den Boden hin und genoß seine Pfeife mit solchem Behagen, als hätte er sie aus dem Hause eines türkischen oder persischen Großen geholt. Von Reinlichkeit

ist natürlich bei einem solchen Verfahren gänzlich abzusehen. Die Nomaden dehnen ihre Praxis noch weiter aus und verwenden statt des Tabacks eine Wüstenpflanze. Dieses Surrogat wächst als niedere Staude in länglicher Form, ist im gedörrten Zustande schwarz und von so ätzender Wirkung, daß ein einziger Zug dem Fremden stundenlanges Kopfweh verursacht. — Man ersieht, die Pfeife von ihrer verfeinertsten bis zu ihrer rauhesten Form ist überall gleichmäßig geliebt und gepflegt. Die mohammedanischen Völker, von der Türkei bis zu den Grenzen des fernen himmlischen Reiches, betrachten sie nächst Brod als das am allerwenigsten entbehrliche Genußmittel; sie bietet überdies Unterhaltung für die an das dolce far niente gewöhnte östliche Welt, die mit dem aufsteigenden Rauch so gern die langsam schleichenden Stunden entschwinden sieht, und sollten auch die Völker des Abendlandes der Nikotinpflanze je entsagen, der Morgenländer wird ihr nie untreu werden, die Pfeife ist mit seiner Lebensweise, wie mit seinen Sitten auf's Festeste verwachsen.

Ebenso wie die unnatürliche Sitte des Harems ein noch unnatürlicheres Ekel erregendes Laster erzeugte, ebenso hat die von der Religion gebotene Enthaltsamkeit vom Wein und von geistigen Getränken den Hang nach narkotischen Genüssen befördert. Haschisch, Beng und Opium, und wie die verschiedenen, auf das Nervensystem und auf die geistigen Fähigkeiten des Menschen lähmend und betäubend wirkenden Stoffe heißen mögen, sind verhältnißmäßig wenig verbreitet, wo ein Theil der moslimischen Gesellschaft über das Verbot, Wein und sonstige Spirituosen zu genießen, sich hinwegsetzt. Constatirt ist, daß, mit Zunahme des Rakigenusses, die Zahl der Opiumraucher in der Türkei bedeutend abgenommen hat, hingegen in den mehr östlichen Ländern, wo die Religionsgesetze streng eingehalten werden, progressiv wächst. In Stambul lebt nur noch die Erinnerung an den Platz „Afiundschilar" (Opiumraucher) genannt, wo jene gräßlich entstellten Opfer einer bösen Leidenschaft im Schatten hoher Bäume sich gewaltsam Geist und Körper tödteten. Häufig hörte ich erzählen, wie dieser Vergnügungsplatz — und es gab gewiß mehrere — vom frühen Morgen bis zum späten Abend dicht gefüllt war. Während der Opiumtrinker mit der Linken die Pfeife krampfhaft umklammert

hielt und in der Rechten die große Kaffeeschaale zum Auskühlen hin- und herschwenkte, sollen muthwillige Gassenjungen sich mit langen Strohhalmen herangeschlichen und dem Halbbewußtlosen von rückwärts den Mokkasaft ausgesogen haben. Das lebende Skelett, in der Meinung, er selber sei der Consument gewesen, rief dann mit einem den Opiumberauschten eigenen Lächeln: „Kahwedschi doldur!“ (Kaffeesieder füll' aufs Neue). — Merkwürdiger Weise hat das Religionsgesetz diesen Selbstmördern gegenüber ein Auge zugedrückt. Man legte die Betäubungswuth dieser Leute als beabsichtigtes gewaltsames Unterdrücken der sinnlichen Gefühle aus, um dadurch religiösen Betrachtungen sich inbrünstiger hingeben zu können. Viele, die durch Fröhnung dieses Lasters halb verrückt wurden, galten als Heilige; ich selber kannte einen solchen Halbtodten, der mir in vollem Ernste erzählte, das seinem Körper innewohnende Feuer sei zu gewissen Zeiten so heftig, daß er mittelst einer einzigen Berührung ein Faß Wein in Essig verwandeln könne.

In der Türkei hat, wie gesagt, das Rakifäßchen diesem Uebel entgegengesteuert und heute sind es in der Mehrzahl Derwische, die durch das Haschisch- und Opiumtrinken Visionen zu erregen trachten, um in denselben den Vorgeschmack zukünftiger Seeligkeit zu gewinnen. Bei ihnen sind diese Narkotika deshalb mit dem Worte „Esrar“ (Geheimnisse) bezeichnet. Das Esrar der Türkei wird zumeist aus den berühmten Mohnpflanzungen Brussa's, Izmid's und Mosul's bereitet. Die obersten Blätter des Stengels werden sorgfältig gesammelt, getrocknet, zerrieben und mittelst einer Syrupgattung zu kleinen Pastillen geknetet, von denen einzelne Stücke, auf die Kohle der Wasserpfeife gelegt, mit dem Rauche eingezogen werden. Bisweilen mischt man die Pastillen mit aromatischen, den betäubenden Effect noch erhöhenden Ingredenzien, um die Contouren der wunderlichen Gebilde des Paradieses und das Vorgefühl überirdischer Glückseligkeit und anderer Entzückungen zu verstärken. Das Esrar kommt auch in Form kleiner dünnen Stangen vor und von Letztern verschluckte ich selber ungefähr ein erbsengroßes Stückchen, um mich von seiner Wirkung zu überzeugen. Meine diesbezügliche Erfahrung ist leider nur eine geringe, da Anfang und Ende der Betäubung sich nur wie ein Anflug von Rausch

äußerten. Die Gesellschaft indessen, in der ich mich befand, erzählte mir später ergötzliche Geschichten von meiner außergewöhnlichen Fröhlichkeit, die selbstverständlich mit einem tiefen Schlafe endete. Ich kannte Europäer, die unter dem Einfluße des Haschisch sich für große Dichter hielten und ihre Inspirationen zu Papier brachten, nach ihrer Entnüchterung sich jedoch von dem krassen Unsinne ihrer Hallucinationen überzeugten. Leider sind mehrere Europäer diesem Laster zum Oper gefallen, u. A. der englische General G . . . . und Baron S . . . . Letzterer, ein höchst begabter Mann und reicher Kavalier, kam schließlich so weit herunter, daß er, zum Skelett abgemagert, jahrelang ungekämmt und ungewaschen, statt der Kleider mit einigen Fetzen behangen, in den Straßen Constantinopels umherirrte. Man hätte ihn für irrsinnig gehalten, wäre man nicht durch seine bisweilen höchst geistreiche Conversation in mehreren europäischen Sprachen eines Andern belehrt worden und es bleibt mir unvergeßlich, wie dieser ehemalige Magnat bei grimmer Winterkälte nur mit einigen Lappen bedeckt, vor dem Hause in Stambul, in dem ich wohnte, unter dem Gesange

„Der Orient, der Orient,
„Wo ewig blau das Firmament!“

vorüberging. Er endete, wie leicht erklärlich, auf der Straße.

Wie schon angedeutet, nimmt der Gebrauch der Narkotika in dem Maße zu, wie man nach Osten vorschreitet. In Persien spielt das Benk, ein Präparat aus den Blättern der von Derwischen angebauten canabis indica, eine bedeutende Rolle, während das Opium oder Tirjak fast von jedem den besseren Ständen angehörenden Manne in kleinen Pillen genossen wird. „Mag der Perser, erzählt Polak, auch 40 bis 50 Jahre lang Opium genießen, er steigt doch selten in der Quantität, die im Durchschnitt ein bis zwei Gram täglich beträgt, so daß eine Person in einem Monat 1 bis 1½ Miskal (60 bis 90 Gramm) verbraucht. In den feuchten Niederungen am kaspischen Meer pflegt die tägliche Dosis doppelt so stark, 3 bis 4 Gram, zu sein. Mit solcher Regelmäßigkeit genossen, selbst bei einer langsamen Erhöhung der Dosis, äußert das Opium keine verderbliche Wirkung auf den Organismus; es erzeugt keine Störung der geistigen und körperlichen Funktionen, öftere Verstopfungen ausgenommen, seltener Erschlaffung des Unterleibes,

und ist allen Mannesfunctionen gegenüber indifferent. Im 40sten, am kaspischen Meer im 35sten Lebensjahre soll das Opiumtrinken weniger nachtheilig sein, als im früheren Alter, ja die Perser behaupten, vom 50sten Jahre an müsse man Opium nehmen, um seine Kraft und Frische zu bewahren und ein hohes Alter zu erreichen. Ich kannte in der That Greise von 60 bis 90 Jahren, welche bereits seit einem halben Jahrhundert ihre tägliche Portion Opium zu sich genommen haben." — Malcolm berichtet von einem persischen Würdenträger, den er bei seinem ersten Besuche in Persien kennen gelernt hatte und der ihm wegen der großen Dosis Tiriak's, die er zu nehmen pflegte, besonders auffiel. Malcolm warnte den Mann vor diesem schrecklichen Gifte, das ihn früh ins Grab brirgen könnte. Zwölf Jahre später begegnet Malcolm wieder jenem Perser, der nun wohlbeleibt und rüstig aussah und schon aus der Ferne ihm zurief: „He Sahib! ich habe meine Dosis verdoppelt und sitze, wie Du siehst, ganz gesund im Sattel, anstatt im Grabe zu liegen!" Mit dem Tschers hat es natürlich schon ein ganz anderes Bewandtniß. Dies wird ausschließlich als Betäubungsmittel gebraucht und mittelst der Pfeife in Dampfform eingesogen. Polak berichtet, daß wenn nur beim Tschersrauchen das gehörige Maß eingehalten werde, dasselbe keinesfalls deprimirend und entkräftigend wirke, im Gegentheil die Phantasie anrege, zu Heiterkeit und Frohsinn stimme und dem Geiste eine gewisse Schwungkraft verleihe. Nach meiner Erfahrung kann ich Polak bestimmen, denn ich habe persische Schöngeister gekannt, die unter dem Einflusse des Tschers ihre Phantasie auf erstaunliche Weise potenzirten. Dem Tschers wird auch die wundervolle Wirkung der Tapferkeit zugeschrieben und, um auf geschichtliche Daten aus der Gegenwart zu reflectiren, sei u. A. erwähnt, daß dieses Präparat Ursache jenes verrätherischen Actes gewesen sein soll, bei welchem Ekber Chan den englischen Oberst Macnaughten während einer Unterredung niederschoß und der für die Engländer in Afghanistan jene entsetzliche Katastrophe herbeiführte. Man schreibt daher nicht mit Unrecht manche Umwälzung auf dem Gebiete des staatlichen und religiösen Lebens in Iran dem häufigen Gebrauche dieses Giftes zu, da der Zustand der Extase, den es erzeugt, bei Einigen die Phantasie in höchstem Grade steigert, Andere wiederum zu willen=

losen Werkzeugen der Führer herabdrückt. Aehnliche Motive will man bei den Thaten der einst gefürchteten Secte der Assasinen, welches Wort vom arabischen Haschaschin (Haschisch=Esser) abgeleitet wird, wie auch bei den der Communistensecte der Babi's entdecken. Der Opium=raucher thut sich allerdings, falls Uebermäßigkeit auf sein Nerven=system nicht störend wirkt, vor den übrigen Orientalen durch auf=gewecktes Naturell hervor, sein Auge hat feurigen Glanz, seine Rede, seine Bewegungen sind schneller und, von diesen Eigenschaften begünstigt, kann er bis zu einem gewissen Lebensalter Willens= und Thatkraft bewahren. Erfahrungsgemäß aber gehört selbst der mäßige Gebrauch dieses gefährlichen Nervenkitzels nach dem 40sten Lebensjahre zu den Seltenheiten, und dennoch findet man in Mittel=asien unter zehn Opiumrauchern gewiß acht als klägliche Opfer dieser Leidenschaft. Dort, wo der Genuß geistiger Getränke als Todsünde gilt, sind Opiumraucher, namentlich in der Nähe von Derwischklöstern, sehr zahlreich anzutreffen und es war mir ein schrecklicher Anblick, starke, rüstige Männer, durch Ein=athmung dieses Giftes in sehr kurzer Zeit körperlich und geistig ruinirt zu sehen. Der Tod ist nur selten die Folge dieses Lasters. Das Opfer, ein widerwärtiges Skelett und geistig stumpf, erreicht meist ein hohes Alter, ja es unterliegt sogar weniger Krankheiten als andere Menschen; doch wie traurig ist die Existenz dieser wandelnden Leichen und wie enorm die Schädlichkeit des Opiums, mit den Wirkungen des Genusses geistiger Getränke verglichen!

Bäder und Waschungen.

Die vom Propheten seinen Gläubigen gegebenen Verordnungen über Bäder und Waschungen stehen dem strengen Reinlichkeitsgesetze des brahminischen Glaubens nur wenig nach. Ob bei dem Worte „Tetahheru!“ (reinigt Euch) nur die körperliche und nicht die geistige Reinlichkeit gemeint, oder ob erstere eine bildliche Anspielung auf letztere gewesen sein soll, wollen wir spitzfindigen Koran-Exegeten überlassen, nur so viel sei hier constatirt, daß dieses eine Wort es bewirkte, bei allen Mohammedanern Asiens das Bad als eine Institution nicht nur des nöthigsten Lebensbedürfnisses, auch als ein streng religiöses Gebot erscheinen zu lassen. Heutzutage versteht man im ganzen islamitischen Orient unter Bad nicht nur eine Erfüllung des göttlichen Befehls, nicht nur einen Akt der Reinigung, sondern ein Vergnügen, dem sich alle Welt mit Leidenschaft hingiebt. Ist man von anstrengender Reise zurückgekehrt, hat man eine anstrengende Arbeit verrichtet, will man sich vom gehabten Schrecken oder vom Uebermaße geschlechtlichen Genusses erholen: so geht man in's Bad. Reich und Arm, Jung und Alt huldigt dieser Passion. Was man bei uns Trinkgeld, bei den Russen Branntweingeld, bei den Chinesen Theegeld nennt, das heißt im Osten Badegeld. Will man die Vorzüge einer Stadt beschreiben, so beginnt man mit der Schilderung ihrer Bäder; soll auf's Gegentheil hingezielt werden, so wird der Schmutz und die Unreinlichkeit der Letzteren citirt, und wie man durch Erbauung von Moscheen, Karavanserailes, und Collegienhäusern seinen Namen zu verewigen strebt, so erreicht man diesen Zweck vielleicht sicherer noch durch Erbauung eines geräumigen, wasserreichen Bades. Worauf der Prophet auch immer hingezielt haben mag, gewiß ist,

daß er in hygienischer Hinsicht seinem Volke ein Wohlthäter war, da in dem meist warmen Klima des Ostens durch häufige Benutzung des Bades vielen Krankheiten vorgebeugt wird.

Auf dem großen Gebiete der islamitischen Welt ist unstreitig Konstantinopel der Ort, wo orientalische Bequemlichkeitsbegriffe von dem Kunstsinne des Westens längst schon verfeinert sind, auch die dortigen Bäder sind die schönsten, reichlichst ausgestatteten und elegantesten. Die Nähe der marmorreichen Inseln des Mittelmeeres trug viel dazu bei, die Badeanstalten in dieser Heimath byzantinisch-römischer Architectur einen Grad seltener Vollkommenheit erreichen zu lassen. Nicht minder diesem Zweck von jeher ersprießlich wurden die großen Wasserleitungen, und nachdem der Halbmond, bei dem Bäder und Waschungen von solch dogmatischer Wichtigkeit sind, in Byzanz das Kreuz verdrängt hatte, wurden es hauptsächlich die Bäder, in denen man die auf ottomanischen Raubzügen aus Europa hierher gebrachten Kostbarkeiten prangen ließ. Wahrlich, ein sonderbares Gemisch von Reinlichkeits-Ansichten stellt sich dar, wenn ich mir im Geiste alle jene Bäder vergegenwärtige, die ich in den verschiedenen islamitischen Ländern besuchte. Ich pflege mir dabei vor Allen den Osmanli, und zwar den der Efendiklasse angehörigen vorzustellen, wie er mit wichtiger Miene und festen Schritts einhergeht, während ihm sein Diener das voluminöse Wäsche-Bündel nachträgt. Die Thür der Badeanstalt hat sich kaum geöffnet, als schon Pächter und Dienerschaar ihm ehrerbietig entgegenkommen. Auf der höchsten Ballustrade der kuppelartigen Vorhalle harrt des Ankommenden ein weicher Divan. Alle Hände sind mit seiner Entkleidung beschäftigt, man steckt ihn in die Naalin (Holzschuhe), und nackt, nur mit der Futta (Schürze) um die Lenden, schreitet mancher Efendi so stolz einher, als befände er sich mit Ordensbändern geschmückt auf der Parade. Dem nackten Chef folgt der nackte Diener mit Tschibuck und Tasse. Von der Vorhalle bis zum ersten warmen Zimmer sind kaum einige Schritte, dennoch muß man hier ausruhen und nimmt Pfeife und Kaffee. Darauf entfernt sich der Pfeifenträger und einige, die Augen schamhaft zu Boden senkende Dellaks (Badewärter) nähern sich schüchtern dem vornehmen Kunden. Sie sind, wie es der gute Ton erheischt, Söhne Georgiens, von schönen Formen und mit fleischigen

Gliedern. Ihre Gesticulationen, ihr Augenspiel, ihr Kopfnicken, Alles muß nach den Vorschriften für fein trainirte Dellaks geregelt sein. Der Efendi winkt und die jugendliche Schaar (Schnurrbärtige sind von diesem Dienste ausgeschlossen) faßt langsam seine Glieder an. Vom gelinden Herumtippen geht man zu weichen Griffen, von diesen zum Kneten über. Dabei ist das Augenspiel, mit dem die gleich einem weichen Teige durchgearbeitete Herrschaft den Söhnen Georgiens und Tschirkassiens mehr oder weniger aufmunternde Zeichen ihrer Befriedigung giebt, für jeden Europäer unnachahmlich.

Aus dem halbwarmen Gemache tritt der ganz erschöpfte Badegast in die eigentlich heiße Abtheilung, die, überall mit auffallender Sorgfalt ausgestattet, das eigentliche Sanctuarium der türkischen Hamame (Bäder) ist. Die Sonnenstrahlen, welche durch die an der Kuppel befestigten, kugelartigen, zumeist grünfarbigen Gläser in den ziemlich hohen Raum dringen, beleuchten ein seltsames Bild. Der schwächsten Bewegung folgt hier ein starker Wiederhall und das Geklirre der dünnen Schalen, mit welchen das Wasser aus den muschelartigen Basins über den Körper gegossen wird, das Brausen des Seifenschaums, das Aechzen und Kreischen der Gäste, unter das sich oft die Weise eines lustigen Liedes mischt, Alles dies ist von überraschendem Eindruck. Der Kuppelbau täuscht Manchen über die Kraft seiner Stimme und es ist erklärlich, wenn er sich über Schönheit und Umfang derselben einer kurzen Illusion hingiebt. Daher sagt auch das türkische Sprüchwort von einem eingebildeten Menschen: „Er scheint seine Stimme im Hamam erprobt zu haben.“ — In der Mitte dieses Gemaches, gerade unter der Kuppel, befindet sich eine zwei Fuß hohe, terassenartige Erhöhung, „Gobek Taschi“ (Nabelstein) genannt. Sie ist der Sammelplatz der Badeliebhaber, die, nachdem kein Tropfen Schweiß in ihnen zurückgeblieben, hier mehrere Stunden hindurch bei einer Hitze von 40° R. munter conversiren, Taback rauchen; Kaffee trinken, hie und da auch Karten, Schach oder Trick-track spielen. Könnten diese Göbek-Tasch's reden, wie viel hätten sie nicht zu erzählen von den weiblichen Besuchern der Bäder, von den jungen Hanims (türkische Damen), von koketten Tschirkasserinen und dienstfertigen Töchtern Abyssiniens. Ich lernte in der Türkei Frauen kennen, die sechs Stunden lang am Göbek-

tosch saßen, vier Stücke Seife auf ihr Haar verbrauchten und obwol ihr Fleisch nach jedem Besuche einem stark ausgekochten Huhne glich, dennoch diesem Vergnügen drei- bis viermal wöchentlich nachgingen. Es darf dies nicht Wunder nehmen! Das Bad ist, besonders zur Winterszeit, das Hauptrendezvous der türkischen Damenwelt, und ersetzt ihnen die Oper und das Concert. Von Männeraugen, folglich auch von den Blicken des zärtlichen Gemahls befreit, kann man hier allen Scherzen und Spielen zwangslos nachgehen. Das dienende Personal wird durch fette Douceurs zum Schweigen gebracht. Es schweigt auch; doch wäre es höchst interessant, dem Göbek Taschi in Konstantinopel die Berichte über seine Erfahrungen abzulauschen.

Wer der alt-orientalischen Etikette streng folgen will, zieht der Oeffentlichkeit der Halle die Verschlossenheit der kleinen Zellen vor, vor deren Oeffnung man ein roth-blau gestreifter Vorhang zieht, hinter den nicht das Badepersonal, nur der eigene Diener treten darf. Ueberhaupt muß bei Wohlerzogenen jede geräuschvolle Bewegung, das laute Plätschern mit dem Wasser, das Stöhnen und Aechzen vermieden werden; die rituellen Vorschriften bezeichnen mit Genauigkeit, mit wie viel Kannen Wasser man den einen oder andern Körpertheil, welchen zuerst und welchen später abspülen soll, andererseits folgt man in Form und Stoff der Wäsche wie in Qualität der Jerusalemer Seifen den Geboten der jeweiligen Mode. — Nicht minder ceremoniell ist das Verlassen der innern Räume. In jeder Abtheilung wird man anders umhüllt, und bevor man wieder in die eigentliche Halle, wo die Kleider zurückgelassen worden sind, eintritt, hat man manches wunderliche Costüm anzulegen gehabt. Der Prozeß des Abtrocknens, das Darreichen des Scherbets, des Kaffees und anderer Erfrischungen, der Troß der Gesundheitwünscher, der Spiegelreicher u. s. w., Alles, was den europäischen Geist ermüdet, ist bei der Geduld und Ausdauer der Orientalen ihnen gar nicht auffallend, denn nach ihren Begriffen ist dies Alles vom Bade unzertrennlich. — Im fernen Asien ist das Bad, lucus a non lucendo, eher eine Beschmierungs- als eine Reinigungsanstalt. Je mehr man sich von Constantinopel östlich entfernt, je primitiver ist das Hamam, selbst in Persien, dem alten Iran, wird ein Bad für den Europäer nichts weniger als einladend

sein. Im asiatischen Theile des ottomanischen Reiches sind Erzerum, Charput, Mosul, Kaiseria, besonders aber Damaskus ihrer Bäder halber berühmt. Letzterer Ort, der das Epitheton „wohlduftend“ trägt, ist betreffs seiner Wasserfülle unvergleichlich. Jeder Hausbesitzer ist ermächtigt, eine Badeanstalt anzulegen, und wenngleich einige der Hauptthamame mit ihrer Entstehungszeit noch in das hohe Alterthum hineinreichen, so stehen doch Bauart und das verwendete Material weit hinter den Bädern in Stambul zurück.

Eine förmliche Parodie eines Bades ist solche Anstalt in Iran, in diesem Sitze alt-asiatischer Civilisation, in diesem Lande, wo man auf der höchsten Stufe der Verfeinerung zu stehen, die ganze übrige Welt aber im tiefsten Schlamme der Rohheit stecken glaubt; bei einem Volke, das durch jede Berührung mit einem Andersgläubigen sich für stark verunreinigt hält, und Erstere nur durch den Gebrauch eines Bades beseitigt werden kann. Als ich in Persien das erste Mal nach einer derartigen Anstalt forschte, verursachte mir schon das Aeußere der Lokalität mit seinem aufgeschichteten Haufen von Pferdemist, hie zu Lande das Heizmaterial, Ekel. Doch noch größer wurde dieser, als ich durch die runde Vorhalle, deren Wände mit Schlachtscenen aus dem Firdusischen Epos bemalt waren, in das kellerartig tiefe Innere trat. Von allen Steiten starrte Einem da der in den Schein des Luxus gehüllte Schmutz entgegen. Das Auskleiden geht hier nicht in verschiedenen Localen vor sich, auch die Badewäsche ist bei weitem nicht in dem guten Zustande wie in der Türkei und ist unmöglich ein persisches Bad zu besuchen, ohne gewisse lebendige Memento's daran mit sich nach Hause zu bringen. Schon im ersten Gemach berührt den Eintretenden ein scharfer Geruch von aufgelöster Henna oder Färberpflanze (Lawsonia inermis) und sonstigen Salben höchst unangenehm; er wird im zweiten Zimmer, dem eigentlichen Waschdepartement, noch viel intensiver und unerträglicher. Diejenigen, welche eine gesetzliche, vollkommene Waschung verrichten wollen, begeben sich in das hier befindliche, viereckige Wasserbecken. Der innere Raum dieses Beckens ist klein, das Wasser darin wird täglich nur einmal gewechselt, und wenn ich acht bis zehn Perser in dem pfützenartigen Naß nebeneinander stehen sah, wie sie sich durch gegenseitige Berührung die Oberhaut abrieben, war mir der Abscheu der Türken vor ihren östlichen

Nachbarn vollkommen erklärlich. In türkischen Bädern pflegt man die Toilette in den heißen Abtheilungen derselben zu machen, die Perser haben hierzu ein drittes, kühleres Gemach. Sie bedürfen auch dessen, denn die zwei Stunden lange Operation, die der Dellak mit der Färbung des Kopfhaars, des Bartes, der Fußsohlen, der Handfläche und der Nägel vornimmt — mittelst erwähnter Pflanze wird Alles dunkelroth gefärbt — wäre bei einer heißen Temperatur nicht eben angenehm. Die Färbung mit dem Henna ist eine unbegreifliche Passion der Perser, von denen sie auf die Afghanen überging. Nicht nur Erwachsene, bejahrte Männer wie Frauen, auch neugeborne Kindern werden mit Henna bemalt. Man verwandelt damit Schimmel in Goldfüchse und bei dem Schweife der königlichen Pferde bezeichnet die Hennafärbung den Majestätsdienst. Das Henna wird zu zahllosen Zwecken verwendet und variirt vom dunkeln Schwarz bis zum Ziegelroth. Wenn erstere Farbe als Mittel, das Alter zu verschleiern dient, so ist dies verständlich, welchem Schönheitsbegriff aber der auf seine Feinheit stolze Perser damit Ausdruck geben will, seinen schwarzen Bart ziegelroth zu färben, ist unerfindlich, noch unerfindlicher aber eine Auffassung der Reinlichkeit, nach welcher man sich die Hände bemalt, um den an ihnen haftenden Schmutz unsichtbar zu machen.

Wenn Männer mit ihrer Toilette zwei Stunden im Bade zubringen, so darf es nicht befremden, daß Frauen vier bis sechs Stunden darauf verwenden; doch möge der westliche Leser sich nicht einbilden, eine Dame im Rosenlande des Alterthums gehe aus dem Bade geputzt und geschmückt hervor. Wenngleich die Perserinnen im Allgemeinen unserem Begriffe von weiblicher Schönheit entsprechen, so werden sie doch durch ihre Toilette, bei welcher das Färbepulver eine Hauptrolle spielt, stark entstellt. Ein europäisches Auge wird in dem Muttermale (Chal), ob natürlich oder künstlich erzeugt, das die Dichter des Orients so hoch schätzen und so überaus preisen, daß Hafis sogar die zwei merkwürdigsten Städte Mittelasiens für zwei Muttermale hingeben wollte, auch nicht eine Spur von entzückender Schönheit erkennen. Die persischen Frauen tättowiren mit einem ätzenden Steine kleinere Chals in die Wangen, den Hals und auf den Busen, die Demimonde

erweitert die Chals zu sehr kühnen Bildern, ja in Ispahan hatte eine emancipirte Tochter Irans sich ein ganzes Jagdtableau eintättowiren lassen. Trotz der großen Sorgfalt, mit welcher das Toilettewesen hier betrieben wird, stehen die persischen Damen, hinsichtlich der Reinlichkeit, weit hinter denen der Türkei zurück. Seife gebrauchen nur die Reicheren und Wohlhabenderen, die untere Volksklasse bedient sich als Surrogat dafür einer Lehmgattung, die zuweilen parfümirt, größtentheils aber ohne Zusatz, in natürlichem Zustande verwendet wird. Besonders ist es das Haar, welches durch die Rengpasta — eine Art schwarzer Farbe — anstatt der Reinigung einen dichten Panzer erhält. Um nicht jeden Tag den Prozeß des Kämmens und Haarglättens vornehmen zu müssen, mischen Viele eine klebrige Substanz in das Reng (Farbe), und man kann sich vorstellen, wie das Köpfchen einer solchen Schönen in den heißen Monaten duften mag. — Ebenso wie sich die äußere Bauart, die innere Einrichtung und die Praxis in den persischen Bädern von den türkischen stark unterscheiden, ebenso variirt auch die Zeit der Benutzung in beiden Ländern. In der Türkei wird in den frühen Morgenstunden das Bad nur von Subalternen und Aermeren besucht, was in Persien nicht der Fall ist. Hier wird der Fremde in der frühesten Morgenstunde durch den monotonen Schall einer Posaune überrascht; es ist dies das der rechtgläubigen Welt gegebene Signal, daß das Bade-Bassin mit warmem Wasser gefüllt ist. In der Weise, wie man in Europa die Thiere aus den Stallungen Morgens zur Weide lockt, macht man in Persien auf des Propheten Mahnungswort Tetahheru! aufmerksam; doch wie lange schon die Posaune ihren täglichen Mahnruf ertönen läßt, den wahren Sinn des Propheten-wortes hat der Perser heut noch nicht begriffen.

In dem noch mehr östlich sich erstreckenden Gebiete der mohammedanischen Civilisation, bei den Afghanen, Turkestanern, Turkomanen und Kirgisen sind die Bäder, soweit diese Völkerschaften Anspruch auf Bildung, d. h. auf Religiosität machen, eine Institution von nicht geringer Wichtigkeit. Die Badeanstalten des sumitischen Chiwa's, Bochara's und Herat's stehen in Bauart und Einrichtung auf gleich niederer Stufe und machen den Eindruck der Armseligkeit. In der ozbegischen Hauptstadt wie am Ufer des Zereffchan sind die

Bäder zumeist unterirdische Localitäten. Man gelangt auf einer Kellertreppe in das Dehliz (Vorhaus), wo die Kleider in getrennten Häuflein zurückgelassen werden, ohne daß je Veruntreuung oder irgend eine Vertauschung stattfindet. Aus diesem führt ein schmaler Gang in das eigentliche Hamam, oder wie es die Ozbegen nennen, ins Issiglik, wo man von rüstigen tatarischen Armen gut durchgeknetet und ausgerenkt wird. Zuweilen sah ich zwei solcher dienstbeflissener Individuen gleichzeitig auf einem Badegaste herumtrampeln, und das Shampoving, wie es die Engländer nennen, wird in keinem Theile Asiens so kräftig angewendet, wie in den genannten Ländern. Vom Hamam aus begiebt man sich zu dem eigentlichen Wasch-Apparat; er besteht aus einem runden Behältniß mit kuppelförmigem Deckel, in dessen Mitte sich ein großer mit Wasser gefüllter Kessel befindet, der mit Zapfhähnen versehen ist, so daß die Badenden das heiße Wasser nach Belieben auf sich schütten können. Jedem Zapfen gegenüber, befindet sich eine Zelle, denn nach islamitischem Gesetze macht der spritzende Wassertropfen einen Nebenanstehenden unrein. Die Zapfhähne sind in der Türkei und Persien hin und wieder aus Silber oder aus feingearbeitetem Messing gearbeitet, bei den Ozbegen immer nur aus einfachem Holze. In ihren Anstalten ist überhaupt von Luxus keine Spur, auch die Badetaxe verhältnißmäßig gering, ja, was im westlichen Asien niemals vorkommt, man läßt selbst viele Badegäste unentgeldlich zu, namentlich zur Winterszeit, um die Rechtgläubigen, wenn sie ihre frommen Waschungen im offenen Flusse nicht vornehmen können, von schwerer Sünde abzuhalten.

Höchst eigenthümlich ist die Manier, in welcher die nomadische Bevölkerung Turkestans diese religiöse Pflicht vollzieht, da in gewissen Fällen die Versäumniß des Gußl (gänzliche Waschung von Kopf bis Fuß) einer Apostasie gleich erachtet wird. Auf den Steppen am Görgen, um Merv herum, wie im Norden des Jaxartes und Oxus, überall wo Nomaden campiren, sieht man sehr häufig am frühen Morgen vor den Zelten eine Matrone mit einem ausgebreiteten, nach rückwärts gehaltenen Leintuche stehen; hinter diesem Vorhange befindet sich der Gemahl derselben, der seiner Ehehälfte einige Eimer kalten Wassers über den nackten Körper gießt. Ja manchmal ritt unsre Karavane in der Wüste, wo meist Wasser-

mangel herrscht, an einem Zelte vorüber, wo dem hockenden, recht-gläubigen Nomaden von einem seiner Diener Sand über den Körper geschüttet ward. Wahrlich, keine besonders angenehme Toilette! Doch es ist ein Surrogatbad, wie es auch gewisse Surrogat-waschungen giebt (Tejemmun), deren ich mich selber bedienen mußte, wenn in der Steppe kein Wasser zum Trinken, geschweige denn zu den rituellen Waschungen vorhanden war. Sind die Lager am Ufer eines Flusses aufgeschlagen und erheischt die Nähe und Auf-sicht eines Molla strenge Befolgung des Gesetzes, so verabsäumen es die jungen Frauen nicht, am frühen Morgen im Flusse ihre Untertauchungen vorzunehmen. Der Blick Fremder und Bekannter genirt sie dabei wenig. Die islamitischen Keuschheitslehren, aber auch die damit verbundenen Laster sind den Nomaden noch gänzlich unbekannt.

Nach den Bädern nehmen in den rituellen Vorschriften der moslimischen Welt die Waschungen eine hervorragende Stelle ein. Ein ganzes Volk vor sich zu sehen, das in den Einzelnheiten seiner Toilette ein gottgefälliges Werk zu verrichten wöhnt, ja die Thatsache, daß es sogar Bücher, dicke Bände giebt, die mit orien-talischer Spitzfindigkeit und Haarspalterei die minutiösen Punkte dieser Vorschriften erörtern, ist jedenfalls eine merkwürdige Erschei-nung, und Europäer werden sich nie der Verwunderung enthalten können, so oft sie einen Rechtgläubigen gewahren, der die Gieß-kanne in der Hand, in frommer Zerknirschung und mit gen Himmel gewendeten Blicken, Gesicht, Hände und Füße reinigt. „Rein sollet Ihr Euch dem Throne Gottes nahen“, heißt es im Gesetze; aber diese Reinlichkeit wird nicht auf die Seele, sondern auf den Körper bezogen, daher denn auch vor jedesmaligem Gebete fünf sehr um-ständliche und bis in ihre kleinsten Details streng geregelte Waschungen, Abdest oder Taharet genannt, vorgeschrieben sind. Während des ganzen Processes darf weder gesprochen noch an etwas Anderes gedacht werden, als an Gott und seine Heiligkeit.

Ein derartig herausgeputzter Moslime ist alsdann bei Allah ganz audienzfähig und wenn er in der Richtung gegen Mekka seinen Gebetteppich ausgebreitet und seine Sinne gesammelt hat, kann der Namaz beginnen. Man erhebt alsbald beide Hände derartig zu beiden Seiten des Kopfes, daß die Daumen gerade hinter den

Ohren zu stehen kommen. Mittelst dieses Eselsohr-Zeichens will der Moslime seine Sinne von äußeren Dingen abziehen, d. h. zum Gebete sich sammeln. Diese Bewegung steht jedoch nur Männern zu, die Frauen, bei denen das kanonische Gesetz an der vollen Ausbildung der Sinne zu zweifeln geneigt ist, erheben ihre Hände nicht bis zu den Schläfen, sondern nur bis zu den Schultern. Wenn der Betende die oben bezeichnete Handbewegung vollzogen hat, streckt er den Nacken vor, legt die Hände vor dem Leibe übereinander und macht, mit dem Körper einen rechten Winkel beschreibend, eine tiefe Verbeugung; alsdann erhebt er sich wieder, um sich sofort zur Erde niederfallen zu lassen, dermaßen, daß Stirn, Nase und Knie mit dem Boden in Berührung kommen, was Sedschde genannt wird. Man wiederholt diese Bewegung noch einmal und hat somit einen vollständigen Rikaa (Kniefall) vollzogen. Nach dem letzten Rikaa — die Anzahl derselben variirt in den fünfmaligen Gebeten des Tages — pflegt der Mohammedaner kniend, den Kopf mit Zerknirschung und wahrer Ergebenheit in den Busen gesenkt, mehrere Minuten lang regungslos zu verharren. Diese Stellung giebt namentlich in der freien Natur bei Sonnenauf- und Untergang ein sehr eindrucksvolles Bild der Gottesverehrung, und bei keiner Nation sieht man mit tieferer Innigkeit und Unterwürfigkeit den Menschen seinem Gotte nahen. Die Stunde der Andacht ist die Zeit, in welcher der Moslime seine heißesten Wünsche seinem Schöpfer offenbart, mit ihm in unmittelbarem Verkehre zu stehen glaubt, und so war es mir denn auch erklärlich, wenn meine Freunde und Reisegefährten mit dem Ausdrucke sichtlicher Vergnügtheit und strahlendem Auge sich stets vom Gebete erhoben und so froh und heiter waren, als hätten sie ihr Herz von schwerem Drucke befreit. — Mit Bezug auf die Waschungen sei noch bemerkt, daß die überall im Morgenlande eine so wichtige Rolle spielenden Reinlichkeitsgesetze auf die moslimische Gesellschaft von weit gedeihlicherem Einflusse sind, als oberflächliche Reisende anzunehmen pflegen. Trotz der schmutzigen und ärmlichen Kleidung, ist die unterste Volksklasse so mancher Gebiete der moslimisch-asiatischen Welt bei weitem reinlicher, als die mit ihr zusammenlebende christliche, und da Bäder und Waschungen bei ihr zum Cultus gehören, sogar viel reinlicher, als die betreffenden Volksschichten in Europa.

Im Einklange mit den Reinlichkeitsgesetzen ist Waschapparaten und Waschgefäßen von jeher große Sorgfalt zugewendet worden. Das Humanitäts-Gefühl gelangte nicht nur durch Gründung von Moscheen, Schulen, Krankenhäusern, Brücken und Karawanenserail's, sondern auch durch Anlegung von Wasserreservoirs und Waschbrunnen zum Ausdruck. Von jeher wurde auf praktische und zierliche Form der Waschkannen und Waschbecken Werth gelegt, sie wurden früher oft von Gold oder Silber angefertigt, paradirten als Luxusstücke und dienten sogar als Motive zu Hoftiteln und Würden. Der Ibrikdar (Kannenhalter), welcher bei öffentlichen Ceremonien dieses Gefäß dem Sultan nachzutragen hatte, war in der Türkei ein Beamter von Ansehen und dieser Rang wurde in Mittelasien, unter dem Titel Aftabedschi, sogar Prinzen von Geblüt verliehen.

Schulen.

Wenn Du, werther Leser, auf einem Gange durch eine orientalische Stadt, sie mag noch so klein sein, aus irgend einem Hause den krausen Lärm jugendlicher Stimmen vernimmst, in den sich mitunter der Bariton eines älteren Mannes mengt, so wisse, daß Du vor einer mohammedanischen Schule der untersten Ordnung Dich befindest, die unter allen Umständen einen Besuch verdient. Bei deinem Eintritte wird sich das Stimmenchaos kaum legen, obwol die schönen, klugen Augen der auf der Erde in malerischem Durcheinander hockenden Jugend Dir zugewendet werden; nur der Chodscha, dem sich in der Anstrengung der Turban etwas in die Höhe geschoben hat, wird in der tactmäßigen Bewegung des übermäßig langen Rohrs pausiren. Das Rohr muß deshalb so lang sein, um auch den in der letzten Reihe sitzenden Jünglingen eine handgreifliche Correctur eines etwa begangenen Fehlers beibringen zu können. Es wird eben die Reihenordnung des Elif-Be (ABC) memorirt, und die armen Jungen sind in Verlegenheit, ob sie ihre Augen auf die in großen Dimensionen vorgezeichneten Buchstaben oder auf die Mundbewegung des Chodschas richten sollen. In der That gelingt ihnen Beides. Das höchst complicirte Alphabet der arabischen Sprache, in dem ein fehlender diakritischer Punkt aus Leben Tod macht und Lieben in Haß verwandelt, wird in verhältnißmäßig kurzer Zeit erlernt, und wenn Du nach Verlauf einiger Monate wieder dieselbe Schule besuchst, wirst Du die Zöglinge schon beim Memoriren jener Koransätze antreffen, deren Einschaltung in das tägliche, fünfmalige Gebet obligatorisch ist. Es sind dies Kinder turanischer oder iranischer Abkunft, denen die Aneignung der rauhen, semitischen Kehllaute entsetzlich schwer

fällt. Wie sie auch Mund und Kinnlade verzerren, sie müssen es nolens volens fertig bringen. Mohammed hat keine Nationalität berücksichtigt, folglich können auch, ihm gegenüber, Verschiedenheiten der Organe nicht existiren, und Griechen, Albanesen, Kurden, Lazistaner, Perser, Afganen und Türken sollen in harmonischer Gleichmäßigkeit ihr Sprachorgan dem des arabischen Wüstenbewohners nachbilden. Doch nicht nur mit mechanischem Herleiern der Koranverse, die Schüler haben sich auch wissenschaftlich zu beschäftigen, und schon die zarte Jugend, z. B. in der Türkei, wird mit dem Birgewi, in Persien mit dem Ilmi-hal bekannt gemacht. Beide sind eine Art von Katechismus, dessen Inhalt dem jugendlichen Verständniß eben so wenig zugänglich ist, als bei uns schwierige theologische Dogmen, weshalb man auch dort wie hier das erwünschte Ziel verfehlt. Belehrt man ein Kind über die rituellen Waschungen, oder über eine oder die andere religiöse Vorschrift, so kann Niemand etwas einzuwenden haben, erklärt man aber dem zarten Knaben aus dem Birgewi wie er sich rituell bei gewissen sexuellen Vorkommnissen zu verhalten hat, so sündigt man gegen die Moral stärker noch, als etwa mit der Erzählung der biblischen Thamar-Legende und sonstigen in alttestamentliche Heiligkeit gehüllten Unsinns. Doch Birgewi und Ilmi-hal sind als Anfangsgründe moslimischer Wissenschaft einmal statuirt und werden es wol noch lange bleiben.

Nach der Lese-, richtiger Schreistunde, wird das Dschuz (Schreibheft) hervorgezogen; es besteht aus gelb oder roth lakirtem Papier, um nach jedesmaligem Gebrauche mit dem Schwamme abgewischt und wieder verwendet zu werden. Während europäische Kinder Schreibhefte nach vielen Dutzenden verbrauchen, kann der Asiate oft auf nur vier Blättern die Schreibkunst erlernen. Natürlich ist auch seine Tinte von der unsrigen verschieden: sie ist minder flüssig und läßt sich leicht abwischen, so wie auch die Feder und das Rohrkiel, dessen beste Gattung aus Mazendran stammt, breit geschnitten und den übrigen Requisiten angepaßt ist. Bezüglich der Schreibrequisiten existirt ein von Abdul Hassan Ali verfaßtes versificirtes Reglement, genannt „der Sohn des Portiers", das den Jüngling zum Federnschneiden, zur Bereitung der Tinte und Wahl des Papiers anleitet. „Eure Hand und Eure Finger, sagt der

Dichter, sollen nur mit dem Schreiben nützlicher Dinge sich beschäftigen, die Ihr zurücklassen werdet, wenn Ihr dereinst diese Heimath der Täuschungen verlasset." — Die Schönschreibekunst ist bei den Mohammedanern von bei weitem größerer Wichtigkeit, als bei uns, ja beinahe demjenigen unentbehrlich, der auf Bildung Anspruch macht, und wenngleich das arabische Sprüchwort: „Kulli chatatun dschahilun" (alle Schönschreiber sind Narren) von dem „doctores male pingunt" nicht weit fällt, so werden doch unter hundert Schriftkundigen im islamitischen Osten kaum zwei bis drei eine schlechte Handschrift haben; verzerrte Buchstaben, wie bei uns, kommen dort nie vor. Man zählt acht verschiedene Schriftgattungen, von denen sich jedes Land seine eigene Gattung ausgewählt hat. Befremdend ist nur, daß man in den Elementarschreibschulen nur die Bücherschrift, Neszchi, lehrt, die eigentliche Schreibschrift aber sich erst im reiferen Alter aneignen muß.

Wie beim Lesenlernen, ist auch beim Schreiben wenig Rücksicht auf die besondere Nationalsprache genommen. Man lehrt allein das Arabische, dessen Orthographie sich aus der Grammatik ergiebt, um das Richtigschreiben der nationalen Sprache kümmert man sich kaum und hieraus läßt es sich auch erklären, daß die berühmtesten schriftkundigen Türken ihre eigene Sprache, nämlich das Türkische, nicht correct schreiben können. In den Augen des Rechtgläubigen gilt das Schreiben lediglich als ein Mittel zur Vervielfältigung des göttlichen Buches und zur Verbreitung der Exegese desselben, seine Nützlichkeit im weltlichen Verkehr wird nur als Nebensache angesehen. Die Schreibkunst hat daher einen religiösen Anstrich und nicht nur die Schrift, sogar die Schreibmaterialien standen früher in solchem Ansehen, daß man vom Scheich Abdel-Kader Gilani als einen Act rühmlicher Pietät berichtete, er habe den Bazar, in dem man Papier verkaufte, nur dann passirt, nachdem er sich durch heilige Waschungen als ganz purificirt betrachten konnte. Papier als Stoff, auf welchem Gottesworte niedergeschrieben sind, ist auch noch heut im ganzen Islam heilig. Es gab Sultane und andere mohammedanische Fürsten, die ihren Hauskoran selber schrieben, ja ein berühmter Eunuche Murats IV legte nicht wenig Gewicht darauf, trotz seines immensen Vermögens sich nur von dem Erwerbe, das ihm das Koranabschreiben brachte, ernährt zu haben.

So wie der erste Gang in die Schule mit gewissen Feierlichkeiten verbunden ist, indem das von seinen zukünftigen Schulkollegen abgeholte Kind, das ABC-Heft in einem seidenen Futteral tragend, in geschmücktem Anzuge und mit Shawlschärpen behangen, von einer Schaar frohlockender und Hymnen singender Knaben in das Schulhaus geführt wird, so ist auch der Chatem, d. h. das auf die erstmalige Beendigung des Korans folgende Fest von großer Bedeutung, von religiösen Ceremonien begleitet und gestaltet sich zu einem Familien-Ereignisse. Der Chatem wird selbst von dem Aermsten nicht unterlassen und giebt bei den Reichen oft zu großartigen Zechgelagen Anlaß. Der Lehrer erscheint mit seinem Zöglinge in der schon versammelten Gesellschaft; ein neues, mit zwei Flügeln versehenes Lesepult, Rachle genannt, wird in die Mitte des Zimmers gestellt, Lehrer und Zögling hocken vor demselben nieder, und wer Zeuge ist von der Freude des Vaters und der Verwandten, die im Verfolg des näselnden Vortrags des jungen Angehörigen in Entzückung übergeht, wer über die anstrengende Aussprache der rauhen arabischen Kehllaute die Versammlung in Thränen ausbrechen sieht, den wird man schwer glauben machen können, daß der junge Rigorist einen Text ließt, den weder er noch seine Zuhörer verstehen, der Unerfahrene wird vielmehr annehmen müssen, das Kind habe so eben eclatante Beweise seiner geistigen Vorzüge in Durchdringung des Korans abgelegt. Ist der mohammedanische Jüngling im Wissen ein wenig vorgeschritten, hat er nämlich die Elementarregeln der arabischen Grammatik bereits durchgemacht, so nähert er sich, natürlich im Schneckengange, dem Verständnisse der Sprache und jenem heißersehnten Borne, aus dem einzig und allein die Wissenschaft geschöpft wird, nämlich dem Verständnisse des Koran und der Fikih (Religionsgesetze). Nichts kann verkehrter sein, als die Methode, durch welche er sich die Sprache aneignet. Er lernt nämlich die Grammatik arabisch, und zwar bis in die kleinlichsten Details der theoretischen Formenlehre. Die Sprachlehre, welche seit Hunderten von Jahren ohne bessernde Regulative geblieben, ist in allen Ländern des Islams eine und dieselbe. Der Schüler beginnt beim ersten Heft, Emsele, hierauf folgt Bina, vorläufige Syntax, nach dieser Ilal, Maksud, Mantik

u. s. w., bis er seinem grammatikalischen Gebäude als Schlußstein die Lehre von der Prosodie hinzufügt.

Von weltlichen Wissenschaften werden höchstens die Elementarbegriffe des Rechnens oder die auf die Korantradition bezügliche Geogonie und Kosmogonie gelehrt. Wozu auch mit den Errungenschaften der europäischen Wissenschaften, die im Grunde so langweilig sind, den Jüngling plagen?! Hier, wo der Lehrer nur das zauberhafte, poetische Phantasiebild der sieben Erden und sieben Himmel vorzuführen hat, hält man es für genügend, wenn der Schüler die Größe der Durchmesser dieser Welten kennt. Man belehrt ihn, daß ein Distanzweg von 500 Jahren je eine Erde von der andern trennt, daß dasselbe Weitenmaß auch für die Abstände der Himmel von einander gilt, deren erster aus Smaragd, der zweite aus blendend weißem Silber, der dritte aus großen weißen Perlen, der vierte aus Rubinen, der fünfte aus rothem Golde, der sechste aus gelbem Hyazint und endlich der siebente aus strahlendem Lichte besteht. Diese sonderbare Kosmologie weiß auch von dem Oceangürtel der Erde zu erzählen, über dem der Kuhi-kaf (das Kafgebirge) sich befindet, von dessen Gipfel man ins unendliche Nichts hinausstarret. Ferner, daß man auf der 500 Jahre dauernden Wanderung durch die ganze Erde, 200 Jahre zu Wasser, 200 Jahre auf öden Steppen, 80 Jahre in dem Lande der Riesen und nur 20 Jahre in bekannten Ländern zu verbringen hat. Die Himmelsbläue entstehe, wie einige mohammedanischen Kosmologen behaupten, aus dem grünen Chrysolit des Kafgebirges, dessen Rücken keineswegs ein absolut leerer Raum umgebe, wie angenommen werde, sondern der Aufenthalt der Engel in verschiedenen Regionen sei, von denen eine aus Gold, siebzig andere aus Silber und 7 aus Moschus gebildet seien. Nach mohammedanischer Annahme giebt es, außer unserer Erde, noch sechs andere in ungemessener Tiefe. Davon sei Erde Nr. 2 von den Winden bewohnt, auf Nr. 3 und 4 gebe es nur Steine und Höllenschwefel, auf 5 hausen Schlangen, auf 6 Skorpionen in Größe von Maulthieren, mit Schweifen so lang wie Lanzen, 7 endlich ist die Residenz des gefürchteten Schejtan (Satan) sammt seinen bösen Genossen.

Große Verlegenheit bereitet diesen phantastischen Kosmologen der Stützpunkt der Welt, wobei wiederum die Phantasie ihr loses

Spiel treibt. Nach ihrer Darstellung habe Gott nach Schöpfung der sieben Erden wahrgenommen, ihre Basis sei keine ganz solide und deshalb einen Engel ins Dasein rufen müssen, dessen Rücken den Erdkörpern die nöthige Stütze gewähre. Doch eine neue Verlegenheit: worauf sollten nun die Füße des Engels ruhen? Es würde also ein Felsen aus Rubinen creirt mit 7000 Oeffnungen, aus jeder Oeffnung sprudelt ein Meer hervor. Damit war aber die Verlegenheit des Stützpunktes noch immer nicht gehoben. Behufs Tragung des Felsens wurde also ein kolossaler Stier erschaffen, mit 4000 Augen, eben so vielen Ohren, Nasen, Mäulern, Zungen und Füßen, jeder Fuß vom andern eine erst in 500 Jahren zu durchmessende Strecke entfernt. Dieser Stier athmet zweimal des Tages auf, daher das Phänomen von Ebbe und Fluth, und da schließlich auch dieses zarte Thierchen ebenfalls auf etwas ruhen mußte, so besorgte der liebe Herrgott noch einen Fisch, dessen Nasenlöcher so weit sind, daß in demselben alle Meere der Welt nicht größer als ein Tropfen erscheinen ꝛc. Uebrigens soll hiermit durchaus nicht gesagt sein, die guten Perser, Türken und Araber hätten etwa keine andere Geographie. Der Fortschritt dieser Wissenschaft im Abendlande ist den Orientalen keineswegs unbekannt, und von Hadschi Chalfa bis auf die Neuzeit fehlte es nie an Beweisen ernsten Studiums der Geographie in jenen Ländern, welchen wir die Kenntniß des alten Asiens verdanken. Die moderne türkische Literatur besitzt z. B. recht gute Compilationen moderner geograpischer Lehrbücher, wenngleich daraus noch wenig unterrichtet wird. Sogar im fernen Schiraz hörte ich in einem Privathause Geographie nach europäischem Muster vortragen, wobei mich freilich die Nomenklatur nicht wenig heiter stimmte. Der Lehrer sprach nämlich von „Oster-Laschia", als von einem Welttheile, von Ländern, die Gujene, Nifhaland, Niwiperetin u. s. w. heißen, und als ich diesen sonderbaren Benennungen nachforschte, fand ich, daß der persische Geograph diese Namen halb nach der Aussprache, halb nach der Transscribirung eines englischen Lehrbuches vorgetragen hatte; „Oster-Laschia" sollte Australasia, Gujene: Guinea, Nifhaland: New-Holland, Niwiperetin: New-Britain bedeuten.

Aehnlichen Geistes ist auch der Unterricht, durch den die jungen Leute in die Hallen Clio's eingeführt werden. Ebenso wie man

bei uns im Mittelalter das größte Gewicht auf Martyrologie und den Lebensgang der Heiligen legte, ebenso hat der moslimische Unterricht im Geschichtsfache das Kissas-ul-enbia, d. h. die Geschichte der Propheten und Teskrei-ewlia, die Biographie der Heiligen, sich als höchstes Ziel gesteckt. Wozu soll denn auch der junge Türke mit dem Ursprunge seiner Nation, mit den Thaten eines Selim, Suleiman und Murad IV. sich abgeben — was kann die Kenntniß der alten Parsikultur, die Blüthezeit eines großen Samaniden oder Sefiden dem jungen Perser frommen?! Genug, wenn der Sunnite die wundervolle Laufbahn eines Abdul Kadir Gilani, eines Imam Hanife, eines Abbas u. A. kennt; wenn er weiß, wie diese Leute, im Genusse überirdischer Studien verklärt, als körperliche Nahrung in vielen Wochen nur eine einzige Olive zu sich nahmen! — „Gottesfurcht ist der Anfang aller Weisheit", hieß es vor Hunderten von Jahren und heißt es noch heute. Unvergeßlich sind mir die Bemerkungen eines persischen Gelehrten, mit dem ich in den Ruinen des ehemals prachtvollen Collegiums von Maderi Schah in Isphahan zusammentraf, über die von mir gerühmte Superiorität unseres Schul- und Unterrichtswesens. Wir saßen am Rande eines marmorumsäumten Bassins, in dessen Wasser die vom Herbste gegilbten Blätter der nahen Platanen umherschwammen, während ein leichter Wind über unsern Häuptern welke Rosenblätter von den nahen Stauden schaukelte. Molla Hadschi Kirmanschahi, so hieß der Perser, sprach zu mir folgendermaßen: „Es ist wahr, Ihr habt den Feuerwagen (Locomotive) erfunden, mit dem man schneller als auf den Fittigen des Windes von einem Ende der Erde zum andern braust, Ihr habt mittelst Ausspannen von Drahtfäden — hascha summa hascha! (Gott verzeihe mir meine Sünden) — dem Blitze in der Schnelligkeit den Vorrang streitig gemacht, Ihr werdet, ich zweifle nicht daran, Maschinen ersinnen, mit denen man bis zum siebenten Himmel hinauf und bis zur siebenten Erde hinunter fahren wird — doch, sage mir, wer im Westen kann auch nur annähernd ein Mittel ausfindig machen, durch welches man diese Platanenblätter auf ihren Zweigen, diese Rosen auf ihren Stengeln befestigen könnte? Das Geheimniß der Zeugung und des Vernichtens ist doch nur einem einzigen Wesen eigen; ist es daher etwa thöricht

zu nennen, wenn wir uns von nutzlosen Bemühungen abwenden und nur in dem höchsten Wesen das Centrum alles Wissens und Forschens suchen?" — Und dieser Ideengang leitet nicht nur Moslimen, sondern auch Buddhisten, Brahministen, ja sogar Christen und wird ihnen leider noch lange eigen bleiben.

Bisher sprach ich von Primärschulen in der Stadt und auf dem Lande und will noch des ausnahmsweisen Privatunterrichts erwähnen, der nur den Söhnen Vornehmer zu Theil wird und bei dem sich europäische Wissenschaften mehr oder weniger eingeschlichen haben oder eigentlich eingeschlichen haben sollen. Ich spreche aus eigener Erfahrung, da ich Jahre hindurch in der Eigenschaft eines Privatlehrers wirkte und meine didaskalische Laufbahn unter Persern und Türken mir noch lebhaft in Erinnerung ist. — Wie ernst mein Bemühen auch war, die Elementarbegriffe der Physik, Geschichte und Geographie meinen hochgebornen Zöglingen beizubringen, so scheiterte doch all mein Eifer bei Scholaren, die schon seit 3 bis 4 Jahre unter der Leitung eines fanatischen, dummen Chodscha's standen, und deren Phantasie unabläßig mit den romantischen Sagen der Haremswelt erhitzt wurde? Ich unterrichtete zur Erklärung der alltäglichen Naturerscheinungen aus einem kleinen französischen Büchlein „Les pourquois et les parceques", und kaum hatten die Jungen die Erklärung des Blitzes, des Donners und Regenbogens angehört, als sie wie besessen von ihren Sesseln aufsprangen, um eiligst in den Harem zu laufen und dort der Mutter, der Lala und der Neue die sonderbaren Einfälle des fränkischen Lehrers zu erzählen, Einfälle, welche die erwähnten Damen Schaudern machten, und das Endresultat der Geschichte war dann auch immer, daß der Frengi-Chodscha als ein im schwarzen Unglauben geborner Esel declarirt wurde und daß Gott dem pater familias die Sünde verzeihen möge, sich seiner als Lehrer bedient zu haben.

— — — — — —

Der merkliche Verfall des moslimischen Ostens bekundet sich besonders in dem gänzlichen Schwinden des Glanzes, welcher in vergangenen Jahrhunderten die Medresses, die Hochschulen oder Universitäten, umstrahlte. Das Bild des kläglichsten Gegensatzes zwischen einst und jetzt trat mir nirgends so grell vor die Augen, als im Ruinenhofe des Medressei Hanum in Samarkand. Ein imposantes

Portal von schwindelnder Höhe, mit kunstvollen Nischen und stalaktitähnlichen Stuccoarbeiten, belegt mit wundervollen Mosaiken, aus dem die meisterhaft eingelegten Schriftzeichen in kalligraphischer Vollkommenheit sich abheben, könnte in dem Beschauer viel eher den Glauben erwecken, er befinde sich vor einem ehemaligen Prachtsitze mächtiger Regenten, als vor einer der Wissenschaft geweihten Stätte. Und dennoch sind noch die Umrisse der einzelnen Zellen, der Lehrsäle, der Bade- und Speisehallen eines einstigen Universitätsgebäudes deutlich erkennbar. Die treue Lebensgenossin Timurs, die mit ihrem Gemahl Leid und Freud theilte, ließ dies Gebäude mit verschwenderischem Luxus erbauen und gewährte Lehrern wie Schülern in wahrhaft fürstlicher Munifizenz darin Unterhalt. Und was gewahrt man heut an dieser Stätte? Der Vorhof des Medressei Hanum ist — wenigstens zu meiner Zeit war es so — der Sammelplatz der chokander Kutscher, der Eseltreiber und Karrenpächter! Hier am Mosaik des Portals reibt sich ein langohriger Bileamsgaul, ein anderer läßt sein ohrzerreißendes Geschrei dort ertönen, wo einst die Kassides (Loblieder) dankbarer Schüler ertönten. Alle Zellenruinen sind voll ekelhaften Unrathes, und wo die arabischen Rethoriker einst ihre Vorträge hielten, vernimmt man Zanken, Fluchen, Schreien und gemeine Redensarten. Der Gegensatz zwischen diesem einstigen Prachtgebäude und der jetzigen verkommenen Herberge niedrigsten Gelichters ist das treueste Bild des früheren und heutigen Universitätslebens in Asien.

Ueberall, von den Ufern des Bosporus bis zur ehemaligen Residenz Timurs, wandte ich den Medresses eine besondere Aufmerksamkeit zu, und unter dem Eindrucke früherer theoretischer Anschauungen vermochte ich mich nur mit Widerwillen, richtiger mit Trauer an die traurige Wirklichkeit zu gewöhnen. In Tebris, Isfahan, Nischabur, ebenso auch in Stambul, Bagdad und Damascus hört man überall die Lehrer über Indifferenz der Wissenschaft gegenüber klagen, um ihre Rachle's drängt sich nicht mehr eine wißbegierige Jugend, ihre Dotation nimmt von Tag zu Tag ab und die Mehrzahl der einst strahlenden Leuchten mohammedanischer Gelehrsamkeit schimmern nur noch als bescheidene Lichtchen im Dunkel. Ich wiederhole, nur Mittelasien ist einigermaßen von diesem Zustande auszunehmen, denn hier fand ich noch Medresses, deren Ruf noch

Zöglinge aus dem fernen Arabien, Indien, Kaschmir, China, ja von den Gestaden der Wolga herbeizuziehen vermochte.

Und wie könnte dies auch anders sein? Mit welchem Rechte verdienten denn auch die moslimischen Hochschulen größere Beachtung, da sie in den starren Scholasticismus vergangener Jahrhunderte versunken, den heutigen politischen und gesellschaftlichen Anforderungen auch nicht entfernt mehr entsprechen. — Um uns das Bild des Lebens und Treibens in einer Medresse zu vergegenwärtigen, brauchen wir nicht speciell auf die eine oder andere hinzuweisen. Ob die Nur Osmanie, Sulejmanie in Konstantinopel, ob die Azharie in Kairo, oder die Mir Arab und Kökel-Tasch in Bochara — alle durchweht ein und derselbe Geist und die einzelnen Nuancen spiegeln sich nur in Tracht und Sprache der betreffenden Schüler wieder, die an einigen Orten mit dem Namen „Talebe“, an anderen mit „Softa“ eigentlich Suchte, d. h. von der Wissenschaft Verbrannte, bezeichnet werden. Wenn Du, werther Leser, in einen der Säle dieser Hochschulen trittst und einen um ihren Lehrer herumhockenden Haufen solch „Wissensverbrannter“ beobachtest, wie sie die Worte ihres Lehrers und den Staub seiner Füße verschlucken, so werden Dir in der Regel aus der Mitte der beturbanten Köpfe einer oder zwei Hörer auffallen, die dem Lehrer etwas näher gerückt sind, ihren feurigen Blick an ihm mit Beharrlichkeit weiden und auch Seitens des Lehrers sich einer besonderen Aufmerksamkeit zu erfreuen haben. Es sind dies die Mustaid's oder Befähigten, welche nach der Entfernung des Muderris (Professors) den gehörten Unterricht laut repetiren und vermittelst dieses Amtes vom Unterlehrer zum Oberlehrer avanciren, falls sie nach tadelloser Memorirung des einen oder andern exegetischen Werkes eine unserem jus docendi gleichkommende Idschaze-Erlaubniß erworben haben. Von seinen Schulgenossen der größern geistigen Fähigkeit halber früher angestaunt, gilt der Mustaid bald als Orakel, auch ihn umringt bald eine Schaar von Talebe's oder Suchte's, die seinen Lippen das Wort mit größter Devotion ablauscht.

So entstehen die Universitätsprofessoren im moslimischen Morgenlande heutzutage und so war es auch früher. Die Schüler rekrutiren sich zumeist aus der niederen, ja ganz armen Volksklasse,

denn die Zeiten, wo man von der Medresse aus zu hohen Staatsämter aufstieg, Ansehen, Macht und Reichthum gewann, sind schon längst vorüber, da man heute bekanntermaßen französisch sprechen und schreiben, nach fränkischer Art geschniegelt und geputzt einhergehen muß, um zu reuissiren. Glaubt der arme Dorfbewohner in seinem Kinde einen besondern Hang zu religiösem Wandel und zur Religionswissenschaft zu erblicken, so wird es, nach Absolvirung der Primärschulen, an irgend ein Medresse geschickt, um sich dort mittelst Protection ein vacantes Hudschre (Zelle) zu verschaffen. In früheren Zeiten, und noch heute in Mittelasien, gehörte zu einer derartigen aus vier leeren Wänden bestehenden Lokalität eine beträchtliche Dotation von Victualien, Geld und Kleidern, mit einem Worte Alles, was dem Studirenden eine sorgenlose Existenz sicherte; heute werden solche Stipendien nur selten gewährt. Die unehrliche Manipulation mit den Fundationen der Medresses läßt kaum die Mittel zur Beschaffung der nöthigen Fodhla's (eine täglich frischgebackene schwarze Brodgattung) und der dünnen, Morgens und Abends verabreichten Suppe aufbringen. Nur wenn es im Hause eines Pascha's z. B. allzu bunt hergeht und die Speiseüberreste sich allzusehr häufen, nur dann wird auch der armen Softa's gedacht. In ähnlicher Weise erhalten sie vom Harem der Großen zeitweilige Geschenke an Wäsche und Kleidungsstücken. Ich selber mußte einmal, einer großen Gefahr entronnen, aus Dankbarkeit fünf Pfund Kerzen zu diesem Zwecke spenden. Wie gewaltig erscheint der Abstand der ehemaligen und heutigen Medresses, wenn man dieser Misère der Gegenwart die Berichte von der Munificenz der Timuriden und Sefiden gegenüber hält. Und wie die Behandlung Seitens der Zeitgenossen, so ist auch der Eifer der Schüler und das Resultat der Studien. Die große Majorität trachtet, sich nur so viel Wissen anzueignen, als eben zur Erlangung einer Stelle als Chatib (Prediger), Molla oder im äußersten Falle als Kadi erforderlich ist, und nur sehr selten begegnet man Solchen, die die Wissenschaft ihrer selbst Willen betreiben. Die Blüthezeit mohammedanischer Gelehrsamkeit, als der Ruf eines Chodscha's weithin über Länder, ja Zonen hinausdrang, als seine Vorträge in tausendfacher Abschrift vervielfältigt, nach allen Seiten hin Verbreitung fanden, ist längst vorüber. Ich

erinnere mich eines sehr begabten Professors an einer Universität zu Konstantinopel, der, um eine kleine juridische Schrift dem Drucke übergeben zu können, wochenlang in den Vorhallen der Großen antichambriren mußte.

Nun noch Einiges über die Studien in den Medresses. Sie bestehen aus zwei Theilen, von denen der eine die Syntax und tieferes sprachliche Eindringen umfaßt, während der zweite die eigentliche Theologie und die mit derselben eng verbundene Rechtswissenschaft in sich schließt. Das mohammedanische Recht basirt bekanntlich auf dem Koran und den durch Tradition enthaltenen gelegenheitlichen Rechtsaussprüchen, und es ist fürwahr keine Kleinigkeit, z. B. jene 7275 Traditionen auswendig zu lernen, welche das große Werk Al-Bochari's enthält. Daß diese gelegenheitlichen Rechtssprüche sowol, als auch die einzelnen Ajet's (Koransätze) ein ganzes Heer von Commentatoren geschaffen, wird bei der bekannten Spitzfindigkeit und Lust der Orientalen zur Deutelei nicht Wunder nehmen. Wer nun in diese Koransprüche sich zu vertiefen und Schätze heraufzuholen vermag, prosaisch gesprochen, wessen Gedächtniß eine größere Last tragen kann, der hat seine Studien mit großem Erfolge beendet und tritt als lumen mundi hervor.

Neben der rein theologischen Wissenschaft, wird an einigen Orten auch die Redekunst, die Geometrie und Astronomie gepflegt, die Heilkunde aber, die einst bei den Arabern in so hohem Ansehen stand, äußerst vernachlässigt. Man begnügt sich einen Ali ben Sina (Avicenna) anerkannt zu sehen, und giebt es auch hie und da Einige, die nach Absolvirung medicinischer Studien als Aerzte auftreten, so bedient sich ihrer doch nur die unterste Volksklasse; der etwas Vornehme aber wird immer nach einem Hekimi-Frengi (europäischer Arzt) fahnden.

Der klägliche Zustand des Schulwesens im Osten kann von Niemand mehr bedauert werden, als von Einem, der die ausgezeichneten Geistesgaben der Orientalen genau kennen gelernt hat und der sich die Ueberzeugung verschaffen konnte, wie unendlich die Kinder des Ostens den Abendländern, was schnelle Auffassung, Gedächtnißkraft und Geistesgegenwart betrifft, überlegen sind. Früher habe ich mir dieses Phänomen aus den Naturgesetzen erklären, die Geistesschärfe sowie die Gluth des Temparementes dem frühere Reife

erzeugenden Strahle der heißeren Sonne zuschreiben wollen — der Vergleich zwischen unsrer langsam, ja man möchte sagen, mühsam emporwachsenden, aber später desto festeren, knorrigen Eiche und den schnell emporschießenden, im Farbenglanze schimmernden, jedoch hohlen Formen tropischer Gewächse trat mir nahe — heute erscheint mir diese Metapher nicht mehr zutreffend, und doch kann ich nicht umhin, meine unbedingte Bewunderung der geistigen Fähigkeiten der Orientalen auszusprechen. Unter den Völkern des Ostens, die ich kenne, ist der Perser der meistbegabte, ihm folgt der Araber, diesem der Afghane und Kurde, am niedrigsten steht der Türke, doch halte ich, selbst diesem gegenüber, an meiner früheren Behauptung fest und Jeder im Oriente in engerer Verbindung mit dem Volke lebende Abendländer wird sie bestätigen müssen. Wer von diesen war nicht erstaunt, wenn er einem Türken, Araber oder Perser die complicirtesten Frage über unsere socialen und politischen Verhältnisse vorlegte, diese nicht nur gründlich verstanden, sondern selbst mit Gegenfragen beantwortet zu sehen, die den Bestvorbereiteten in Verlegenheit bringen konnten? Ich will nur eins erwähnen: den diplomatischen Verkehr des mohammedanischen Ostens mit dem christlichen Westen. Unsre Diplomaten werden Jahrelang geschult und in der Regel aus der Mitte der Aristokratie gewählt, im Oriente hingegen werden Leute zu Diplomaten und Ministern gemacht, die noch kurz vorher der Priester-, Schreiber-, bisweilen der Handwerkerklasse angehörten. Ihre Bildung und ihr Wissen ist klein oder doch sehr verschieden von unsrem Wissen und unsrer Bildung, und dennoch wird sich der persische oder türkische Diplomat dem deutschen, englischen, russischen oder französischen gegegenüber nur selten in Verlegenheit fühlen, wenn es auch zuweilen vorkommt, daß er sich eine Blöße giebt. So stellte der ehemalige Minister M. Pascha an den englischen Gesandten Lord S. in einem Gespräche, bei dem ich als Dometscher fungirte, ganz naiv die Frage: ob Dänemark die Durchstechung der Landenge von Suez zugeben würde? Meist wissen sie indeß den Mangel an positiven Kenntnissen sehr geschickt zu verdecken. Der kürzeste Aufenthalt in Europa oder der Verkehr mit Europäern setzt den türkischen oder persischen Diplomaten auf ein geistiges Niveau mit seinem europäischen Collegen, und wenn Letzterer sich

mit Ersterem in eine Conversation über die Tagesfragen, high-life's-Begebenheiten einläßt, so wird keiner unsrer der Sage nach mit ulyssischen Geistesgaben ausgerüsteten Diplomaten es wahrnehmen, daß der ihnen gegenüberstehende orientalische College jeder Elementarbildung baar ist und in eigentlicher Wissenschaft, wie wir sie auffassen, jedem abendländischen halbwüchsigen Knaben weit nachsteht.

Namentlich sind es die Kinder, die sich durch prägnante Geistesfähigkeiten auszeichnen. Ein Knabe im fünften Jahre hat schon so viel Auffassungs- und Urtheilskraft, wie bei uns ein Knabe im zwölften. Nicht nur geberdet er sich wie ein Erwachsener, er handelt oft wie ein Mann, und mehr als einmal begegnete ich in Persien Wittwen, die mit Töchtern, Tanten und sonstigen weiblichen Anverwandten unter der Leitung ihres achtjährigen Sohnes eine weite Pilgerfahrt unternahmen. Der Herr Sohn legt in solchen Fällen längere und weitere Kleider an, als seinem Alter gebühren und ist stets bemüht seinem Gesichte ein nachdenkliches und ernstes Aussehen zu geben und die Rundung seines kindlichen Antlitzes zu verhüllen; er sorgt für Quartier, macht Einkäufe und spricht über den Harem und die weibliche Menschheit, als ob er wirklich der einzige Hahn unter der großen Hühnertruppe wäre, ja er übt oft über die Frauen und selbst über die eigene Mutter eine gewaltige Suprematie, kann aber von dem öffentlich gezeigten strengen Gebahren zu Hause in die zärtlichsten, kindlichsten Liebkosungen übergehen. Meine Reise von Ispahan nach Schiraz machte ich in Gesellschaft eines zehnjährigen Persers, der als Inhaber von dreißig und einigen Maulthieren Speditionsgeschäfte von einem Theile Persiens nach dem andern betrieb. Unter seiner Aufsicht standen bei fünfzehn Diener, die er gut versorgte, aber noch besser befehligte, und wenn ich, von Schlaf und Mattigkeit überwältigt, ihn in mitternächtiger Stunde, mit der Kettenpeitsche rasselnd und mit seiner kindischen Stimme die Thiere antreibend, hinter der Karawane festen Schrittes einherwandeln sah, oder wenn er sich gelegentlich mit mir in eine Unterredung einließ, wünschte ich oft, einige europäische Zeugen an meiner Seite zu haben, um mit ihnen meine Bewunderung über die bewußte Selbstständigkeit und ruhige Energie des Knaben theilen zu können. Auch die

merkwürdige Gedächtnißkraft der Knaben erregte mein Erstaunen. In meinen frühern Jugendjahren hatte ich mich auch in meinem Vaterlande mit dem Sprachunterrichte beschäftigt und war später höchst überrascht, daß meine Zöglinge am Bosporus wol zehnmal so viel memorirten, als meine europäischen Schüler dies vermochten. Während bei uns das Kind nur nach mehrwöchentlichem Studium die geographischen Figuren der Länder eines kartographischen Werks im Sinne behalten kann, braucht der orientalische Knabe kaum einige Tage dazu. Das ganze Sprachstudium bei Türken, Arabern, Persern und Tataren beruht auf dem sicheren Memoriren einer ungeheuren Masse von Fremdwörtern und Redensarten, die in der Umgangssprache nie vorkommen, und die Meisterwerke der orientalischen Literatur wimmeln von Metaphern, Synonymen und Syllogismen, in deren Findung sich Jeder hervorzuthun strebt. Nicht nur in den höheren Classen, in allen Schichten der Gesellschaft ist diese Superiorität in der Geistesgegenwart gegenüber dem Westen bemerkbar. Setzen wir unsere vergleichenden Forschungen mit Bezug auf die unteren Volksschichten fort, so wird uns auch hier ein gewisser Unterschied zwischen dem Bauer Ost- und Westeuropa's frappiren. Der Landmann Ungarns ist, was Lebhaftigkeit und Geistesrührigkeit betrifft, unstreitig dem Landmanne Deutschlands überlegen, trotzdem des Letztern Schulbildung die des Erstern bei weitem überragt, und stellt man wieder einen Bauer aus Yorkshire neben den Bewohner einer Csárda in Nieder-Ungarn, so wird man dieselbe Differenz gewahren, welche zwischen dem schlichten Rumelier und dem schlauen Isfahaner hervortritt.

Und warum ist dennoch der Westen dem Osten in jeder Hinsicht überlegen? Warum zittert der Orientale vor dem Schatten eines Occidentalen? Warum geht in Europa Alles der Blüthe und in Asien hinwiederum dem Ruine entgegen? So wird man mich fragen! Die Antwort hierauf ist sehr einfach. Auf demselben Wege, auf dem wir vom Innern Asiens bis zur Grenze Europas die stufenweise Abnahme der geistigen Behendigkeit, des lebhaften Temperaments und der raschen Auffassungskraft verfolgen, auf demselben Wege werden wir auch vom westlichen Ende Europa's

nach Asien zu die Verminderung der eisernen Geistesstärke, der zähen Ausdauer, des langsamen, aber unermüdlichen Fortschreitens nach einem bewußten Ziele gewahren. Will der Magyare Ausdauer und Zähigkeit charakterisiren, so nennt er den Deutschen, und wie Letzterer dem Ungarn erscheint, so blickt der Türke auf den „Frenk“ oder auf den Europäer überhaupt. Das Axiom: „Je lebhafter die Geistesfähigkeiten, desto geringer die zum Erfolge unentbehrliche Beharrlichkeit,“ bewahrheitet sich auch hier, und der orientalische Scharfsinn, mag er uns noch so sehr verblenden, wird gegenüber europäischer moralischer Festigkeit nie zu wichtigen Resultaten führen. Hierzu treten noch physische Schwierigkeiten. Der Asiate ist in den Kinderjahren schon reif und erreicht im fünfundzwanzigsten Lebensjahre die Höhe seiner Kraft; nicht Viele sind es, die sich durch Geistesrührigkeit noch über die vierziger Jahre hinaus auszeichnen und somit ist der Wirksamkeit des Orientalen schon im verhältnißmäßig frühen Lebensalter eine Grenze gesetzt.

Was den Sohn des Ostens, trotz seiner großen geistigen Ueberlegenheit, dem Europäer unterwirft und noch mehr unterwerfen wird, ist darin zu finden, daß er, das Wesen der Dinge ignorirend, nur der Form huldigt, und diese vorwiegende Liebe zum Formalen beherrscht alles Thun und Lassen der Orientalen. Sie haben darin mit den sogenannten geistreichen Kindern viel Aehnliches und leiden wie diese an denselben Fehlern. Die geistige Bildung der Orientalen manifestirt sich nur in der Sprache, auf sie wird das meiste Gewicht gelegt; sie umfaßt Alles, aus ihr fließt Alles. Nach alten, echt-orientalischen Bildungsgrundsätzen ist ein Werk nur dann anziehend und werthvoll, wenn es schwulstig und mit mystischen Worten derartig überladen ist, daß man nur unter großer Mühe zum Verständnisse desselben gelangen kann, und wer nicht als geschickter Taucher die Perlen des Sinnes aus der mystischen, verworrenen Tiefe herausholen kann, dem nützt alle Weltweisheit nur wenig. Wenn daher das Verständniß der Sprache mit Absicht so überaus erschwert ist, so kann man sich leicht vorstellen, wie überaus schwierig das Erlernen derselben ist. Der Türke ist kaum im zwanzigsten Jahre, der Perser kaum im

fünfzehnten, der Mittelasiate erst im fünfundzwanzigsten Jahre fähig, die höhern Literaturproducte zu verstehen. Wie kann die Masse zur eigentlichen Wissenschaft gelangen, wo sich der Gebildete von Ungebildeten dadurch unterscheidet, daß Ersterer dem Letztern in der eigenen Muttersprache ein ihm unverständliches Geheimniß aufgeben kann, — wo die Kraft zur Aneignung des Mittels fehlt, läßt sich der Zweck nicht erreichen.

Bildung.

Iran gilt vorzugsweise als das Land mohammedanischer Bildung und es wird zu einer Skizze des gebildeten Asiaten den richtigen Hintergrund geben. Begeben wir uns in die alte Residenz der Sefiden, um in einem Kreise von ausschließlich persischen Männern — denn Türkenthum und Sittenfeinheit gelten als unvereinbar — unsre Betrachtungen anzustellen. — Der Mann, welcher im Gemach in etikettegemäßer rechtwinkliger Lage, halb hingeworfen, halb lehnend, den Mittelplatz des Teppichs einnimmt, ist ein feingebildeter Orientale. Der Europäer wird ihn auf den ersten Anblick für einen eleganten Krüppel halten, denn die Füße, diese nach orientalischer Meinung unanständigen Theile des menschlichen Körpers, sind vom Oberkleide sorgsamst bedeckt. Zu zeigen, daß man Füße besitzt, gilt eine Frechheit sondergleichen, daher das alte Sprüchwort: „Hüte Dich, die Füße auszustrecken, wo Du die Hand ausstrecken mußt." Doch fahren wir in der Beschreibung unseres Helden fort. Die Dschubbe, ein feines Kameelhaargewebe, hängt in symmetrischen Falten vom Oberkörper herab; es ist vorn so weit geöffnet, um das Entari (Unterrock) sehen zu lassen. Mit besonderer Sorgfalt ist der Turban gewunden und derartig aufgesetzt, daß es keinen der erzwungenen Züge dieses allerdings interessanten Gesichtes beeinträchtige. Und dieses Gesicht, es ist der treue Spiegel der Erziehungs- und Denkungsweise wie der Beschäftigung dieses persischen Typus. Farbe und Façon des Bartes lassen Nichts zu wünschen übrig, um den Mund spielt ein sonderbarer Zug von Bescheidenheit und Arroganz, von merklicher Lebenslust und Weltverachtung, ein Gemisch der heterogensten Denkungsweisen, die jedoch nur noch längerem Verkehre hervortreten. Das Auge ist

mädchenhaft zu Boden gesenkt und die Modulation der klangvollen Stimme verräth strenge Schulung nach den Regeln berühmter Schöngeister.

Wer ist dieser Mann und was ist seine Beschäftigung?

Es ist ein Privatmann, der ohne besondere Zwecke anzustreben, unter den Lehrsätzen altmodischer Bildung aufgewachsen ist und nach denselben sein Leben regelt. Eine Zeit lang hatte er sich der Theologie zugewendet, bald aber führte ihn ein Seelendrang auf die weltliche Bahn, denn er merkte, daß er ein „Sahibi-tab", Besitzer eines „Naturells" sei, d. h. eine poetische Ader in sich habe, deren Ausbildung er sich mehr und mehr angelegen sein ließ. Ob dieser Mann seinen Zeitgenossen oder der Nachwelt nützen wird, bleibt fraglich, immerhin jedoch wird man schon bei dem ersten Zusammentreffen seine enorme Belesenheit anerkennen müssen. Das während der mohammedanischen Studienzeit in der Medresse in außerordentlicher Weise geschärfte Gedächtniß dieser Leute befähigt sie, nach höchstens dreimaligem Lesen ein ganzes noch so langes Gedicht auswendig zu recitiren. Möglicherweise unterstützt sie die angeborne Geisteskraft, Thatsache aber ist und bleibt, daß während wir in Europa unsre nationalen Klassiker lesen, der Perser z. B. seine Dichter memorirt. Was dem Jüngling Saadi's „Rosengarten", Hafi'z „Liebeslieder", Dschami's „Fruchtgarten" u. A. sind, das ist dem Erwachsenen Firdusis meisterhaftes Epos, die mystische Poesie des Mesnewi, des Chakani u. A., aus deren Werken er, man braucht nur zu beginnen, sogleich ganze Abschnitte recitirt Besondere Sorgfalt verwendet man auf den Vortrag, und während ein Ghazel von Hafiz frisch und munter declamirt wird, muß das Mesnewi z. B. in einem dem Inhalte entsprechenden, düstern Tone recitirt werden. Die Strophe z. B.:

„Bischnou ez nej tschun hikiajet mikuned
v'ez dschudahiha tschun schikajet mikuned."

(„Horch der Flöte, wenn sie erzählet
Und ob erlittener Qualen klaget.")

wird in der That so gesprochen, daß der klagend weinende Ton der Flöte zu Gehör gebracht wird. Der Feingebildete darf sich auch nicht den kleinsten Verstoß gegen die Harmonie des Verses zu

Schulden kommen lassen und selten trifft man auch Leute von Bildung, die nicht Meister im Vortrage sind.

Mit dem Studium der Geschichte ist es etwas schwächer bestellt. Der von uns oben aufgestellte Typus echt orientalischer Bildung ist eher in einigen Sammelwerken, als in Specialgeschichten bewandert. Das Blüthenzeitalter der Sassaniden ist ihm nur nach seiner mythischen Seite bekannt, desto eingehender hat er sich mit der islamitischen Periode beschäftigt, und nicht nur über die Successionsfrage Ali's, sondern über jede kleinste Einzelheit bezüglich der Kämpfe und Leiden der Aliden debattirt er mit einem Eifer, als wären es Thaten von Heut und Gestern und nicht Ereignisse, die nahezu 1200 Jahre zurückliegen. Auch die Periode der Sefiden wird nicht unbeachtet gelassen, besonders ist es die Kenntniß charakterisirender Anekdoten, durch welche man sich hervorzuthun strebt, während von einer kritischen Würdigung der vaterländischen Vergangenheit schon deßhalb keine Rede sein kann, weil die Geschichtsschreibung in Persien und überhaupt im Orient die Chronikform beibehalten hat. Eine fernere Materie, in welchem der Weltmann brilliren muß, ist die Nationalmusik, deren Kenntniß in Persien für jeden gebildeten Mann fast eben so obligatorisch ist, wie bei uns das Clavierklimpern selbst solcher Damen, die nicht das kleinste Musiktalent besitzen. Die persische, von der uns'rigen ganz verschiedene Tonkunst ist von Fachmännern schon viel besprochen worden, und ich will davon nur so viel erwähnen, daß sie dem europäischen Ohre selbst nach jahrlangem Anhören nicht wohlklingen kann. Geschriebene Noten vertreten in Persien nur gewisse, als Schlüssel dienende Buchstaben und die Variationen der Töne werden dort in toto als Arien classificirt. Die bekanntesten sind Husseini, Makami, Schirazi, Isfahani, Buselik 2c., und wie ich hörte deuten diese Bezeichnungen zumeist auf Orte hin, wo diese Arien schon in alten Zeiten beliebt waren.

Stellen wir diesem Prototyp der altorientalischen Kultur den feingebildeten Efendi gegenüber, so werden wir sofort eine Zwittergestalt zweier sich schroff gegenüberstehenden Weltanschauungen erkennen, die schwerlich von günstigem Eindruck sein wird. Wir wollen daher unsern Blick von einem Salon Isphahans nach einem Salon Stambuls wenden und einen jungen Efendi, seiner Qua-

lität nach Mitglied des Amedi=Bureaus oder des Secretariats der äußeren Angelegenheiten, in's Auge fassen. R . . . Bey, der Sprosse einer guten Familie, zeigt schon in seiner Physiognomie die Spur einer starken Rassenmischung. Der Ethnograph wird darin eine scharfe Ingredienz des griechisch=armenischen Typus, hie und da ein wenig Semitisches, sehr selten etwas Turanisches, am allerwenigsten aber die Criterien des rein asiatischen Typus entdecken. Den stambuler Efendi in die Liste der Asiaten einzutragen, ist gewagt. Cylinder und Frack machen ihn zum urwüchsigen Europäer und im Menschengewühl auf dem Pariser Boulevard Montmartre wird er nur schwer vom Südfranzosen oder Spanier zu unterscheiden sein. Doch fassen wir den Pseudo=Orientalen etwas näher ins Auge. Wir treffen ihn wol nicht mit untergeschlagenen, aber doch mit gekreuzten Beinen auf dem Divan sitzen — eine allerdings sehr unangenehme und erzwungene Positur, denn die Beinkleiderstege sind zum Reißen angespannt und seine forwährende Beweglichkeit verräth die Ungemächlichkeit seines Sitzens. Nicht minder unzweckmäßig ist der schwarztuchene, vorn zugeknöpfte, mit Stehkragen versehene sog. Waffenrock (Setri), der einerseits das Niederbeugen des Kopfes verhindert, andererseits durch enges Anschließen das bei der türkischen Sitzweise erforderliche Einbiegen des Körpers sehr erschwert. Diesen Anzug krönt das Fez, die kokett auf die Seite gedrückte Kappe, um die Frisur sichtbar zu machen, denn diesen Herren ist das Rasiren des Vorderscheitels unbekannt und die Kakuls (Locken) der Perser waren überhaupt nie modern. Fügen wir noch die obligaten Glacehandschuhe und Lackstiefel hinzu wir haben den Repräsentanten der modernen asiatischen Cultur, wie er leibt und lebt vor uns.

Seinem Aeußeren gleicht das Innere. Aus der Schule, ob privaten oder öffentlichen, hat er nur so viel Kenntnisse der arabischen Grammatik und des Persischen mitgebracht, als eben zu seiner Concipisten=Carrière unumgänglich nothwendig ist. Das Ideal, dem er nachstrebt, ist, sich zum guten Kiatib (Schreiber oder Stylist) heranzubilden; wol verstanden: er will es so weit bringen, um einen Gedanken fehlerlos aufs Papier setzen zu können, da er nur — in hoc signo vinces — auf diesem Wege zu Aemtern,

Würden und Reichthümern gelangen kann. Die türkische Stylistik ist allerdings nichts Leichtes, doch muß es dem Europäer gar komisch vorkommen, das Streben eines Staatsbeamten darin gipfeln zu sehen, sich diejenigen Kenntnisse anzueignen, die bei uns schon ein Gymnasialschüler der Tertia besitzt. Vorausgesetzt selbst, die heutige Intelligenz der Türkei und Egyptens sei im vollen Besitze des sehr angestrebten Kitabets, so wird sich doch ihr eigentlicher nationaler Bildungsgrad auf ein erschreckendes Minimum reduziren. Die reiche Schatzkammer der türkischen Literatur ist der Majorität ganz unbekannt und nur höchst selten hört man Baki, Wehbi, Lami oder Kemalpaschazade oder Saad-ed-dins erwähnen, was doch noch vor 30 Jahren der Fall war. Mit dem geschichtlichen Wissen ist es, wie bei Besprechung des Schulwesens angedeutet wurde, noch ärger bestellt, und als Ersatz all dieser Mängel zeigt man eine höchst oberflächliche Kenntniß der französischen Sprache, in welcher man es bis zum Verständniße eines sehr leichten Lesebuches oder bis zur Geläufigkeit in der Conversation bringt. Dieser Sprache als Mittel zur Erlangung abendländischen Wissens sich zu bedienen, ist bis jetzt nur der Minorität eingefallen, und unglücklicher Weise auch dieser in einem Altersstadium, wo das Lernen, besonders bei den Asiaten, größte Anstrengung erfordert. Auch die Geschmacksrichtung ist bei diesen Neophyten der modernen Cultur eine höchst zweideutige. Von der herrschenden Mode gedrillt, besucht man europäische Theater und Soireen, ergötzt sich aber auch dabei an den ekelhaften Figuren des Karagöz und asiatischer Possenreißerei, man fingirt Wohlgefallen an unsern Speisen, Kleidern, Wohnungen 2c. und bleibt trotzdem im Herzen noch immer den alten nationalen Sitten zugethan. Diese Zwittergestalten der west-islamitischen Kultur müssen in Wahrheit dem Europäer viel widerlicher erscheinen, als selbst die bizarrsten Repräsentanten der unverfälschten moslimischen Welt.

Die Afghanen, Ozbegen und Tadschiks haben von Bildung ungefähr den Begriff, der in Europa zur Zeit des Faustrechtes und in Westasien in außergewöhnlich stürmischen Epochen herrschte. Bei ihnen trennt sich die sog. intelligente Klasse in zwei streng von einander geschiedene Kategorien: in die Militär- und Beamtenkaste und in die der Molla's oder Weltpriester. So wie Letztere

Kampf und Streit für ihren Beruf unpassend halten und auf Reisen und Pilgerfahrten das Schwert nur deswegen umgürten, weil nach dem Koran der waffenlos Gefallene direct zur Hölle fährt, so findet der sogenannte Sipahi, womit sich die erstgenannte Classe bezeichnet, die wissenschaftliche Bildung, wenngleich nicht überflüssig, doch für ihren Beruf leicht entbehrlich. Gut Reiten, Scheibenschießen, kräftig die Lanze handhaben, besonders aber durch Anstand und Geberden die vom Fürsten verliehene Auszeichnung oder Stellung in der Gesellschaft zu kennzeichnen, erachten sie als einzige Lebensaufgabe. Jeder Aristokrat hat seinen Schreiber, der als Gelegenheitsdichter, Rechenmeister, Traum- und Sterndeuter, bisweilen auch als Seelsorger fungirt, und wenn Ersterer in Religionsfragen unteren Ranges ein bescheidenes Wörtchen hinzufügen oder den gelesenen poetischen Stücken einigen Sinn abgewinnen kann, so hat er das Maximum der zum özbegischen oder afghanischen high life erforderlichen Qualitäten erlangt. Nicht schreiben und nicht lesen können, ist überall in Mittelasien weniger Schande, als das Alter eines Pferdes auf den ersten Blick nicht zu errathen, den Werth einer Waffe, ohne dieselbe mit der Hand zu berühren, nicht genau bestimmen oder die Arbeitsfähigkeit eines Sklaven, ohne seine Beine zu betasten, nicht taxiren zu können. Ja ich kann kein Hehl daraus machen, daß der vollkommenste Gentleman in Mittelasien, was geistige Bildung betrifft, neben Seinesgleichen in Iran und der Türkei sich als miserable Carricatur darstellt, über die Teherans und Konstantinopels Höflinge, so oft ein Gesandter vom Hilmend, vom Oxus oder Jaxactes in diplomatischen Geschäften dort zuspricht, sich weidlich belustigen.

Schwache, sehr schwache Spuren der Bildung höherer özbegischer Stände sind bei den Graubärten und Sultanen der steppenbewohnenden Kirgisen zu beobachten. Russische Reisende waren oft im Zelte eines solchen Hordenhäuptlings über die patriarchalischen Manieren, marmornen Gesichtszüge und gelegentliche Aussprüche islamitischer Philosophie erstaunt. Ich kann mir vorstellen, daß eine derartige Erscheinung den Sohn des Nordens überrascht; doch ist diese vermeinte Begabung und dieser Anstand nichts Anderes, als der letzte und am weitesten sich erstreckende Zweig islamitischer Bildung, der am Issziköl und im Ala-tau-Gebirge auf den

Ruinen der analogen buddhistischen Cultur Wurzel gefaßt hat. Der kirgisische Sultan wird †a ein ozbegischer Sipahi, der ozbegische Sipahi wird †a ein afghanischer Chan, der afghanische Chan wird †a ein persischer Mirza. Letzterer ist als das letzte und treueste Bild der altmohammedanischen Cultur, der arabische und türkische Gentlemann dagegen hat, trotz Jahrhunderte langen Sträubens und angeborner Hartnäckigkeit, doch schon zu viel Fremdartiges, Europäisches in seinen Manieren und Redensarten aufgenommen und kann nunmehr ebensowenig als Europäer gelten wie alt echter Orientale.

Als Hauptpostulat der Bildung, ja ich möchte sagen, mehr als die geistige Bildung selber, gilt überall im Morgenlande die Höflichkeit; ein Zug des östlichen Sittenbildes, der in Wort und That alle jene Phasen der gesellschaftlichen und politischen Verschiedenheit in sich birgt, durch welche eben die beiden Welten von einander getrennt sind. Eine erhitzte Phantasie, eine bilderreiche Sprache, ein merkliches Wohlgefallen an Aeußerlichkeiten, an Ceremonien und schließlich eine stete Furcht vor tyrannischer Willkür werden nothgedrungen einen starken Abstand zwischen Wort und Gedanken erzeugen; man wiegt sich in dem Glauben, hinter dem Qualm gespendeten Weihrauchs sicher zu sein, und so ist Höflichkeit zur anerzogenen Heuchelei geworden. Man muß es mitangesehen haben, wenn z. B. zwei persische Bauern sich begegnen und unschlüssig darüber, wem die Ehre der ersten Ansprache oder Begrüßung zu Theil werden soll, mit zur Erde gesenkten Blicken sich einige Minuten einander stumm und lautlos gegenüberstehen, um sich einen Begriff von orientalischer Höflichkeit zu machen. Ist endlich das Eis gebrochen und man ob der ersten Ansprache einig geworden, so stellt der eine Bauer in gelassenen, ja leise gesprochenen Worten an seinen Nachbar eine ganze Reihe auf das Befinden bezügliche Fragen. Zum Beispiel: „Ist Dein Gaumen fett?“ „Ist Dein Gaumen feucht?“ „Inschallah, giebt es keine Krankheit bei Dir im Hause?“ „Dein Befinden ist doch gut?“ u. s. w. u. s. w. Es werden bisweilen zehn, fünfzehn und noch mehr solche Fragen gestellt und das Komische an der ganzen Scene ist, daß der Grüßende, nach Ableierung seiner Phrasen, ruhig stehen bleibt und vom

Begrüßten dieselben Fragen, in derselben Reihenfolge anhören muß. Dieses Ceremoniel ist nicht nur beim verhältnißmäßig gebildeten Iranier, selbst beim primitiven Steppenbewohner des Turanischen Hochlandes geboten, und das meist Befremdende bleibt, Menschen mit zerfetzten Kleidern und rohen Gesichtszügen der verfeinerten Ausdrücke einer Blumensprache sich befleißen zu sehen.

In vornehmen Kreisen haben die Höflichkeitsbegriffe eine schwindelnde Höhe erreicht; sie manifestiren sich in Schrift und Sprache, in Wort und That, ja in allen Handlungen des menschlichen Lebens in einer Weise, die im Abendlande, selbst zur Zeit, als unsere Gesellschaft hierin das Erstaunlichste leistete, unerhört war. „Mit „Ich" sprechen, ist des Teufels Sitte", sagt ein Sprichwort, daher gebraucht man, Vornehmen gegenüber, in der Umgangssprache immer statt des verpönten „Ich": Dein Diener, Sklave oder Knecht, und in der Schrift: „Dein den Freibrief zurückweisender Sklave" u. s. w. Für die zweite Person substituirt man: „Deine erlauchte Persönlichkeit", Deine hohe Persönlichkeit." Mit der Phrase: „Der Staub deiner Füße" will man der Achtung Ausdruck geben, mit der man nur dem Fußstaub und nicht der Person sich nähern will. Ich habe den Staub deiner Füße im Theater gesehen; ich will mit dem Staube deiner Füße in die Stadt fahren; wer hat dem Staube deiner Füße die Haare geschnitten; die Mutter des Staubes deiner Füße ist angekommen u. s. w. sind Redensarten, die nicht eben ästhetisch klingen. „Mein Haus" wird mit „Deine Dienerstube", „mein Kind" mit „Dein Knecht", „meine Frau" mit „Deine Sklavin" wiedergeben, und es braucht nach alledem kaum gesagt zu werden, auf welchen Bombast und welche Ueberschwänglichkeiten man verfällt. Besonders ist die Mimik des Grußes hervorzuheben. Die osmanische Gesellschaft gefällt sich in der „Temenna", einer Begrüßungsweise, bei welcher der sich Verneigende die rechte Hand vom Herzen zum Munde und vom Munde zum Kopfe führt, womit ungefähr ausgedrückt werden soll: was ich fühle, spreche ich, und was ich spreche, das denke ich; oder mit andern Worten: Gefühl, Sprache und Sinn sind Dir ergeben. Es wäre dies eine ganz hübsche Manier, müßte nur der Grüßende,

um den Hochgestellten desto mehr zu ehren, sich nicht allzu tief verbeugen, denn das „Temenna chak beraber“ (der Gruß von der Erde auf), ist eine gar zu erniedrigende Ceremonie, andererseits ein immenser Fortschritt gegenüber der Begrüßungsweise bei den Birmanen, Siamesen und anderen östlichen Völkern. In Persien sind die Begrüßungs-Abnormitäten noch mehr ins Auge fallend, denn dort geschieht die Verneigung seitwärts, der Kopf wird auf die rechte Schulter gebeugt und der Nacken dermaßen freigelegt, um dem Superioren anzudeuten: „mit meinem Hals stelle ich mein Leben Dir zur Verfügung“, eine Höflichkeit, die durch das fortwährend im Munde geführte „Beli kurbanet schemem“ (ich möge Dein Opfer werden) noch mehr Bekräftigung findet. Einen noch prägnanteren Ausdruck erhält diese Sitte in Centralasien, wo der aus Huldigung oder mit Gefühlen der Reue erscheinende Höfling einen Strick und an diesem ein blankes Schwert um den Hals sich hängt, d. h. er bringt alle Werkzeuge zur Hinrichtung gleich mit sich und macht demgemäß sein Leben nur von einem Winke seines Vorgesetzten abhängig. Im Uebrigen hält sich der Mittelasiate noch immer an die einfache rituelle Form des „Musafeha“, d. h. man reicht sich gegenseitig beide Hände oder umarmt sich im Falle größerer Intimität. Großen und Fürsten gegenüber verbeugt man sich ganz einfach mit über die Brust gelegten Armen.

Gleich wie die übertriebene Höflichkeit in Wort und That, im Islam eigentlich verpönt, erst mit dem Wachsen der weltlichen Macht der Chalifen Sitte ward, so ist dies auch hinsichtlich der heute so schwulstigen und überladenen Stylistik der Fall. In dieser artet die Höflichkeit zu einer fast Widerwillen erregenden Excentricität aus und darin haben es die Türken und Perser am weitesten gebracht. Ihnen stand der Wortschatz zweier bis dreier Sprachen zur Verfügung, und nicht nur gingen sie bei classisch sein wollenden Literaturstücken verschwenderisch mit demselben um, sie beuteten ihn auch zu Höflichkeits-Abnormitäten aus. Um dem abendländischen Leser einen Begriff von orientalischer Schreibehöflichkeit und Schwulst zu geben, lasse ich einige Proben aus einem handschriftlichen Briefsteller in osmanischer Mundart vom Jahre 1809 folgen:

„Mein edler, sehr verehrter erlauchter Sohn! Du hoher Fürst der Schwelle! (ein Titel, der dem französischen „huissier“ entspricht) Euer Hochwohlgeboren!

Mit Darbringung meines Wunsches: Dein Glücksnachen möge immer zur Zierde der Gestade des Glückes und Frohsinnes gereichen und die Segel Deiner Wünsche mögen immer in den Hafen der Wonne und Glückseligkeit Dich führen, — hat der Taucher im Sinnesmeer, nämlich die liederkundige Feder, folgenden Wellen der Rede aufgewühlt. — Heute Abend, wenn das silberne Boot des 14tägigen Mondes am Meeresufer des grünen Himmels, Liebe und Zärtlichkeit spendend, anlangt, werden wir in Rumeli Hissar (ein Dorf auf der europäischen Seite des Bosporus), an dem von Reizen strotzenden Platze Hozreti Molla anhalten, um die ganze Nacht hindurch bis zum frühen Morgen uns dem Genusse „des trocken Wassers und nassen Feuers“ (Branntweinzeche) hinzugeben.

Der Zögerung darf kein haarweiter Raum gestattet werden; es wird daher ersucht, Sie mögen die Kraft der Segel und Ruder entfalten lassen, um je früher die Ursache zur Erheiterung Ihrer Freunde zu werden.“

Dies ist die Einladung zu einem simplen Rakigelage. Geben wir eine kurze Einladung zu einem Nachtmahle, die folgendermaßen lautet:

„Mein glückseliger Herr! Euer Hochwohlgeboren!

Heute Abend, so Gott will, wenn der große König des Sternenheeres, nämlich die Weltensonne, zu ihrer Reise ins Reich der Finsterniß sich anschickend, den Fuß in den Steigbügel der Eile setzen wird: ist es erbeten, uns mit den Schönheitsstrahlen Deines mit der Sonne wetteifernden Gesichtes zu beehren, damit die finstere Nacht der Abgeschiedenheit und Einsamkeit, gleich dem Zephyr des Frühlingsmorgens, sich lichte und schwinde.“

Wolgemerkt, dieses Ceremoniel gilt nur für Freunde und Bekannte; man wird aus dem Vorstehenden schließen können, wie man erst Vorgesetzten gegenüber in der Schriftsprache sich ehedem benahm und noch heute benehmen muß.

Feiertage.

Im Hinblick auf die zahlreichen Feiertage der christlichen Welt, namentlich der orientalischen Christen, könnte es bedünken, als gäbe es bei den Moslimen beinahe gar keine Feiertage. Der Befolger der Lehre des Propheten hat allerdings Feiertage, aber keine Ruhetage. Mit Ausnahme von höchstens drei Tagen im Jahre, hat er aller rituellen Feier Genüge gethan, wenn er Freitags dem Dschuma Namazi (Freitagsgebet) beiwohnt, dort die Lobpreisungen des Propheten, dessen vier Gefährten und des regierenden Fürsten anhört und nach der vom Gesetze vorgeschriebenen Zahl der Rikaa's (Kniebeugungen) in das Amen andächtig mit einstimmt. Ist dies geschehen, so kann er seiner täglichen Beschäftigung nachgehen. Es thun dies auch Viele in allen Ländern des Islam, ja selbst in den ihres Religionseifers halber berühmten Gegenden, und wenn hier und da der eine oder andere Gewerbs- oder Krämerladen am Feiertage geschlossen ist, so ist daraus nur zu schließen, daß der hyperfromme Inhaber jenen Pflichten, z. B. der Recitirung gewisser Kassides oder der Lectüre frommer Bücher obliegt, die im Gesetze als Nafile (surplus) bezeichnet sind.

Gering an Zahl, gering an besonderen Aeußerlichkeiten, unterscheiden sich die Festtage des Islam durch eine größere Innigkeit der Gebete und durch eine tiefer gehende feierliche Stimmung des Islams, von den Festen des Christenthums, was in erster Reihe der stärkeren Wurzel zuzuschreiben ist, den der Glaube im Morgenlande allenthalben geschlagen hat. Die Vorbereitungen, welche ich Jahrelang beim Eintritte des Monats Ramasan — bekanntlich der mit dem Idi fitr-Beiram schließende Fastenmonat — treffen sah, sind mir noch lebhaft in Erinnerung. In der ganzen

Weite der moslimischen Welt fand ich diese Vorbereitungen an den Ufern des Bosporus am glänzendsten. Wenn die Jahreszeit es irgend gestattet, wird das Haus nicht nur von Innen, sondern auch von Außen reparirt und frisch übertüncht. Teppiche, Möbelstücke werden gesäubert, Kaffeekannen und Kaffeeschaalen, Eß- und Trinkgefäße neu angeschafft, Victualien in außergewöhnlicher Quantität und Qualität herbeigebracht, und dies Alles behufs eines dreißigtägigen Fastens, einer dreißigtägigen Kasteiung des Körpers. Wie sonderbar auch diese Anordnungen erscheinen, sind sie dennoch dem eigentlichen Zwecke entsprechend, denn das einmonatliche Fasten schließt gleichzeitig eine einmonatliche Schwelgerei ein. Der liebe Herrgott hat behufs klarer Erkenntniß des geistigen Zustands die Peinigung des Körpers angeordnet, doch da er die Zeit der vierundzwanzigstündigen Sonnenwende nicht genau angab, so wird der liebe Herrgott hintergangen: man fastet nämlich bei Tag, um sich während der Nacht desto größeren Völlereien ergeben zu können. Tags über schläft man, um in der Nacht desto munterer zu sein. Der Tag wird demnach zur Nacht, das Oberste zu unterst gekehrt; es herrscht ein Wirrwarr, ein Kunterbunt in der Lebensordnung, das nur den guten Orientalen behagen kann, bei denen wie bekannt die Zeit eben nicht zu den kostbarsten Kleinodien und Arbeit nicht zur lieben Gewohnheit gehört. Noch heute schwindelt mir, gedenke ich der Vormittagsstunden eines Sommer-Ramasans (in Folge des Mondjahres gehen die einzelnen Feiertage während 33 Jahre durch alle Jahreszeiten hindurch), die auf eine in Saus und Braus verbrachte Nacht folgte. Wochen lang währte es, bis die Gewohnheit den Körper für diese außergewöhnliche Lebensweise stählte. Ein Taumel, ein Schwindel bemächtigt sich während des ganzen Monats der mohammedanischen Welt und der Staat thut wohl daran, während dieser Zeit alle Geschäfte ruhen zu lassen.

Zwei bis drei Stunden vor Sonnenuntergang kann man die wandelnden Schatten rechtgläubiger Menschen in Stambul sowol als in Teheran, in Bochara sowol als in Fez und Marocko, ja sogar im Innern China's, gleich matt, gleich apathisch umherschlendern sehen. Den heißen Tag eines Sommer-Ramasans ohne einen Tropfen Wasser durchzuleben — selbst der Name dieser Flüssigkeit ist alsdann verpönt — oder was noch mehr bedeutet:

einen Zug aus der leidenschaftlich geliebten Pfeife zu entbehren, ist allerdings die ärgste aller Qualen, die einem Morgenländer auferlegt werden kann. Vergeblich hat man sich, behufs Zerstreuung der Sinne, in den Räumen des Bazars, in verschiedenen Moscheen umhergetrieben, vergeblich Gaukelspielen und sonstigen theatralischen Productionen beigewohnt — der Magen knurrt, die Kehle lechzt, die Sinne ermatten und nur das Ohr setzt noch rege seine Function fort, insofern es auf den Kanonenschuß lauscht, der den Sonnenuntergang verkünden soll. Endlich erschallt der dröhnende Schuß und versetzt Tausende von Seelen, richtiger Mägen in freudige Erregtheit. Zuerst stürzt man nach den Pfeifen, dann nach dem Wasser und zuletzt nach der reich besetzten Tafel. Was dort consumirt wird, davon haben Europäer nur einen schwachen Begriff. Die Speisen werden nicht verzehrt, sondern mit Hast in den Magen geworfen, und weise war die Anordnung des Propheten, der den Rechtgläubigen nach Einnahme eines solchen Nachtmahls das Terawigebet vorgeschrieben hat. Dieses Gebet besteht nämlich aus 20 Rikats, von denen jedes mit acht verschiedenen Positionen des Körpers verbunden ist. Achtmal 20 ist 160, und der unmäßigste Gläubige in Mohammed braucht keine Indigestion zu befürchten, wenn er seinen Körper diesen 160 Bewegungen unterworfen hat. Keine Rose ohne Dornen, keine Freude ohne Leid, kein Ramasan-Essen ohne Terawi's.

So verläuft der Ramasan in Konstantinopel. Hier wird die Abendfeierlichkeit noch durch Beleuchtung der schlanken Minarets und die von Doppelthürmen herabhängenden transparenten Koransätze erhöht, wie im Allgemeinen die moslimische Hauptstadt am Bosporus dem Fastenmonate viel mehr Reize abzugewinnen weiß, als anderswo. In diesen Monaten fällt auch „die Nacht des Verhängnisses" (Kadr gedschesi), in welcher der Sultan auf prachtvoll illuminirten Booten sich zur Serailsspitze und von da in die Moschee begiebt und für diese fromme That von der Landeskasse mit einer schönen Sklavin beschenkt wird. Diese Schicksalsnacht hat eine gar große Bedeutung für die Mohammedaner, denn der liebe Herrgott soll in derselben das Sündenregister eines Jeden abschließen und für das kommende Jahr ein neues Buch anlegen. Gelehrte Koranausleger sollen sogar Format und Farbe dieses

himmlischen Hauptbuches kennen, kein Wunder daher, wenn der Rechtgläubige in dieser Nacht in tiefster Zerknirschung zum göttlichen Buchhalter fleht.

Endlich ist der Bußmonat um. Der Beiram beginnt mit großer Festlichkeit und einer wahren Feier, die nur dem Islam innewohnt. Alles legt die bereitgehaltenen neuen Gewänder an und paradirt mit ernsten Schritten in den Straßen, den Bazaren und an den öffentlichen Orten. Gestattet es die Jahreszeit, so bekränzt man sich sogar das Haupt mit Blumen, doch in höchst bizarrer Weise, indem man die Blumenstengel zwischen Turban und Stirne steckt, die Blumen selber aber über die Augen herabhängen. Das Ceremoniell der gegenseitigen Besuche und Gratulationen wird mit äußerster Strenge eingehalten. Der Sultan selber muß am ersten Tage des Festes die Landesgroßen und Beamten öffentlich empfangen. Die Feierlichkeit, mit der ein derartiges türkisches Hoffest verbunden ist, bietet Schaustellungen aller Art. Der Sultan nimmt auf einer terassenartigen Erhöhung in einem der Höfe des alten Serails Platz, umgeben von den ersten Beamten seines Hofes, worauf die Würdenträger, je nach ihrem Range, vor dem Herrscher zu defiliren und sich tief zu verbeugen haben. Ehedem gaben die bauschigen, grellfarbenen, mit Gold und Juwelen übersäten Gewänder der Würdenträger einer solchen Feierlichkeit das echt orientalische Gepräge von Luxus und Glanz, heute jedoch haben die bunten und weiten Gewänder der Vergangenheit dem engen, nüchternen Rocke europäischen Schnittes weichen müssen — eine treue Signatur der Jetztzeit, d. h. des Verfalls des ottomanischen Kaiserstaates selber. Von Rechtswegen sollte der Ramasan-Bairam nur einen Tag dauern, er wird jedoch drei Tage hindurch gefeiert, eben so wie das 70 Tage später folgende Fest Kurban-Beiram (Opferfest), statt der üblichen 4, in manchen Gegenden 6—8 Tage währt. Letztgenanntes Fest, zur Erinnerung der Opferwilligkeit des Patriarchen Abraham, hat merkwürdiger Weise in der Türkei nicht jene hohe Bedeutung, welche ihm im östlichen Islam beigelegt wird. In Konstantinopel und anderen Städten des Reiches giebt es sich nur durch die außergewöhnliche Anzahl von Schafen kund, welche aus der Provinz in die Straßen der Haupt-

stadt hereingetrieben werden. Wer es nur erschwingen kann, kauft ein Schaf und schlachtet es eigenhändig unter Verrichtung der rituellen Gebete. Am Lustigsten geht es an diesem Feste in den Zellen der armen Medreße-Hörer zu, denn ihnen wie den Armen des Stadtviertels, denen sonst nur selten der Fleischgenuß vergönnt ist, wird der überflüssige Fleischvorrath zugeschickt. Außer diesen zwei Festen giebt es im osmanischen Reiche noch ein drittes, nämlich das Mewlud, d. h. das Geburtsfest Mohammeds, welches von Murad III. im Jahre 1588 eingesetzt, im östlichen Islam aber, wenngleich nicht ganz unbekannt, dennoch nicht gefeiert wird. Es besteht in einem öffentlichen Moscheengang des Sultans, in Begleitung seiner sämmtlichen Landesgroßen, der in vergangenen Jahrhunderten noch höchst prachtvoll inscenirt war, heute jedoch nur mit wenig Pomp verbunden ist.

Ein ganz anderes Gepräge haben die Feiertage der inner-islamitischen Welt, denn hier bestehen sie vorherrschend aus Trauertagen und nur aus einem uralten Feste. Zu Ersteren sind vor Allem jene durch schiitischen Sekteneifer begründeten Trauer- und Rachemonate zu erwähnen, die man in Persien begeht und welche auf den längere Zeit im Oriente verweilenden Fremden eigenartig wirken müssen. Alles dreht sich dabei um den Successionskampf Ali's gegen die ersten drei Chalifen und man strebt, den schwerbeleidigten Nationalheld Iran's eben so sehr zu verherrlichen, wie seinen Gegnern den gemeinsten Schimpf und Spott anzuthun. In erster Reihe gehört hierher das Geburtsfest Mehdis am 15. Schaaban, den Sunniten zum Trotz, die diesen Imam nur nach der Auferstehung in die Welt setzen wollen, während die Schiiten behaupten, er sei längst vor jener geboren und lebe noch immer im Verborgenen. Ferner das Fest Gadir-i-chom, am 17. Dschemazi-ul-achir, zur Erinnerung des Tages, an welchem Mohammed auf seiner Reise von Mekka nach Medina seinen Schwiegersohn Ali im Thal von Chom zu seinem Stellvertreter einsetzte, ein Factum, das klar gegen die Usurpation der drei ersten Chalifen zeugen soll. Auch Ali's Sterbetag ist zu einem ebenso tiefen nationalen Trauerfest geworden, wie andererseits der 27. Ramasan, der Sterbetag Ibni Muldschem's, des Mörders Ali's, zum Freudenfeste erhoben wurde. In diese Kategorie gehört

auch das Omer-Suzani, d. h. Omer's Verbrennungsfest, welches am Sterbetage dieses bedeutendsten, von allen Schiiten tief gehaßten Kämpen des Islam begangen wird. Man verfertigt einen Popanz, den man Omer tauft und inwendig mit Pulver füllt, trägt diesen verhaßten Chalifen in effigie Abends durch die Straßen der Stadt und sprengt die Figur alsdann, zum großen Gaudium des Publikums, mittelst einer rückwärts angebrachten Rakete in die Luft.

Am Buntesten geht es selbstverständlich am Moharrem zu. In den ersten zehn Tagen enthält man sich wol in der ganzen Islamwelt öffentlicher Belustigungen, im Lande des schiitischen Glaubens aber begeht man schon vier Wochen früher endlose Klage- und Trauer-Ceremonien, führt Passionsspiele auf, singt Elegien und bewegt sich unter ewigem Weinen und Schluchzen. Was sonst Ali gegolten, das gilt nun seinen unglücklich geendeten Kindern Hassan und Hussein, namentlich dem Märtyrthum des Letzteren, der auf der wasserlosen Steppe von Kerbela sammt den Seinen jammervoll verendete. Die Sonne wirft ihren Strahlenglanz auf die Silberfluthen des nahen Tigris, das Lager ist nur einige Schritte davon entfernt, doch wagt Niemand einen Tropfen des labenden Nasses für die schmachtende Familie Husseins herbeizuholen, da die kleine Schaar, von den Truppen Jezids umringt, bei der kleinsten Bewegung dem sichern Tode entgegenginge. Ali Ekber, der zwölfjährige Lieblingssohn Hussein's, vermag es nicht mitanzusehen, wie seine Mutter, Schwestern und Tanten mit den Qualen des Verdurstens ringen, wie sie mit verbranntem Gaumen im glühenden Sande sich winden, und besteigt ein Schlachtroß, um die feindliche Linie zu durchbrechen. Er fällt unter den zahllosen Säbelhieben des lauernden Feindes, das Blut — rother Rübensaft auf der Bühne, denn ich spreche hier von einer Passionsvorstellung — spritzt weit unter das Publikum und mischt sich in die herabrieselnden Zähren. Nach ihm tritt der Vater, nämlich Hussein selbst, in den Kampf, er ficht wie ein Löwe, doch auch er fällt mit Wunden bedeckt und das sich erhebende wilde Klagegeschrei übertönt weit die näselnd vorgetragenen Elegien der Darsteller. Diese Scenen werden einen Monat lang ununterbrochen fortgesetzt, mit Pracht und Pomp in den Städten, mit Einfachheit in den Dörfern, selbst bei einzelnen Zeltgruppen fehlen nicht Bruchstücke

davon, und wer das viermonatliche Weinen und Klagen, das fortwährende Bestreuen des Hauptes mit gefärbtem Sägemehl statt der Asche mitangesehen hat, den wird es gar nicht Wunder nehmen, die Schiiten am Ruzi Aschura (zehnten Tag), dem Culminationspunkte der nationalen Trauer, in öffentlichen Prozessionen wie Wahnsinnige durch die Staßen ziehen, wie von Teufeln besessene Menschen sich gebehrden zu sehen. Man reißt sich die Kleider in Stücke (nachdem man vorsichtig die allerabgenutztesten angelegt hat) rauft sich Kopf- und Barthaar aus, rennt mit den Köpfen gegen einander oder schlägt sie an die Wände, ja es hat sogar jede Stadt ihre officielle Märtyrer, die aus Schmerz ob des lieben Hussein mit blanken Waffen sich Wunden beibringen, natürlich an nicht gefährlichen Stellen des Körpers, und die blutigen Glieder mit wahrem Heroismus umher schwingen. Eine solche Selbstverstümmelung ist übrigens gar kein undankbares Geschäft. Ich hatte einst einen Reisengefährten, der seine tiefen Armwunden, gleich einem werthvollen Kapital, von einer Stadt in die andere trug, sie öffentlich zeigte und dafür Geld sammelte. Im geistreichen Iran versteht man es besonders vorzüglich, a conto des lieben Herrgotts sich gegenseitig bei der Nase herumzuführen. So begegnet man sehr häufig Leuten, die auf der Stirne eine achteckige Contusion herumtragen. Man irrt aber, wenn man glaubt, sie rühre von dem allzu häufigen Berühren eines octogonen Steines her. Die Schiiten bedienen sich nämlich statt des Gebet-Teppichs eines dem Boden Kerbelas entstammenden achteckigen Lehmziegels, auf den beim Niederwerfen die Stirne gedrückt werden muß, und jene Leute wollen nun der Welt einreden, die Stirne sei durch übermäßiges Beten wund geworden, während in der That die Wunde durch künstliche Einätzung erzeugt ist.

Wie geschmacklos die Religionsfeste des chiitischen Islam sich auch darstellen, so ist doch die Feier des Neujahrsfestes, Noruz, poetisch schön; sie fällt in das Frühlingsäquinoctium, nimmt in der Sekunde, wo die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, ihren Anfang und wird als einziger Ueberrest des Parsicultus nicht nur im schiitischen Iran, sondern auch in sämmtlichen Ländern der östlichen Islamwelt mit großem Pomp begangen. In Konstantinopel wird das Noruzfest nur in den Häusern der Vornehmen durch

Genuß einiger Süßigkeiten oder Decocte, die der Hausapotheker als Geschenk zu verabreichen hat, celebrirt. Von der Ostgrenze des ottomanischen Kaiserreiches bis nach China jedoch spielt der Noruz fast eine wichtigere Rolle, als die Religionsfeste. In Iran pflegt man sich schon Monate vorher darauf vorzubereiten. Zucker, Kandis, Syrupe, überzuckerte Früchte rc. werden in erstaunlichen Massen zum Consum während des dreizehntägigen Festes in die Städte gebracht. Alles trachtet, sich einen neuen Anzug oder wenigstens ein neues Kleidungsstück anzuschaffen; vom Könige bis zum Bettler herunter, empfängt und vertheilt Jeder Geschenke, ja es ist höchst interessant, Zeuge der freudigen Erregtheit zu sein, mit welcher das Eintreten des Lenzes begrüßt wird. Die Festlichkeiten beginnen mit der von den Astrologen angegebenen Sekunde; am Eindruckvollsten gestalten sie sich am Hofe des Königs, der den Eintritt des neuen Jahres im Kreise seiner Landesgroßen abwartet, um sogleich deren Gratulationen entgegenzunehmen und Geschenke austheilen zu können. Daß es bei dieser Gelegenheit an hochtrabenden Gedichten auf die Majestät des Schah und die Majestät des Frühlings — Königsduft und Rosengeruch werden kühn unter einander gemengt — nicht fehlen darf, ist begreiflich. Auch an officiellen Ansprachen ist kein Mangel. Der Schah erkundigt sich nach dem Zustande des Landes, des Handels, der Industrie und fordert Bericht über die Verbreitung des Glaubens, worauf seine Excellenz der Premierminister das neue Jahr mit riesigen Lügen beginnt, indem er Provinzen, die thatsächlich in Elend hinsiechen, als blühend und üppig schildert. In ähnlicher Weise lügen auch die Oberpriester, die vom siegreichen Vordringen des Islam faseln, während doch der Uruß vom Kaukasus und Oxus die schwarzen Schatten des Unglaubens immer weiter über die Gefilde Irans ausbreitet. Frager und Befragte wissen genau, daß sie Betrogene und Betrüger sind, doch das verhindert den Schehin-Schah nicht, überall Geschenke, überall mit vollen Händen neugeprägte Gold- und Silbermünzen auszustreuen, denn das Neujahr mit Goldgeschenken zu beginnen, gilt als bestes Omen. Wie uralt auch die Feier des Noruzfestes ist, so scheint sie doch bedeutende Wandlungen durchgemacht zu haben, selbst in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum einiger Jahrhunderte, denn

von dem französischen Reisenden Thevenot ab bis zu Polak, dem allerneuesten und gründlichsten Kenner Persiens, ist die Beschreibung dieses Festes bei jedem Besucher Irans eine andere. Wie der gelehrte Richardson erzählt, wäre kurz vor dem Eintritte des Jahreswechsels ein wohlgestalteter Jüngling, allegorisch das neue Jahr darstellend, an der Thür des königlichen Schlafgemaches postirt worden und im Augenblicke, wo die Sonne am Horizonte erschien, unangemeldet eingetreten. Auf die Frage des Königs: „Wer bist Du? Wohin gehst Du? Wie heißt Du? Was bringst Du?" habe der Jüngling erwiedert: „Ich bin beglückt und gesegnet, ich bin von Gott zu Dir gesandt, denn ich bringe das neue Jahr." Ein anderer Jüngling habe darauf eine Schüssel mit Weizen, Bohnen, Linsen, Sesam und Reis, ferner einen Klumpen Zucker und zwei neugeprägte Münzen gebracht und die Minister und Würdenträger des Reiches einen Laib Brod präsentirt. Nachdem der Schah von Allem gekostet, habe er den Ueberrest mit den Worten unter die Anwesenden vertheilt: „Das ist der neue Tag des neuen Jahres, der neuen Zeit, wo alles Bestehende sich erneuert."

Was im königlichen Palaste vorgeht, wiederholt sich mit einiger Variation in den Palästen der Landesgroßen, während in privaten Kreisen die Familie in Feiertagskleidern an reichlich besetzter Tafel Platz nimmt. In der Mitte derselben (wolverstanden: es ist nur von einem auf dem Boden ausgebreiteten Teppiche, nicht von einem eigentlichen Tische die Rede) befindet sich ein Wasserbecken, auf welches sich aller Augen richten. Das Wasser soll nämlich im Momente, wo die Sonne in das neue Zeichen tritt, infolge eines leisen Stoßes, den die Erde erhält, sich leicht kräuseln, und dieses Zeichen giebt das Signal zu gegenseitigen Zurufen: „Idi schuma mubarek bad!" (Euer Fest sei glücklich!) Diese Gratulation ertönt denn auch am selben Tage innerhalb und außerhalb des Hauses, in allen Straßen der Stadt, überall, wo Menschen sich begegnen. Mit dem Noruz beginnt nämlich im staatlichen, commerciellen, industriellen und agricolen Leben ein neuer Abschnitt. Die Jahreszeit des Frostes, des Regens und des bewölkten Himmels weicht dem Frühling, dem azurblauen Firmament, der balsamischen Luft und den herrlichen

Düften der Blumen. Kein Wunder daher, wenn die Festlichkeiten 13 Tage hindurch ununterbrochen andauern, ja daß der um seinen Säckel so sehr besorgte Landesfürst der Beisteuer zu den Kosten der öffentlichen Belustigungen sich nicht entziehen kann.

Und selbst dort, wo iranische Cultur unter dem Einflusse altparsischer Ideen schon vor einem Jahrtausende durch turanische Horden und fanatische Araber gewaltsam verdrängt worden ist, selbst dort, nämlich in Centralasien, blüht der Noruz noch immer in seiner antiken Form. Merkwürdig ist, daß das alte Charezm, eine vor tausend Jahren berühmte Stätte der Parsikultur, dieser Sitte treuer geblieben ist, als die übrigen Theile Turkestans. Bei der özbegischen Bevölkerung Chiwa's spielt der Eintritt des Frühlings eine nicht minder wichtige Rolle wie in Persien. Es sollen nämlich an diesem Tage zum ersten Male die Klagetöne der Nachtigal von den Zweigen der dichtbelaubten Ulmen ertönen. Das kostbare Naß des Oxus wird zu diesem Feste in die entferntesten Kanäle eingelassen, auf den öffentlichen Plätzen der Städte werden Widderkämpfe und Wettrennen veranstaltet und wer es nur irgend zu thun vermag, verläßt zu dieser Zeit seine Wohnung, um mehrere Tage in Zelten am Saume einer üppigen Wiese zu verleben. Im streng moslimischen Bochara wird der Noruz zwar gefeiert, doch nicht mit dem Gepränge, wie in den äußersten Ostmarken des Islams, nämlich in den Städten Ost-Turkestans. Diese besondere Verherrlichung des schönen Festes der Natur wird nicht überraschen, denn nur äußerst gering an Zahl sind die Feste des Islams und sie werden überdies mit einem an Schwermuth und Trauer grenzenden Gefühle begangen; ihre Bedeutung beruht principiell auf einem Sich-Vertiefen in die Betrachtung der Gottheit und in die Verherrlichung des Propheten, sie schließen somit selbstredend eine heitere Stimmung des Gemüthes aus.

Pilger und Pilgerfahrten.

„Es safr kit'atum min es sakr" (das Reisen ist ein Stück Hölle) behauptet ein arabisches, im ganzen Orient landläufiges Sprüchwort, das Vielen als Ausdruck orientalischen Gemächlichkeitssinnes gelten mag, im Grunde aber Nichts anderes ist, als eine Parodie oder gar ein harmloses Wortspiel.* Das Reisen gilt notorisch im ganzen Morgenlande als ein angenehmer Zeitvertreib, als wohlthuend für die Gesundheit, ja es ist bei gewissen Völkern zur wahren Leidenschaft geworden, die auf verschiedener Weise zum Ausdrucke gelangt und am stärksten in der unbändigen Gier zu Pilgerfahrten sich kundgiebt. Wenn es dem Perser oder Mittelasiaten besonders wohl ergeht, wenn er sich oder seiner Ehehälfte einen außergewöhnlichen Genuß gönnen will, so wird, ungefähr wie man bei uns eine Reise nach Italien, der Schweiz oder in ein oder das andere Bad plant, im moslimischen Asien eine Pilgerfahrt beschlossen. Man legt zu diesem Behufe schon eine geraume Zeit vorher kleine Ersparnisse bei Seite, bereitet Kleider und Reiserequisiten und schwelgt im Voraus im Genusse, den die merkwürdige Fahrt durch fremde Länder und Städte und das Verweilen in so vielen hochwichtigen durch den Propheten geheiligten Städten bieten wird, deren Besuch überdies die ewige Seeligkeit verheißt.

Unter den Pilgerfahrten spielt die Reise nach Mekka und Medina, der Besuch dieser allerheiligsten Orte des Islam, selbstverständlich die hervorragendste Rolle. Dieser, mit dem Namen „Hadsch-Pilgerfahrt" bezeichneten Wallfahrt zunächst stehen die

* Die Schreibart dieser Worte ist dermaßen ähnlich, daß zwischen Reise und Hölle der Unterschied nur aus einem einzigen Punkte besteht.

Besuche der Gräber einzelner Familienmitglieder des Propheten, z. B. Kerbela's und Nedschef's (von Seiten der Schiiten), Meschhed's, Kum's und anderer Orte, ferner die Ruhestätten der Eshab, Gefährten des Propheten bei Gründung des Religionsgebäudes und sonstiger Heiligen und Schriftgelehrten, und obwol mit mathematischer Genauigkeit bestimmt wurde, daß 7 Wallfahrten zum Grabe dieses und 21 zum Grabe jenes Weli Ullah's einer Pilgerfahrt nach Mekka gleich zu erachten sind, so bleibt dennoch der Zug nach dem öden, steinigen und wüsten Arabien das höchste Ideal der mit dem Deckmantel der Religion umhüllten Wanderlust der moslimischen Morgenländer. Wir wollen daher zuerst vom „Hadsch", der Pilgerfahrt par excellence sprechen.

Wenngleich der Koran den Propheten sprechen läßt: „Pilgert zu meinem Hause", so haben doch die spätern Exegeten, um der allzugroßen Wanderlust einen Damm zu setzen, die Pilgerfahrt nur unter folgenden Bedingungen gestattet: 1) Man muß mit hinreichenden Geldmitteln versehen, 2) körperlich gesund und 3) unverheirathet sein. 4) Darf man zu Hause keine Schulden zurücklassen, 5) nur in Friedenszeiten sich auf den Weg machen, 6) die Reise zu Land der auf dem Meere vorziehen (da erstere weniger gefährlich ist) und endlich 7) soll man volljährig, d. h. wenigstens 15 Jahre alt sein. Eine strenge Befolgung dieser Normen würde der moslimischen Gesellschaft aus ökonomischen Rücksichten sehr nützlich sein, doch die liebe Religion ist reich an Hinterpförtchen, und eine einzige Vision oder ein Traum hinreichend, das ganze Reglement über den Haufen zu werfen. Interessant bleibt allerdings der Umstand, daß, je entfernter ein Land von diesem religiösen Centrum der Moslimwelt ist, desto lebhafter das Streben, sich den Ehrentitel eines Hadschi zu erwerben. Die Ursache liegt wahrscheinlich in der intensiveren Glaubenskraft auf der äußersten Ost- und Westmarke des Islams, nämlich einerseits in Fez und Marokko, andererseits in Ost-Turkestan und den drei Chanaten, wo der Fanatismus stärker als in Arabien selbst wuchert; wie denn auch am Fuße des Pharus Dunkelheit herrscht, während seine Lichtstrahlen die weite Ferne erhellen. In der That liegt im Hadschithum eine starke Dosis Romantik, ja ich möchte sagen eine poetische Begeisterung, die, trotz der religiösen Schwärmerei, auf

der sie basirt, doch schon seit mehreren Jahrhunderten auch zu praktischen Resultaten führte.

Wenn ich unter meinen zahlreichen Bekannten in den verschiedenen Ländern des Islam mir jene Persönlichkeiten vergegenwärtige, die ich im Stadium der Vorbereitung zum Hadsch kennen lernte, so kann ich mich noch heut nicht der Verwunderung erwehren. Solche Menschen sind Wochen, ja Monate vorher ob des gefaßten Entschlusses total verändert und in dem Maße, wie die Zeit des Aufbruches herannaht, steigert sich bei ihnen das Fieberhafte, die geistig aufgeregte Stimmung. Aermere und minder bekannte Persönlichkeiten pflegen sich geräuschlos aus dem Kreise der Ihrigen zu entfernen; sie reisen gewöhnlich auf Kosten Anderer, die denn auch für das vorgestreckte Geld eine Tantième des göttlichen Wohlgefallens zu erlangen hoffen, ja ich hatte einen Gefährten, der achtmal während seines Lebens a conto Anderer den Tawaf (Umgang um die Kaaba) mitgemacht, eben so viele Male Hadschi wurde, ohne daß seine Committenten sich dieses Titels erfreuen durften. Letztere haben hierfür erst im Jenseits eine Belohnung zu erwarten, hinieden aber steht ihnen nur das Recht zu, sich in dem Ihram, (ein hemdartiges Pilgerkleid) das der Hadschi-Commissionär während der Pilgerschaft getragen, begraben zu lassen. — Der Aufbruch zur Pilgerreise ist bei Reichen mit gewissen Feierlichkeiten verbunden. Der Betreffende kleidet sich von Kopf bis Fuß neu, ebenso seine Diener und Begleiter, er nimmt die besten Pferde, das beste Sattelgeschirr mit und pflegt vor der Abreise sein Testament zu machen, eine, wie wir später sehen werden, keineswegs unnütze Vorsicht. Der Abschied von der Familie, von Freunden und Anverwandten gestaltet sich ernst und rührend, in Betracht, daß man eine Reise von mehr als hundert, ja tausend Meilen zurückzulegen und den Kampf mit klimatischen Beschwerden, mit menschlichen Tücken und mit den Elementen zu bestehen hat, bevor die Kaabe der Wünsche erreicht wird.

Stelle Dir, werther Leser, einzelne oder mehrere Püger vor, die aus Ost-Turkestan oder Chokand sich zur langen und mühseligen Tour nach Arabien auf den Weg machen und unter den günstigsten Umständen das Reiseziel in 9, ja bisweilen erst in 12 Monaten erreichen können. Für diese Leute ist der Hadsch der

Inbegriff von Erfahrungen, unendlichen Entbehrungen, Drangsalen und Gefahren jeglicher Art. Es ist natürlich, daß unter diesen Verhältnissen einzelne Reisende sich allmälig zu einer Gruppe vereinigen und ein festes Band der Freundschaft, ja inniger Verwandschaft knüpfen. Die vom fernen Nordosten der mohammedanischen Länder Kommenden vereinigen sich zumeist in Bochara, Herat und Orenburg, während die vom Südosten in Bombay oder Karschi eine zahlreiche Reisegesellschaft formiren. Wo ein großer Theil des Weges zu Wasser zurückgelegt wird, sind die Reisebeschwerden verhältnißmäßig gering, obwol die Hadschis, in einem engen Raum eingepfercht, sich auch hier keines besondern Comforts erfreuen. Mit wahren und außerordentlichen Reisebeschwerden ist jedoch die als mehr gottgefällig geltende Reise zu Lande verbunden, sei es daß man — ich rede hier vom Ostende der Islamwelt — mit Umgehung Persiens über Süd-Rußland oder in gerader südwestlicher Richtung nach den heiligen Städten hinzieht. Für das sunnitische Turkestan ist das schiitische Iran ein Land, wo die Pilger den mannigfachsten Gefahren ausgesetzt sind, wo sie fortwährend mißhandelt, beschimpft, bisweilen auch beraubt werden und es ist unter diesen Umständen begreiflich, daß man sich mit Erreichung Bagdads schon dem Ziele nahe gerückt betrachtet. Von Bagdad aus und von anderer Seite von Kontantinopel, sowie, für die Rechtgläubigen Nordafrika's, von Kairo und Alexandrien aus nehmen die Pilgerkarawanen große Dimensionen an, jene Pilgerkarawanen, deren Urtypus jedoch nur noch auf den Gauen des alten Asiens im wahren Glanze religiöser Poesie erscheint. Hier begegnet man einzelnen Gruppen, die von einem Vorreiter mit einer großen rothen oder grünen Fahne geleitet werden. Jede Gruppe hat ihren eigenen Priester, der zugleich auch als Richter, die auftauchende Zwistigkeiten zu schlichten, fungirt, sie hat ferner ihren Muezzin, der auf freiem Felde, in der Stadt oder dem Karawanenserail zum Gebete ruft. Es fehlt in keiner Gruppe ein Haarschneider und ein Possenreißer, der auf dem langen Marsche, wenn das fortwährende Singen der „Telkine“ die Kehlen ermüdet hat, das Zwerchfell der frommen Wanderer durch derbe Späße zu erschüttern sucht. Solcher Gruppen reisen oft mehrere neben einander, ohne sich zu amalgamiren. Wie wäre dies auch

möglich? Jene dort sind ketzerische Schiiten, die ein ganz anderes Streben und Sinnen nach den heiligen Orten führt, diese hinwieder sind schmutzig aussehende Tataren mit schiefen Augen, fremden Sitten, fremder Sprache, gänzlich unähnlich dem stolzen Araber, der zum Grabe seines Landmannes und Propheten wandert und mit jenen nichts gemein haben will. „Alle Rechtgläubigen sind Brüder!“ Was Mohammed anstrebt ist nur schön in der Theorie, doch grau ist alle Theorie im Osten wie im Westen.

Nach der alten Chalifenstadt am Tigris, gilt Damaskus als die zweite große Station, Damaskus, wo in der That die einzelnen Ströme der Pilger vom Norden, Osten und Westen zusammenfließen. Der Weg von Bagdad dorthin war keinerzeit ein ganz sicherer und ungeachtet der häufigen Zwischenstationen auch kein besonders angenehmer, so daß man es begreiflich finden kann, wenn der wasserreiche Baumgarten, in dessen Mitte die ehemalige Residenz der Ommejaden prangt, den aus so weiter Ferne herbeigewanderten Reisenden zur Bewunderung hinreißt. Ich habe Perser, Inder, Mittelasiaten und Chinesen über Damaskus sprechen gehört und alle schilderten es als ein leibhaftes Paradies auf Erden. — Von der fruchtbaren Thalgegend der syrischen Hauptstadt ab, nimmt die Pilgerkarawane einen officiellen Charakter an, indem in Damaskus der „Surre Emini“ (Aufseher der Konstantinopolitaner Pilgerkarawane) sich ihr anschließt. Der Weg führt nunmehr in süd-südwestlicher Richtung durch eine zumeist wüste Gegend, auf der sog. syrischen Pilgerstraße, nach Hedschaz, d. h. dem steinigen Arabien zu. Trotz einer mehr denn tausendjährigen Frequenz und trotz aller ihr zugewandten Fürsorge seitens berühmter moslimischer Fürsten und Fürstinnen, ist diese Straße noch immer voll von Widerwärtigkeiten, die eine nackte und dürre Vegetation erzeugt. Sie läuft durch äußerst dünn bevölkerte Thäler, bald über steinige Ebenen und kahle Bergrücken, bald heiße Sandfelder; die Haltorte bestehen zumeist aus erbärmlichen Lehmhütten oder Ruinen ehemaliger Kastelle. Was kümmern aber den für die Kaaba und das Prophetengrab begeisterten Moslimen die hin und wieder sich zeigenden schönen Monumente der Vergangenheit, was Rabati Ammon, das alt-römische Philadelphia, was Geraza (das heutige

Dscherrasch) mit den Ueberresten seiner prächtigen Säulen, Tempel, Thore, Wasserleitungen und Bäder? Sein Sinn steht nach Cisternen und trinkbarem Wasser, die immer weniger und unbrauchbarer werden, ihm ist's um grasige Weideplätze zu thun, die er aber vergebens sucht; es liegt ihm vornehmlich Schutz gegen die Ueberfälle der Nomaden am Herzen, den ihm kein Sultan der Türkei, keine pietätsvolle Berücksichtigung seines Vorhabens gewähren kann. Ob Beni-Harb, ob Eneze oder andere arabische Stämme — alle forschen mit gierigen Blicken nach den begeisterten Verehrern ihres Landsmannes, plündern die Hadschis und schlagen sie, wo sie es nur thun können, haufenweise todt. Zu dieser steten Furcht vor räuberischen Beduinen, gesellt sich noch der Schrecken, den religiöse Mythen und Sagen einflößen. Bald sind es Gespenster, die auf mehreren Punkten dieser Straße festgenagelt wurden, bald die verödeten Steinhöhlen von Themad, in welchem ein ganzes Volk seinen halsstarrigen Zweifel an Mohammed mit plötzlichem Untergange büßen mußte und aus deren verwitterten Felsenhaufen (natürlich in den Ohren der Hadschi's) erschütternde Klagetöne erschallen, bald wieder macht die Erinnerung an das gottlose Riesenvolk Ad erzittern, dessen Fürst, der berüchtigte Scheddad, sich als Gott erklärte, ganze Städte aus Gold und Silber erbauen ließ und für diesen sündigen Wahn selbstverständlich schrecklich bestraft wurde. Nur bei Maan, wo die Straße sich gegen Palästina abzweigt, wird die Monotonie der öden Natur durch die spärliche Cultur von Gärten und Aeckern unterbrochen, und in der That gehört eine außergewöhnliche Religionsbegeisterung dazu, in Entzückung zu gerathen, wenn man nach einem 30tägigen, mühe- und qualvollen Marsch das vulkanische Becken vor sich sieht, in dessen Mitte die Stadt des Prophetengrabes liegt und aus dessen östlichem Ende der schwarze Basaltberg Ohod gespensterartig sich erhebt. Beim Anblick dieses Berges müssen die Mohammedaner von einem förmlichen Zahnschmerze ergriffen werden, denn in der Nähe desselben ward die berühmte gleichnamige Schlacht geliefert, in welcher dem Propheten zwei Vorderzähne herausgeschlagen wurden, jene Zähne, die heute als kostbarste Reliquie an der Serailspitze in Konstantinopel in einem mit Juwelen belegten Etui bewahrt und hochverehrt werden.

Am östlichen Theile des Medina Jatrib ragt ein anspruchsloses, einfaches Gebäude, mit eben so anspruchsloser grüner Kuppel empor; es ist dies der Bau über dem Prophetengrabe, bei dessen Anblick den Hunderttausenden aus der Ferne hergereisten Pilgern die Brust zu schwellen beginnt. Ich nenne den Bau einfach, denn mit anderen mohammedanischen Prachtbauten, z. B. in Meschhed und Nedschef verglichen, ist das Weltwunder von Medina kaum der Erwähnung werth und stellt sich gleichsam als Beispiel der Bescheidenheit und Einfachheit des Propheten für die Nachwelt dar. Das Gebäude besteht aus einem unregelmäßigen Viereck, an dessen Außenseiten sich zahlreiche Privathäuser anlehnen und ist nur in der Vorderfront mit einer erst in der Neuzeit erbauten Eingangs-Halle versehen worden. Das Innere umläuft ein Säulengang, theils aus Marmor und Porphyr, theils nur aus einfachen mit Stuck überzogenen Steinen aufgeführt. Im südöstlichen Winkel erhebt sich das vogelkäfigartige Mausoleum des Propheten und zwar nur einige Schritte von der Stelle, wo einst Mohammed selbst die erste Moschee gegründet und wo er in den Armen seiner geliebten Frau Aischa die Seele ausgehaucht. Tritt man in's Innere dieses allerheiligsten Heiligthumes, so steht man vor einem bettähnlichen Raum, um den ein hellgrünes, mit vergoldeten Inschriften und einem kleinen Guckfenster versehenes Gitter sich hinzieht. Dieses Gitter ist von äußerster Dichtigkeit und vom eigentlichen Grabe durch einen schmalen, dunklen Gang getrennt, in welchem die Tempeldiener, die sog. Nachkommen des Propheten, sich aufhalten und durch das oben erwähnte Fensterchen die für ihren glorreichen Ahnen dargereichten Geschenke aus den Händen der Pilger entgegennehmen, die selbstverständlich ihnen zu gute kommen. Der Zutritt in dieses dunkle, geheimnißvolle Sanctuarium wird von den Tempeldienern streng versagt und nur durch enorme Spenden gelingt es den allerreichsten Hadschi's, sie dazu willfährig zu machen.

Rings um dieses Gitter, besonders aber der Kopfseite des Grabes zu, sprechen die Pilger mit erhobenen Händen folgendes Gebet: „Friede sei mit Dir, o Prophet, Allah und die Gnade Allah's und seine Segnungen. Friede sei mit Dir, o Allah's Freund. Friede sei mit Dir, o Bester von Allah's Schöpfungen. Ich gebe Zeugniß, daß kein Gott ist außer Allah und bekenne, daß Du sein

Prophet und getreuer Nachfolger; Ich gebe Zeugniß, Allah's Prophet, daß Du Deine Sendung erfüllt und Deinen Glauben bekannt und tapfer für Deinen Herrn gefochten und Deinen Gott verehrt, bis Gewißheit kam (die Stunde des Todes). Und wir, deine Freunde, Allah's Prophet, erscheinen vor Dir, Wanderer aus fernen Ländern und entlegenen Strichen, durch Gefahr und Schwierigkeiten in den Zeiten der Finsterniß und in den Stunden des Tages, aus Verlangen, Dir Deine Rechte zu erweisen und zu erlangen den Segen Deiner Vermittlung; denn unsere Sünden haben uns den Rücken zerbrochen und Du vertrittst uns bei dem, der uns heilt. O Prophet Allah's, Vermittlung, Vermittlung!"*

Dies Gebet wird unter Weinen und Schreien und Stöhnen recitirt, so daß man kaum seine eigene Stimme hört. Die Schriftunkundigen, die den Worten eines Vorlesers lauschen, aber ihnen nicht zu folgen vermögen, begnügen sich damit, die Lippen- und Mundbewegungen desselben nachzuahmen. Dabei sind Alle von einer gliederlähmenden Ehrfurcht beseelt, man wagt kaum, das Gitter mit den Fingern zu berühren, geschweige die Seidenvorhänge des eigentlichen Grabmals; nur sehr Wenige bekommen dies zu Gesicht. Wie mir ein aufgeklärter Mohammedaner versicherte, besteht dasselbe nur aus einer großen, länglichen, mit gewöhnlichen Steinen aufgemauerten Erhöhung und spottet dem Phantasiebilde fromm-christlicher Reisenden, die den Stahlsarg Mohammeds, infolge eines am Plafond und am Boden befestigten Magnetes, in der Luft schweben lassen wollen. — In denselben Räumen befinden sich auch die Gräber Abu Bekirs und Omars, jedes mit einem separaten Fensterchen am erwähntem Gitter, vor welchem die Rechtgläubigen durch entsprechende Gebete ihr bedrücktes Gemüth erleichtern. Da Omar bei den Schiiten unter den als Usurpatoren betrachteten Chalifen am meisten verhaßt ist, so werden die Perser vor dem Guckfenster seines Grabes strengstens bewacht, und wer sich hier eine Unbill gegen den großen Champion des Islams erlaubt, hat seine Frevelthat schrecklich zu büßen. Demungeachtet soll es bei Iraniern vorkommen, daß sie anstatt des üblichen „Ja Omar!" (o Omar) in schneller Aussprache Ja Chimar! (o Esel) rufen und mit solcher Heldenthat sich daheim zu brüsten pflegen. Habe

* Siehe Julius Braun, Gemälde der mohammedanischen Welt. Seite 435.

ich doch Iranier gesehen, die den Namen Omar auf das Sohlenleder ihrer Schuhe schreiben, um, wie sie meinen, den ganzen Tag hindurch auf diesem Erzschurken herumtreten zu können. — Wenngleich der Besuch des Prophetengrabes mehr ein Verdienst als obligatorisch ist, so wird es doch sehr selten einen Hadschi geben, der diese heilige Pflicht verabsäumt. Für das höchste Ideal eines begeisterten Moslimen gilt es, in Medina sein Leben zu beenden, und viele Leute von Wohlstand und außergewöhnlicher Frömmigkeit ziehen sich im Herbste ihres Lebens dorthin zurück. Man nennt sie Mudschawir-Benachbarte des Propheten, und sie preisen sich schon im Voraus glücklich, nach ihrem Tode in jenem Theil der Erde begraben zu werden, wo sie den sterblichen Ueberresten des Propheten am nächsten liegen und selbstverständlich am Tage der Auferstehung unter seiner unmittelbaren Leitung am Leichtesten vor den Thron Allah's gelangen können.

Nach einem ungefähr fünf- bis zehntägigen Aufenthalt in Medina, gewöhnlich Munewwire (die Beleuchtete) genannt, zieht der Pilger nach Mekka, welche Stadt das Epitheton Mukerrime (die Verherrlichte) führt. Auf vier verschiedenen Wegen kann man dahin gelangen, von denen die Sultansstraße (Sultan-Joli) am meisten benutzt wird. Auch hier ist die Gegend in ihren Hauptzügen wüst und kahl, auch hier ist in Nichts für die Bequemlichkeit der Reisenden gesorgt, und mancher fromme Moslime, namentlich der ärmeren Klasse, muß in dem furchtbaren Gedränge der ungeheuren Massen von Reitern, Maulthieren, Eseln und Kameelen, von in Sänften oder in Tragekörben Reisenden, wenn sich diese Massen, aus Furcht vor räuberischen Beduinen, in wildem Durcheinander durch die vielen Engpässe zwängen, noch bevor er des Gotteshauses, wie die Kaaba genannt wird, ansichtig geworden, qualvoll verenden. Auf der vorletzten Station wird gewöhnlich die sogenannte Hadschi-Toilete gemacht. Man scheert und rasirt sich, legt sämmtliche Kleider ab und hängt den „Ihram" um, einen aus zwei großen Leinwandstücken bestehenden, lose über den Körper geworfenen, euphemistisch Mantel genannten Sack mit zwei Oeffnungen für den Kopf und den rechten Arm. Diese gottgefällige Garderobe hat wenig Praktisches, desto mehr Schädliches, denn durch den Ihram wird die Gesundheit der an wärmere

Kleidung gewöhnten Söhne des Nordens stark beeinträchtigt. Sonnenstiche sind an der Tagesordnung, die kühlen Abende erzeugen Ruhr und diese und auch andere Umstände machen es erklärlich, daß von hundert Pilgern, die von den Gestaden der Wolga, des Oxus, Jaxartes und aus den Thalgegenden des Tian=Schans nach Mekka wandern, dreißig und mehr von Allah, anstatt der Heimkehr, mit dem glücklichen Loose eines ewigen Schlafes auf dem Boden Arabiens gelohnt werden. — Von der genannten Station hat man noch einen Tag und eine Nacht, theils durch schwarze Felsenwände, theils über gelben Sandboden, aus dem sich oasenartig einige grüne Flächen erheben, zu wandern, bis man endlich am nächsten Morgen das Ende eines Engpasses erreicht, wo eine graue, bunt durcheinander geworfene Häusermasse und in deren Mitte der große Moscheehof der Kaaba mit den sieben Minarets sichtbar wird, ein Anblick, der die Pilger in höchste Begeisterung, ja in wonnigste Ekstase versetzt. Aus tausend und aber tausend Kehlen steigt ein die Lüfte durchzitternder Freudenruf, untermischt mit dem „Lebeik! Lebeik! Ja Allah!" (wie es Dir gefällt, o Gott) empor. Alles sitzt ab, Fremde, die sich nie gesehen oder gesprochen, fallen sich in die Arme, man küßt sich, weint, schreit und jauchzt, als hätten sich plötzlich die Pforten überirdischer Glückseligkeit geöffnet. Und dieses ganze Feuer, diese außergewöhnliche Erregtheit gilt nur einem aus dem heidnischen Zeitalter übriggebliebenen Steine, dessen Ursprung weder von den Verehrern des Propheten noch von Andersgläubigen gekannt ist und der doch Jahraus Jahrein, seit mehr denn zwölf Jahrhunderten, in Millionen und aber Millionen Seelen höchste Begeisterung entzündet.

Die hundertfachen Unannehmlichkeiten und Prellereien, welchen die Pilger in der von fremdem Volke vollgepfropften Stadt ausgesetzt sind, übergehend, wollen wir einen Blick in das allerheiligste Tabernakel der Kaaba werfen, das sich inmitten eines mit Hallen umgebenen rechteckigen Hofes erhebt. Der stumpfe, kaum vierzig Fuß hohe Thurm ist zur Pilgerzeit stets mit langen Seidenvorhängen verhüllt. Der Eingang ist von der nördlichen Seite und so hoch, daß ohne Beihülfe der Tempeldiener nicht hineinzugelangen ist. Eine einfache Treppe könnte diesem Uebelstande zwar abhelfen, man läßt ihn jedoch bestehen, weil die den Wall=

fahrern geleistete Beihülfe den Gottesdienern viel Geld einbringt, und die Diener Gottes wissen ja Alles gut auszunutzen. Ist man endlich in diese finstere, unheimliche Localität hineingestolpert, so sieht man, beim Scheine der von den Pfeilern herabhängenden Lampen, rechts das Makami Ibrahim (die Fußspur Abrahams), deren Größe nach, der gute Patriarch ein Füßchen gehabt haben muß, wie zehn neben einander gestellte Elephantenpfoten. Zur Linken befindet sich die heilige Zemzem-Quelle, ein wahrscheinlich unterirdisch fließender Bach mit brunnenartiger Oeffnung, dessen Wasser von den Moslimen als das köstlichste Naß geschildert, weit und breit in die entferntesten Regionen getragen und für das wunderbarste Elixir gehalten wird. Es heißt: ein Tropfen dieses Wasser auf die Zunge eines Sterbenden gebracht, rettet ihn vom Fegfeuer, ein einziger Tropfen conservirt Frauenschönheit und gewährt unfruchtbaren Frauen Kindersegen. An der Quelle selbst wird das Wasser nur wenig genossen, und dies ist auch ganz natürlich, denn es ist lau bittersalzig und verursacht den frommen Pilgern schlimme Diarrhö. Ja das gute, theuere Zemzem! Meine Reisegefährten in Mittelasien trugen es Monate lang in rundgeschliffenen Gläsern, von den Händen ungläubiger Böhmen angefertigt, in ihrem Gürtel herum, und wenn uns irgend eine Gefahr drohte, war man mehr um die Zemzemflasche besorgt, als um das eigene Leben. — Das Allerheiligste in der Kaaba ist selbstverständlich der mysteriöse schwarze Stein (Hadschari Aswad), im östlichen Winkel unweit der Thüre in einer Höhe von vier Fuß eingemauert. Dieser Stein, heute nur mehr ein Bruchstück und mit einem vergoldeten Silberreifen umspannt, ist der eigentliche Glanzpunkt nicht nur dieses kleinen Gebäudes, sondern der ganzen Islamwelt, und nur mit Beben und Zittern naht sich ihm der Pilger. Schon aus der Ferne werden die Finger nach demselben ausgestreckt und der Luftkreis des Heiligthums geküßt. Von Hunderten umringt, gelingt es nur Wenigen, sich dem Stein sofort nähern zu können, man wiederholt den Tawaf mehrere Male und schätzt sich glücklich, nach stundenlangem Warten endlich das allerkostbarste Juwel mit den drei Fingern der rechten Hand berühren und es küssen zu können. Dies ist, wie gesagt, der Culminationspunkt der ganzen Pilgerfahrt. Außerhalb der Kaaba, im Vorhofe der

Moschee, liegen die vier Makame, d. h. die vier Ruhestätten der Gründer der orthodoxen Secten, nämlich der Hanefiten, Schafeiten, Hambaliten und Malekiten. Den ganzen Tag sind diese Plätze von einer bunten Volksmenge, einem dicken Knäuel nackter Schultern und abrasirten Häupter, von einem wahren Menschenchaos umwühlt, Alle erfüllt von einem und demselben Gedanken und nur in ihrer Sprache bekundend, daß sie aus den verschiedensten Zonen und entferntesten Ländern hierher gepilgert sind. Im Uebrigen ist das Leben und Treiben im edlen Mekka, wie in anderen Städten von religiöser Bedeutung grundverdorben und höchst lüderlich. Inbrünstige Gebete wechseln mit lasterhaftesten Ausschweifungen jeder Art und in der nächsten Umgebung des Gotteshauses sollen Orgien begangen werden, die jeder Beschreibung spotten. Dies ist übrigens nicht nur in Mekka der Fall; ich hatte Gelegenheit, in einigen berühmten persischen Wallfahrtsorten mich persönlich von diesen heillosen Zuständen zu überzeugen. Die Extreme berühren sich, könnte man auch diesbezüglich sagen, denn größere Schandpfähle der Immoralität als z. B. Meschhed und Kum in Persien, sind kaum anzutreffen.

Wir haben bis jetzt von zwei Momenten der großen Pilgerfahrt gesprochen; es erübrigt nun noch die Schilderung des dritten, sozusagen des Schlusses des Ganzen, nämlich die Wallfahrt auf den Berg Arafa oder Arafat, wie die Türken sagen. Hier wird nämlich am 9. des Monates Zil-Hidsche eine Predigt gehalten, die bei der ungeheuren Masse der Zuhörer wol den Wenigsten zu Gehör kommt, der aber jeder Pilger beizuwohnen verpflichtet ist. Schon zwei Tage vorher eilen Tausende und aber Tausende im Ihram gehüllte Pilger durch das nördliche Thor Mekkas diesem höchstens einige hundert Fuß hohen Hügel zu. Schon am 7. und 8. erwähnten Monates ist das Gewühl um den Zil-Hidsche ein außerordentliches, die ganze Lehne des nackten Gesteines ist wie mit Menschen besäet, und um den 9ten Tag in Fröhlichkeit abwarten zu können, hat man Kaffeehäuser, Barbierstuben und Belustigungen aller Art improvisirt. An diesem Tage drängt sich schon bei Sonnenaufgang Alles im buntesten Gewirre an den Hügel heran, um zu dem auf der Spitze des Hügels stehenden Prediger eine möglichst nahe Stellung einzunehmen. Keine kleine Aufgabe fürwahr! be-

sonders unter den sengenden Sonnenstrahlen Arabiens und in den erbärmlichen Ihram gehüllt; diese Tour kostet denn auch so Manchem das Leben, der dafür aber auch, in den Augen der Gläubigen als Märtyrer gilt, dessen Seele direct in das Paradies aufsteigt. Uebrigens muß der Anblick dieses menschenbedeckten Hügels an jenem Tage unstreitig höchst imposant sein. Tausende von Augen sind auf den Prediger gerichtet, und so oft dieser im Eifer des Gebetes seine Hände gen Himmel erhebt, so oft bewegt sich der ganze Menschenkoloß auf den Abhängen einer sich hebenden ungeheuren Meereswoge gleich und schickt ein dröhnendes Lebeik! Lebeik! zum Himmel. Diesmal ist das Lebeik auch am Orte, denn es ist die Wiederholung des berühmten Wortes Abrahams, als der Patriarch dem göttlichen Willen willfahrend, seinen Sohn zum Opfersteine führte.

Ist die Predigt zu Ende, eilt Alles wie besessen den Berg hinab. Diese Eile ist vorschriftsmäßig und es entwickelt sich eine wahrhaft furchtbare Scene, wenn die Tausende Menschen, beritten und zu Fuß, über Stock und Stein, über Zeltstricke und Zeltpflöcke im Dunkel der Nacht oder beim matten Scheine einzelner Fackeln die Abhänge des Arafats im wilden Sturmlaufe hinabjagen. Beim ersten Haltorte dieser infernalen Laufübung wird ein Gebet verrichtet, man umarmt und gratulirt sich zu der Würde eines Hadschi, die man von diesem Augenblicke als erlangt betrachtet. Beim Aufbruche von dieser Station muß jeder Hadschi sieben Steine hinter sich werfen, die dem Satan gelten, der Abraham verleiten wollte. Sehr häufig fliegen diese Steine statt an den Satansschädel harmlosen Pilgern an den Kopf, woraus sich dann heftige Schlägereien als Schlußscene des heiligen Actes entwickeln. Endlich wird im Thale Mina, zum Andenken an Abrahams Opfer, ein Thier geschlachtet. Aermere begnügen sich mit einem Lamme oder Schafe, Reichere bringen Kameele dar und die Zahl der Opferthiere beläuft sich nicht selten auf mehrere Tausende. Vom Verzehren des Fleisches sehen die Opferer weit ab, und da der größte Theil desselben ad majorem Dei gloriam unter der glühenden Sonne Arabiens zurückgelassen wird, so entwickelt sich in dieser verpesteten Luft der erste Keim der Cholera, die Tausenden von Pilgern den Geleitschein in die Ewigkeit ausstellt, und von ihnen,

trotz der in neuester Zeit seitens der Cholera-Commission getroffenen strengen Maßregeln, auch nach Europa übertragen wird. — Nach Beendigung dieses dritten Actes der Wallfahrt packen die Pilger ihre Zemzemwasser und sonstigen Souvenirs eiligst zusammen, um leichten Herzens und mit noch leichterem Säckel der Gottesstadt den Rücken zuzuwenden, während es in Mekka, ungefähr wie in Karlsbad nach Ablauf der Kurzeit, recht lebhaft und fröhlich hergeht. Devote Gottesdiener, Brunnenhüter, Quartiergeber, Krämer, Gastwirthe, Kaffeehausbesitzer, Gaukler und Hetären addiren den Ertrag der Saison. An den lieben Herrgott, an den schwarzen Stein, an Arafat und Zemzemwasser wird am allerwenigsten gedacht, wohl aber an die kommende Saison, und der Scherif von Mekka, dieser leibselige Abkömmling des Propheten, ordnet sogar zu gewissen Zeiten Gebete an, um einen recht zahlreichen Besuch frommer Pilger von Allah zu erflehen.

Und die Pilger! Sie treten die lange, mühsame Heimreise wol noch in heiterer Stimmung an. Auf dem Rückwege wird von dem vermeinten Wohnhause Mohammeds ein wenig Staub in einem Seidensäckchen mitgenommen. Dieses „Chaki mubarek“ (gesegnetes Ende) soll sich als sicherstes Heilmittel gegen jede Augenkrankheit bewähren. Ich hatte seinerzeit ebenfalls ein solches Säckchen in meinem Gürtel, konnte es jedoch nie über's Gewissen bringen, einem leidenden Menschen derartig Sand in die Augen zu streuen, wie meine Gefährten es thaten. Im Allgemeinen geht die Heimreise viel schneller vor sich. Die Hoffnung des freudigen Wiedersehens der Seinigen belebt die ermatteten Glieder und läßt alle Reisebeschwerden geduldig ertragen. Die Belohnung, welche der Heimkehrenden wartet, ist aber auch der ausgestandenen Qualen und Drangsale würdig. Verwandte und Freunde gehen ihnen mehrere Tagereisen weit entgegen und an ihren Einzug in den Heimathsort knüpfen sich mancherlei Feierlichkeiten. Im Triumph trägt sie eine jubelnde Menge durch die Straßen, Alles drängt sich heran, sie zu sehen, ihre Kleider zu berühren, in der Hoffnung, ein Atom des Staubes aus der heiligsten aller Städte zu erhaschen, und wenn ich mich recht erinnere, repräsentirt die Umarmung und der Bruderkuß des eben angekommenen Hadschi's ein Zwanzigstel des Verdienstes der ganzen gottgefälligen That. Der Titel Hadschi, der

auf dem Petschaftring, sowie später auf dem Grabstein prangt, umgiebt die betreffende Persönlichkeit mit einem Lichtkreise der Verehrung und Achtung. Jeder Hadschi wird zum Patricier, spielt in der Gemeinde eine leitende Rolle und ist hierdurch mehr als jeder Andere gegen die Tyrannei der Obrigkeiten geschützt. Und diese Bevorzugung ist nicht ohne Berechtigung, denn wer auf eine jahrelange Reise sich begiebt, viele fremde Länder und Nationen kennen lernt und die mannigfachsten Erfahrungen sammelt, ist einer höheren Stellung unter seinen Mitbürgern nicht unwürdig. Aber auch für Verbreitung der Kenntniß des geistigen und sittlichen Lebens der Völker des Orients sind die Pilgerfahrten von Werth, sie haben von jeher die Communication der meisten Bewohner Asiens und Afrika's vermittelt und sozusagen einen jährlichen Congreß der Bekenner des Islam geschaffen.

— — — — — —

Mekka und Medina ist weit entlegen, die Reisekosten dahin, ob zu Wasser oder zu Lande, sind beträchtlich und die Zahl der auf den Stock und Bettelsack sich stützenden Pilger stellt sich verhältnißmäßig gering heraus; da aber die ganze Welt reisen, d. h. pilgern will, so strebte der fromme Sinn, auch in den von Arabien entlegenen Gebieten anregende Wallfahrtsorte ausfindig zu machen. Die Auffindung heiliger Gräber war zu keiner Zeit und in keiner Religion mit besonderen Schwierigkeiten verbunden. Der Moslime sieht im nächtlichen Dunkel eine Feuersäule, der Christ ein Madonnenbild erstrahlen, hier glorificirt sich ein Lourdes, dort ein Imamzade N. N., und da die Priester, ob im Osten oder Westen, dafür Sorge tragen, daß solche Wunderstätten besucht und gewürdigt werden, so hat es auch zu allen Zeiten und bei den meisten Secten der Islamwelt an heiligen Gräbern nicht gemangelt. Es ist nicht unsre Aufgabe, von diesen Gräbern ausführlich zu berichten, obwol in den zahlreichen „Teskerei“ Ewlia (Geschichte der Heiligen) ein recht ergiebiges Quellengebiet zur Verfügung stünde; wir wollen hier nur darauf hindeuten, daß es nächst Mekka und Medina genug Wallfahrtsorte giebt, die in hohem Rufe stehen. Zu diesen gehören in dem östlichen Sunnitengebiete die Gräber des heiligen Apak in Kaschgar,

Ahmed Jessewi's in Turkestan und Bahaeddin's in Bochara. Die schiitische Welt hat ihr Meschhed, Kum und Kerbela. Letztere drei wurden mehr aus ökonomischen als religiösen Rücksichten zu heiligen Märtyrern erhoben. Einige kluge Fürsten Iran's nämlich, wollten gegen den jährlichen Abfluß so vielen Geldes nach Arabien einen Damm errichten und creirten zur Bequemlichkeit ihrer devoten Unterthanen drei nationale Heilige, deren Verehrung sich denn auch dem Nationalcultus wie der National-Oeconomie recht einträglich erwies. Die Pracht und der Reichthum dieser drei schiitischen Wallfahrtsorte ist oft beschrieben worden; ich schilderte sie in „Meine Wanderungen in Persien," und da ich nicht bloß als Besucher, vielmehr als Pilger an einigen solcher Stätten mich aufgehalten, so kann ich bestätigen, daß die Wallfahrer nach Kum und Meschhed in scheinbarer Andacht, Begeisterung, ja Zerknirschung den Medina-Pilgern nur wenig nachstehen. Die Ruhestätten der schiitischen Heiligen in ihrer blendenden Pracht, mit Gold, Silber und Edelsteinen überladen, reißen den schlichten Beschauer zu staunender Bewunderung hin. Zumeist sind die Schmuckgegenstände fromme Spenden, womit man, wie bei irdischen Großen, die himmlischen wohlwollend zu stimmen gedachte. Sagt ja selbst das Sprüchwort: „O Derwisch, o Heiliger, ohne Geld bist Du selbst im Himmel ein armer Kauz". Schon als Bauwerke sind diese Gräber imposant. Die Kuppel der Moschee Imam Riza's in Meschhed ist mit einem mehrere Centimeter dicken Goldbleche überzogen, das in den Strahlen der auf- und untergehenden Sonne wunderbar erglänzt, sogar die ganze Außenmauer eines Minarets ist mit dickem Goldblech belegt und das Gitterwerk des Grabmals sowol in Meschhed wie in Kum besteht aus massiven Silberstäben mit massiven Goldornamenten. Durch gewaltige, mit dicken Silberplatten überzogene Thore betritt man das Innere dieser Grabmäler, in denen sich ein fabelhafter Glanz entfaltet; hunderte von Nischen, mit bunten Reliefs und Arabesken in herrlichen Farben geschmückt, ziehen sich um die Ruhestätten, die Wände sind mit azurblauen Emails auf Goldgrund geschmückt und es ist begreiflich, daß der arme moslimische Pilger, wenn er in diese Hallen tritt, bestrickt von dem die heilige Persönlichkeit umgebenden Reichthum und Glanz, sich von deren göttlichen Eigenschaften um so mehr hinge-

rissen fühlt. Der Anblick der sich um die silbernen Gitterstäbe des einen oder andern Grabes drängenden Pilger, ihr Schluchzen, Weinen und Schreien beim Ablesen der Gebete von den ausgehängten Tafeln, die angstvolle Begier, mit der die des Lesens Unkundigen die Worte aus des Mollahs Munde haschen, wird mir unvergeßlich bleiben. Ich sah Thränenströme über Kinderwangen, über kohlschwarze und schneeweiße Bärte fließen; ich war Augenzeuge, wie selbst Frauen mit gewaltigen Brustschlägen, die in der Wölbung wiederhallten, das reuige pater peccavi anstimmten. Kein Zweifel, es lag der tiefen Zerknirschung echte Frömmigkeit zu Grunde. Doch, warum sollte ich es verheimlichen? Ich habe auch viel Heuchelei, viel Lug und Trug an diesen moslimischen Andachtsorten gefunden. Es war in Meschhed, wo ein des Lesens unkundiger Pilger, ein echter Geizhals, dem das Honorar an die officiellen Grabwächter für die Vorlesung zu hoch schien, sich von mir diesen Gefälligkeitsdienst erbat. Er stellte sich neben mich, und ich las ihm gewissenhaft die betreffenden Koran-Suren und arabischen Gebete vor. Anfangs stotterte er Einiges nach, doch gar bald hörte ich hinter meinem Rücken folgenden Dialog: A. „Mehr als fünf Ducaten ist der Gaul doch nicht werth". B. „Beim heiligen Abbas! ich habe selber zwölf Dukaten dafür gegeben," u. s. w. Indignirt wandte ich mich um und sah meinen zukünftigen Meschhedi mit einem Bekannten in einen Roßhandel vertieft — eigenartige Beschäftigung eines Pilgers am Grabe des heiligen Imam Riza.

Aehnliches ließ sich von Kum, dem Frauen-Wallfahrtsorte par excellence behaupten. In dieser Stadt ruht nämlich unter vergoldeter Kuppel eine Schwester des Aliden-Märtyrers Imam Riza, Namens Fatima, gewöhnlich Meessume-i Fatima (die unbefleckte Fatima) genannt. Eine Berührung ihres Sarkophages ist nach der Tradition hinreichend, um unfruchtbare Frauen (in Persien ist Unfruchtbarkeit schreckliches Unglück) fruchtbar zu machen, verlorene Liebe wieder zu gewinnen, Körperreize niemals welken zu machen und was noch mehr, jenseits für begangene Untreue unbestraft zu bleiben. Ueber eine halbe Meile im Umkreise erstreckt sich ein Riesen-Friedhof rings um diese Ruhestätte der heiligen Mohammedanerin. Auf diesem Friedhofe liegen

Frauen aus den entferntesten Gegenden Irans begraben, wahrscheinlich sündige Seelen, die, der schweren Schuld des Ehebruches sich bewußt, am Tage der Auferstehung unter unmittelbarer Leitung der Unbefleckten vor dem Gottesgericht erscheinen wollen. Und Messumeï Fatima trägt vielleicht die Schuld, daß die holden Töchter Kums heutzutage von weiblicher Treue so leicht abgeleitet werden können, denn keine Stadt Persiens ist mir bekannt, in der es der feilen Dirnen so viele giebt, als eben in Kum, in diesem Andachtsorte der Frauen. Der Ruf dieser leidigen Zustände ist in die Ferne gedrungen, und dennoch pilgern Jahraus Jahrein Tausende von Frauen zu diesem geheiligten Damenschrein, ja sogar die Fürstinnen der jetzigen Dynastie haben unter dieser vergoldeten Kuppel ihr Mausoleum errichtet. Sogar zwei Kadscharen ruhen darin; sie waren große Damenfreunde im Leben, der eine, Feth-Ali Schah, hatte 800 angetraute Frauen — kein Wunder, daß er selbst nach dem Tode in Frauengesellschaft ruhen wollte.

Nächst Meschhed und Kum, wendet sich der Blick der schiitischen Iranier mit besonderer Vorliebe nach Kerbela und Nedschef, wo der große Ali und sein Märtyrerkind Hussein begraben liegen. Der Weg zu diesen heiligen Städten führt durch feindliches Sunnitengebiet und ist überdies von räuberischen Beduinen bedroht. Dahin zu gelangen ist daher äußerst gefahr- und mühevoll, doch was unternimmt der Schiite nicht für seine Glaubenshelden, die, verrathen und gepeinigt, unter Mörderdolchen, unter den Todesqualen des Durstes inmitten einer Sandwüste ihr Leben für den Schiaglauben hingegeben! Eine Reise in die von Bagdad südlich liegende Steppe gilt daher für besonders verdienstvoll und wer dahin gewallfahrtet, erfreut sich des Prädicates „Kerbelai“, während die Besucher Meschheds „Meschhedi“ heißen. Von 50 wallfahrtslustigen Persern gehen höchstens fünf nach Mekka, alle Uebrigen kommen an den letzgenannten Orten ihrer Pilgerpflicht nach, und wem es nicht gelang, bei Lebzeiten zu ihnen zu gelangen, der läßt sich als Leiche dahin transportiren. Alles will pilgern und reisen, und man irrt nicht, wenn man dieser unbändigen Pilger- und Reisewuth des Persers seine geistige Rührigkeit und seine bedeutende Ueberlegenheit über seine Glaubensgenossen zuschreibt.

Derwische.

Dem mit Vorliebe zu Ueberschwänglichkeiten sich hinneigenden Naturell des Orientalen mußte gleich anfänglich eine mit tiefen Geheimnissen und seltsamen Formalitäten verbundene Gotteslehre weit besser behagen, als das trockene, wenn auch noch so sehr überführende Wort. Dem Ordenswesen und seinen Repräsentanten trug das Volk schon früh Liebe und Bewunderung entgegen, während es den Priestern und Theologen nur Achtung zuwandte, daher der beständige und seit Jahrhunderten mit Vehemenz geführte Kampf zwischen Ulema's und Derwischen, ein Priesterkampf, von dem auch die Geschichte des Christenthums viel mehr erzählen könnte, hätten die frommen und speculativen Kirchenväter nicht rechtzeitig die Mönche unter ihren Schutz und ihre Botmäßigkeit gestellt und sich ihrer als gefügige Werkzeuge bedient. Daß der religiöse Sinn der Moslimwelt eine derartige Richtung genommen, darf kaum überraschen; man muß eben den Derwisch in seinem Anzuge, von dem jeder einzelne Theil, ja jeder Knopf einen Gedanken symbolisirt, man muß ihn in seinem Gottesdienste, bei dem das Springen, Hüpfen, Tanzen und Sichkreiseln Verkörperungen seiner vom Feuer der Gottesliebe erhitzten Phantasie vorstellen sollen, gesehen und kennen gelernt haben, um zu begreifen, daß ein solcher Mensch und ein solches Treiben dem exaltirten Ideengang der Orientalen vollkommen zu entsprechen vermag. Der fromme Gottesmann im Abendlande begnügt sich mit einem inbrünstigen Gebete an seinen Schöpfer, er will von Ehrfurcht und Liebe gegen Gott erfüllt sein und trachtet, diese Gesinnungen immer tiefere Wurzel in seinem Herzen schlagen zu lassen. Dem Morgenländer dünkt ein solches Gebahren zu kalt, zu oberflächlich, er will die Gottesverehrung in

Ekstasen, in frenetischen Ausbrüchen kund geben, er will sinnlos werden und sieht in dem vom Körper zeitweilig getrennten Geiste den besten Weg für das Geschöpf, sich dem Schöpfer zu nähern und am allersichersten mit der Gottheit in Berührung zu treten. Dieses und Nichts Anderes schien mir die Grundbedeutung des Derwischenwesens zu sein, jenes sonderbaren Zuges im Sittenbilde des Orients, an dessen Schilderung sich schon so manche treffliche Feder erprobt hat, und da ich selber eine Zeit lang einem der Orden angehörte, so will ich von theoretischen Erörterungen absehen und eine Portraitirung der Derwische versuchen.

Bemerkst Du, lieber Leser, jenen Mann dort im Kreise einer Gesellschaft, dessen Kleidung von der seiner Gefährten absticht, dessen stierer Blick und nervöses Gebahren einen unheimlichen Eindruck macht, dessen Gesticulationen während des Sitzens, Gehens oder Stehens an die eines Geisteskranken erinnern, — es ist ein Derwisch, eine getreue Personification all jener Absonderlichkeiten, die nur die erhitzte Phantasie des religionsbegeisterten Asiaten hervorzubringen im Stande ist. Sein polnischer oder rundgeformter Hut ist entweder aus Filz, aus den Haaren eines Opferkameels oder Opferschafes bereitet, oder aus Tuch und in diesem Falle aus drei Lappen zusammengenäht. Diese Tuchkappe, in der Regel von rother Farbe, trägt in schwarzen Stickereien einige beliebte Verse des betreffenden Ordens oder einzelne Buchstaben und Worte mystischen Inhaltes; sie ist am Rande mit einer Fransenbordure versehen, weniger zum Schutz gegen Sonnenstrahlen, vielmehr um das Aufwärtsblicken zu verhindern, denn der Blick des Erdgeborenen soll stets auf der Erde haften. Ist der Derwisch im Range vorgerückt, was sich bei den verschiedenen Orden in verschiedenen Zeiträumen vollzieht, so wird ihm seitens seines geistlichen Oberhauptes (Pir) gestattet, den Hutrand mit einem in Windungen gelegten Tuche zu umkleiden. Diese zwischen 5 bis 9 variirenden Windungen heißen „Terk", der Wortbedeutung nach Verlassen und sollen symbolisch jede Handlung bezeichnen, mittelst welcher gewisse irdische Leidenschaften gebannt, richtiger gebunden werden. Bei der ersten Windung z. B. sagt der Derwisch: „Hiermit binde ich Eigenliebe"; bei der zweiten: „Hiermit binde ich Habsucht"; bei der dritten: „Hiermit binde ich Zorn" u. s. w., und wer in den neun Windungen

des Turban die neun Hauptleidenschaften gefesselt hat, glaubt fest, gegen jegliche Sünde gefeit zu sein. Die Derwischauffassung des Turbans ist von der etwas mehr poetischen Auslegung der Molla's bedeutend verschieden. Letztere wollen im Turban das Leichentuch erblicken, das der Gottesmann als stetes memento mori auf sich herumtragen muß. Der gewöhnliche Moslime trägt Leinwand von 2 bis 3 Leichentuchlänge, der Fromme aber von 7 Längen, und da ich seinerzeit als einer der Letzteren galt, so kann ich mich nicht mit sonderlichem Vergnügen an die Anfangs ungewohnte Kopfbedeckung erinnern.

Zur Derwisch-Garderobe gehört neben dem Kulah (Hut) auch der Chirka (Mantel). Dieses Kleidungsstück darf aus einem Stück bestehen, doch ist es gottgefälliger, wenn es aus mehreren buntscheckigen Lappen zusammengestoppelt ist. Die Lappen müssen in bunter Unregelmäßigkeit, einer über den andern gelegt und mit grobem Spagat oder dickem Zwirn und mit großen Stichen aneinander genäht sein, und um diesem Chirkaï-Derwischan das vollkommenste Bild eines Bettlerkleides zu verleihen, darf das untere Ende weder eingesäumt, noch gerade geschnitten werden, sondern muß zickzackartig und in langen Fetzen herabhängen. „El fakru fachri" (die Armuth ist mein Stolz), hat der Prophet gesagt, der Prophet, von dem der böse Leumund erzählt, er habe enorme Schätze besessen, und wie er, so handeln und sprechen auch seine Jünger. Ich war einst Gast eines Ordensoberhauptes in Mittelasien, der, obwol Besitzer mehrerer Häuser und Güter, ebenfalls ein Chirkaï-Derwischan trug, mit Fetzen und Zacken aller Art, aber nur von innen, der äußere Theil bestand aus feinem Atlas, und er wendete dies Kleidungsstück je nach Belieben und Nothwendigkeit. Einige Orden tragen als Oberkleid einen Rock ohne Aermel, das Hajdari genannt wird. Hajdar ist bekanntlich ein Beiname Alis, der schon ein solches Kleid getragen haben soll. Bisweilen hat dies Hajdari verschiedenfarbige Streifen, oft bis 12, mit welchen auf die 12 Imame hingedeutet werden soll. Ein in Indien existirender Orden benutzt als Oberkleid ein Tiger- oder Leopardenfell, doch darf dieses nicht über andere Kleider, sondern soll auf dem nackten Leibe getragen werden und nach ritueller Vorschrift die ganze Garderobe dieser sauberen Gottesmänner bilden.

Eine nicht unbedeutende Rolle spielt der Kemer (Gürtel); er heißt entweder Taibend, wenn er aus einem Wollstoff besteht, oder Kamberie, wenn er aus mehrfarbigen Knotenstricken verfertigt ist. Mit einem dieser Knoten Dil-Bagi (Zungen-Knoten) soll die böse Rede, mit dem sog. Bel-Bagi (Lendenknoten) die fleischliche Lust gebunden werden. Hinsichtlich des letztern Gebots hat der Gürtel eine große Wichtigkeit, da Lende und Virilität identisch sind, daher: „er ist meinen Lenden entsprungen“, nach biblischer Schreibart, oder wie die Türken sagen: Lendenerkühlung (Gonorhoe). Dieser Gürtel wird bisweilen durch eine Schnalle befestigt, in der sich ein großer Stein mit der Bezeichnung Kanaad-taschi (Zufriedenheitsstein) befindet, zur Erinnerung an die Steine, welche arme Derwische zur Stillung des Hungers bei sich tragen. Als Seitenstück zu dem oben erwähnten Humbug mit dem Bettlermantel sah ich Derwische, die sich an lucullischen Mahlzeiten sättigten und dennoch die Steinchen im Gürtel um keinen Preis der Welt hergegeben hätten. Uebrigens hat es mit den Steinen im Gürtel auch noch eine andere Bewandniß. Wenn nämlich der Name Gottes 1001 Mal hergesagt werden muß, geschieht dies zumeist in Gesellschaft von sechs oder zehn Derwischen, von denen Jeder 25 Steinchen im Gürtel trägt, die er vor sich hinlegt, und, um sich im Zählen nicht zu irren, bei jedesmaliger Recitation ein Steinchen bei Seite legt. Hat nun in einer Gesellschaft von zehn Derwischen ein Jeder seine 25 Steine viermal abgeplappert, so ist die Zahl 1000 erreicht. Zu erwähnen ist noch, daß der Gürtelstein bei dem Orden der Begtaschi den Namen „Peleng“ (Leopard) führt und siebeneckig ist, eine Anspielung auf die 7 Himmel und 7 Erden, 7 Seen und 7 Planeten. Bei gewissen Gelegenheiten pflegt der Scheich dieses Ordens einen solchen Gürtel siebenmal an- und abzulegen, wobei er zu sagen hat:

1) Ich binde Kargheit und löse Großmuth,
2) Ich binde Zorn und löse Sanftmuth,
3) Ich binde Geiz und löse Frömmigkeit,
4) Ich binde Unwissenheit und löse Gottesfurcht,
5) Ich binde Leidenschaft und löse Gottesliebe,
6) Ich binde Hunger und löse geistige Sättigung,
7) Ich binde Teufelei und löse Göttlichkeit.*

* Siehe The Derviskes by J. P. Brown. London 1868. Seite 146.

Um von der Derwischtoilette ein möglichst vollständiges Bild zu geben, sei noch der „Tadsch“ (Krone), wie die Kappe des Scheich genannt wird, gedacht. So wie man Schah und Kedah (Fürst und Bettler) als die beiden Extreme der Gesellschaft häufig gegenüberstellt, so ist auch Derwischkrone und Fürstenkrone eine sehr beliebte Parabel. In Ersterer spiegelt sich das Non plus ultra der Weltverachtung, in Letzterer das Maximum irdischer Größe, und da in Erwägung der Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes und der Wandelbarkeit des Schicksals der Bettler seiner Mütze sich eben so wenig zu schämen braucht, wie der Fürst stolz auf seine Krone sein darf, so soll zwischen beiden eine Art Parität existiren, und sie existirt auch in der That, denn der Derwisch hat das Recht, gerade auf den Fürsten zuzugehen und selbst ohne Einladung an seiner Seite Platz zu nehmen.

Der Derwisch muß gewisse Geräthschaften oder Attribute, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit sich führen, die ihm theils als unentbehrliches Vade-mecum, theils als symbolisirte Werkzeuge dienen. Es sind dies 1) die Teber, die Hacke, ein förmliches Beil mit kurzem Schaft, das mit mystischen Inschriften versehen ist und zur Bekämpfung der Leidenschaften dienen soll, die dem Gottesschwärmer auch in körperlicher Form vorschweben, so daß er in ekstatischem Zustande herumfuchtelnd anruft: „Jetzt habe ich dieses oder jenes Laster, diese oder jene Leidenschaft erschlagen.“ 2) Tesbih, der Rosenkranz, aus 99 Körnern bestehend, welcher stets im Gürtel herumgetragen werden muß. Diese 99 Körner repräsentiren nach moslimischer Anschauung folgende 99 Eigenschaften Gottes:

1) Gott.
2) Gnadenvoller.
3) Barmherziger.
4) Heiliger.
5) Besitzer.
6) Erlöser.
7) Glaubensspender.
8) Beschützer.
9) Erhabener.
10) Gewaltiger.
11) Ansehen-Verleiher.
12) Schöpfer.
13) Beleber.
14) Formgeber.
15) Vergebender.
16) Reicher.
17) Spender.
18) Ernährer.
19) Oeffner.
20) Allwissender.
21) Hinaufziehender.
22) Erfreuer.
23) Bezähmer.
24) Erhöher.
25) Beehrer.
26) Der Alles Bestattende.
27) Der Hörer.
28) Der Seher.
29) Der Richter.
30) Der Gerechte.
31) Der Anmuthsvolle.
32) Der Benachrichtigte.
33) Der Milde.
34) Der Große (azim).
35) Der Mitleidige.
36) Der Dankbare.
37) Der Hohe.

38) Der Große (kebir).
39) Der Beschützer.
40) Der Versorger.
41) Der Rechenschaft-Führer.
42) Der Glorreiche.
43) Der Huldvolle.
44) Der Beobachtende.
45) Der Gebete-Empfänger.
46) Der Ausgedehnte.
47) Der Urtheilfäller.
48) Der Liebende.
49) Der Erhabene.
50) Die Ursache aller Existenz.
51) Der Bekenner.
52) Der Wahre.
53) Der Verschaffer.
54) Der Starke.
55) Der Solide.
56) Der Freund.
57) Der Preiswürdige.
58) Der Berechner.
59) Der Beginner.
60) Der Erwecker.
61) Der Beleber.
62) Der Tödter.
63) Der Ewige.
64) Der ewig Währende.
65) Der Erfinder.
66) Der Glanzvolle.
67) Der Einzige.
68) Der Unvergängliche.
69) Der Machtvolle.
70) Der Macht-Verleihende.
71) Der Vorangehende.
72) Der Folgende.
73) Der Erste.
74) Der Letzte.
75) Der Sichtbare.
76) Der Verborgene.
77) Der Beherrscher.
78) Der Allerhöchste.
79) Der Wohlwollende.
80) Der Neue Erweckende.
81) Der Rächer.
82) Der Vergeber.
83) Der Gütige.
84) Herr des Besitzes.
85) Herr der Würden und Ehren.
86) Der Zurechtmacher.
87) Der Gestaltende.
88) Der Reiche.
89) Der Bereichernde.
90) Der Verhinderer.
91) Der Beschädiger.
92) Der Nutzbringende.
93) Das Licht.
94) Der Führer.
95) Der Beginnende.
96) Der Beendende.
97) Der Erbe.
98) Der Leiter.
99) Der Geduldige.

Das dritte Geräth ist der Kamm Schane oder Tarak, mit welchem bei einigen Orden das lang herabwallende Kopfhaar rituell gekämmt werden muß; langgewachsenes Haar gilt als Zeichen der Lossagung von der Welt. Der Kamm, vom Ordens-oberhaupt zu einer gewissen Zeit dargereicht, ist eine Art Talisman, eine Art geistiges Medium; oft staunte ich, wenn dieses aus Buxbaum gefertigte und recht schmutzige Toilettenstück mit Devotion an die Lippen geführt und geküßt wurde. 4) Asa oder Tekie, ein kurzer, oben mit einem Halbmond versehener Stab, der bei gewissen Posituren dem Arm als Stütze dient, vornehmlich beim Genusse der Narkotika; doch auch dann kann ihn der Gottesmann nur kurze Zeit gebrauchen, denn vom tödtlichen Gifte überwältigt, stürzt er sammt seinem Tekie gar bald zu Boden. 5) Keschkul, die Bettlerschaale, in Form einer halben Kokosnuß oder eines halben Kürbisses, die, an einer Kette befestigt, auf Reisen über den Rücken geschlagen, sonst aber in der Hand getragen wird. Man bewahrt darin die zusammengebettelten Speisen, süß und

sauer, warm und kalt, flüssig oder trocken, ein allerdings nicht sehr appetitliches Tutti-frutti. Endlich 6) der vom Gürtel herabhängende Kratzer, Kaschack, in Form eines nicht hohlen Löffels, dessen Rückseite quer übereinanderlaufende Einschnitte hat und dazu dient, sich von gewissen unliebsamen Parasiten, von denen der wandernde Derwisch besonders heimgesucht wird, zu befreien.

— — — — — —

„Gottes Wege sind mannichfaltig, und wie verschieden sie auch sein mögen, immer sind sie gut und heilbringend, vorausgesetzt, daß sie zu ihm führen.“ Auf diesem Princip beruhen die verschiedenen Orden, Tarik, der Wortbedeutung nach „Wege“, daher gelten sie auch sämmtlich einander gleich nach Verdienst und Werth, und in der That hört man höchst selten, einen Orden über oder unter den andern stellen. Im Allgemeinen rechnet man 36 Hauptorden, unter denen die Nakischbendi's in Mittelasien, die Nimet-Ullahi und Hajderi in Indien und Persien, die Kaderi, Rufai, Dschelweti, Chalweti, Saadie, vorzüglich aber die Mewlewis im ottmanischen Staate, sich besonderer Berühmtheit erfreuen.

Die Aufnahme-Ceremonien in den Verband einer Bruderschaft variiren bei den verschiedenen Orden. So wird bei den Bektaschi's der Novize beinahe gänzlich entkleidet und in einer dazu bestimmten Halle dem Scheich vorgeführt. Einen groben Strick um den Hals, erscheint er in Begleitung zweier geistlicher Dolmetscher vor einem aus zwölf Beisitzern — eine Anspielung auf die 12 Imame — von denen jeder ein brennendes Licht vor sich stehen hat, gebildeten Ordens-Capitel. Man führt ihn zu dem „Mejdantaschi“, einem zwölfeckigen in der Mitte der Halle befindlichen Stein, auf welchen er mit gekreuzten Armen, wobei die Hände auf die Schulter fallen müssen, Platz nimmt. Dabei muß er das Haupt stark gegen die rechte Schulter hinabbeugen, mit einem Worte eine Positur einnehmen, die am Deutlichsten vollste Ergebenheit ausdrückt, bevor seine Aufnahme erfolgt. Bei anderen Orden, z. B. bei den Mewlewis, muß der Novize, nachdem er sich einen Murschid (geistigen Wegweiser) gewählt hat, 1001 Tage lang die niedrigsten Hausdienste verrichten. Wieder andere Novizen müssen oft acht bis zehn Monate lang bei kärglichster Kost dem üblichen Gottesdienste obliegen. Man erzählte mir von Leuten, die es so weit bringen, ihre tägliche

Nahrung auf zwei Oliven zu beschränken und während dieser schrecklichen Kasteiung des Körpers oft stundenlang Gebete recitiren. Diese mühevollen Noviziate endigen nicht eher, bis das zum Skelett abgemagerte Individuum von Visionen und nächtlichen Träumen berichten kann, in denen ihm längst heimgegangene Persönlichkeiten oder der Prophet selbst erschien. So weit mir bekannt, treten diese Visionen schon in der ersten Woche ein; doch das mohammedanische Ordensgesetz will keine dickwanstige Pfaffen, und da man die Aechtheit dieser Visionen nur nach lang erlittenen Qualen anerkennt, so wagt es der Noize gar nicht, damit gleich anfangs herauszurücken. Den moslimischen Ordensbrüdern ergeht es im Allgemeinen, was ihre materielle Lage anbelangt, keineswegs so gut, wie ihren Standesgenossen im christlichen Westen. Obzwar fromme Menschen in früherer Zeit für die Errichtung von Tekkie's (Klöster) und Kalenter chane's (Herbergen für wandernde Derwische) Sorge trugen und diese bisweilen mit Legaten bedacht werden, so sind die Dotationen doch keineswegs ausreichend, den Kloster-Insassen eine sorgenlose Existenz zu gestatten. Ueberdies ist das Betteln fast durchgängig principiell verboten, und selbst im äußersten Nothstande darf der Derwisch ein Geschenk nur nach Darreichung eines Gegengeschenkes annehmen, daher begegnet man im Osten sehr häufig Bettler-Derwischen, die auf einer Tasse Zahnstocher darbieten, eine Umgehung des Ordensgesetzes, ähnlich wie Londoner Bettler mit dem Zündhölzchenhandel die strengen Polizeiverordnungen umgehen. Befremdend ist und bleibt der Umstand, daß bei alledem dieser Stand im mittleren und östlichen Theil der Moslimwelt so viele Anhänger zählt; diese auffällige Erscheinung läßt sich nur aus der orientalischen Genügsamkeit, gepaart mit einem unbesieglichen Hang zur Indolenz erklären. Man läßt sich Haar und Bart wachsen, legt ein zerissenes Kleid an, behängt sich mit einem Keschkul und kann alsdann ungehindert, selbst ohne einen Pfennig in der Tasche, von einem Ende des weiten Gebiets zum andern ziehen — allerdings kein zu verachtender Vortheil für unverbesserliche Vagabunden! Doch dies hat nur auf wandernde Derwische Bezug, der ansässige Derwisch ist berufen, durch Erfüllung seiner Pflichten eine bedeutende Lücke im geistigen Leben der Morgenländer auszufüllen. Doch worin besteht die Pflicht des

Derwisches? Da die Grundpfeiler seiner Existenz und die Hauptaufgabe seines Lebensberufes in der steten Anbetung und Verherrlichung Gottes gipfeln, so ist es die Pflicht jedes Ordens und jedes einzelnen Mitgliedes desselben, eine gewisse Tageszeit im Hersagen der mysteriösen Namen (Telkin), richtiger der sieben Attribute Gottes, als:

1) La illaha il Allah! (Es giebt keinen Gott außer Allah)
2) Ja Allah! (O Gott)
3) Ja Hu! (Er allein ist es und kein Anderer)
4) Ja Hakk! (O Gerechter)
5) Ja Haj! (O Lebender)
6) Ja Kajjum! (O Bestehender)
7) Ja Kahhar! (O Rächer)

zuzubringen. Zu diesem Behufe werden vom Oberhaupte des betreffenden Ordens zu gewissen Stunden, meistens Nachmittags oder Abends, geschlossene Zirkel arrangirt, welche den Namen Chalka (Ring) führen, eine Anspielung auf die Unendlichkeit Gottes, auf die Einheit der Brüderschaft und auf den ununterbrochenen Strom der Begeisterung, der die einzelnen Mitglieder des Kreises belebt. Die Chalkas finden gewöhnlich in einer eigends dazu bestimmten Localität, Schema-chane (Fackelhaus) oder Tevhid chane statt, bisweilen auch in Gärten oder im freien Felde, wie es eben die Umstände erheischen. Der Pir oder Scheich muß gleichsam das Siegel oder das Juwel des ganzen Derwischringes bilden, im Hinblick auf das geistige Verhältniß, in dem er zu seinen Jüngern steht, zugleich als Symbolisirung des von ihm ausgehenden, die Muride (Ordensadepten) durchfließenden und wieder in ihn zurückkehrenden Stromes der Begeisterung. Nachdem der Pir, meist eine Persönlichkeit von Achtung gebietendem Aeußeren, Platz genommen hat, werden einige Minuten der geistigen Sammlung gewidmet, d. h. man legt die Hände in den Schooß, senkt das Haupt tief auf die Brust und ist bestrebt, die Gedanken von der Erde und allem Irdischen abzulenken und sich in eine höhere, geistige Sphäre zu versetzen. Es ist ein interessanter Moment der feierlichsten Stille. Alles drückt die Augen zu und man sieht es förmlich, wie bei Einigen in tiefer Aufathmung die Brust sich hebt, während bei Anderen durch dumpfes Stöhnen der in ihrem Innern sich vollziehende Kampf sich be-

kundet. Endlich beginnt der Pir mit leiser sich mehr und mehr bebender Stimme die eine oder andere Kaside (Lobgesang) zu recitiren. Es sind dies meist poetische, in erhabenem Style gehaltene Poesieen und Parabeln von wahrhaft ergreifender Wirkung. Anfangs lauschen die Derwische mit gespanntester Aufmerksamkeit, die Köpfe ruhen bewegungslos tief auf der Brust, die Augen sind fest geschlossen, und nur wenn die eine oder andere Stelle des vom Scheich vorgetragenen Gedichtes die Zuhörer lebhaft erregt, macht sich ihre Begeisterung durch den kräftigen Ausruf: Allah! Allah! Luft. Diesem folgen im Verlaufe des Vortrages die Ausrufe Ja Hu! Ja Hakk! Ja Kahhar! und in diesen Ausrufen, gleichsam Zeichen geistigen Durchdrungenseins, culminirt der Beifall. Man hört sie in kurzen Zwischenzeiten immer häufiger und heftiger, so daß zuletzt die Stimme des vortragenden Scheichs im wirren Chor der Derwische gänzlich unhörbar wird.

Da im Allgemeinen der Glaube, ja die feste Ueberzeugung herrscht, daß eine ununterbrochene, begeisterte Recitation der heiligen Worte auch in Fleisch und Blut übergehen und daß jeder Rechtgläubige nach einer einstündigen Uebung davon hingerissen sein oder in Ekstase gerathen muß, so ist es begreiflich, wenn die nach unsrer Anschauung so höchst bizarren theatralischen Kundgebungen in derartigen Chalka's, dem Moslimen ganz natürlich erscheinen. Ich habe viele Male derartigen Zirkeln beigewohnt, einige Male sogar als spiritueller Ring der Kette mitgewirkt, und will es daher versuchen, auf Grund meiner eigenen Empfindungen, einige Scenen zu schildern.

Erste Scene.

Sobald der Ausruf „Ja Hu!“ „Ja Hakk!“ häufiger und kräftiger ertönt, richten sich die Derwische nach und nach aus ihrer gekrümmten Stellung auf. Auf den Fersen sitzend, wird der Körper nach beiden Seiten hin erst leise, dann aber immer schneller und schneller bewegt, und nachdem man einer Zitternadel gleich in continuirliche Vibration gerathen, werden die Hände in hurtigen Bewegungen bald auf die Augen, bald auf das Knie, bald wieder auf die Brust gelegt. Es ist das erste Stadium der Ekstase. Das Blut steigt Vielen in's Gesicht, die Augäpfel rollen wild, der bis dahin demüthig gesenkte Kopf nimmt eine beinahe stolze Haltung

an und wird mit solcher Schnelligkeit bewegt, daß schwachnervige Zuschauer ein förmlicher Schwindel ergreift. Während dieser Gesticulationen haben die schnell einander folgenden Ausrufe den Charakter eines dumpf brausenden Sturmwindes angenommen, man merkt, daß ein Ausbruch im Anzuge und dieser stellt sich nun in der

Zweiten Scene

dar. Plötzlich, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, springen die Derwische von ihren Sitzen auf und beginnen, nach der Norm einiger Orden, sich gegenseitig bei den Händen haltend oder auch getrennt, den Devr, das Sichkräuseln oder den geistigen Tanz. Zu einem großen Ring formirt, fliegen die Tanzenden, wie von einem Wirbelwinde ergriffen im Kreise, mit rasender Wuth dem Telkin obliegend. „Die Mewlewi's, sagt ein türkischer Schriftsteller, vereinigen sich als Brüder in der Liebe Gottes, um ihm im Hause der Liebe bei den melodischen Tönen der Flöte — ein Symbol der Harmonie seiner Geschöpfe — zu huldigen.“ In Nachahmung der kreisenden Himmelskörper drücken sie Freude und Entzücken im Rundtanze aus, dabei in Liebesseufzern und Klagen ihre Sehnsucht und brennende Begierde nach Ihm kundgebend. Der tanzende Ring bricht jedoch sehr häufig in mehrere kleine Ringe ab, ja löst sich bisweilen in einzelne Tanzende auf und es zeigt alsdann die

Dritte Scene,

ein Bild der aufs Höchste gesteigerten Ekstase oder des personificirten Wahnsinnes, wie man es eben nehmen will. Die Tänzer sind von wahrer Berserkerwuth ergriffen. Bleich wie der Tod, in Schweiß gebadet, die Hände weit vorgestreckt, die Augen halb geschlossen, in der Wuth die Kopfbedeckung oder Kleidungsstücke von sich werfend, drehen sie sich fast bewußtlos nach allen Richtungen, und wenn der Eine oder der Andere, von der furchtbaren Anstrengung überwältigt, zusammenzubrechen droht, wird er von den stärkeren Gefährten wieder aufgerichtet und vom Scheich, der inzwischen seinen Sitz verlassen und sich unter seine rasenden Jünger gemengt hat, zur Fortsetzung ermuntert. Es ist eine Scene der wildesten Verwirrung, ein wahrer Hexentanz, ein Toben, Rasen, Brüllen, Schluchzen, Weinen und Seufzen,

das jeder Beschreibung trotzt. Und diese Scene nennt man Halet, wörtlich Zustand, in religiöser Bedeutung jene Momente der Seeligkeit, in welchen das irdische Wesen, von der Gottheit durchdrungen, übermenschlicher Thaten fähig ist. Während dieses Halets ergreifen die Derwische einiger Orden bereitgehaltene scharfe Messer, Spieße und Schwerter und bringen sich mit denselben so tiefe Wunden bei, daß das Blut in Strömen fließt. Bei anderen Orden, vorzüglich bei den Rufaj's, werden den im Delirium sich Befindenden glühende Eisen dargereicht. Der Scheich murmelt ein Gebet über das glühende Metall, haucht darauf, hütet sich aber weislich, es mit den Lippen zu berühren, während die Derwische nach demselben greifen, dasselbe ablecken, hineinbeißen, es zwischen den Zähnen halten und schließlich im Munde abkühlen. Ich selbst war Zeuge, wie solch ein Verzückter eine große glühende Kohle aus der Pfanne nahm, sie in den Mund steckte, eine zeitlang darin hin- und herwarf und die erkaltete endlich ausspie.

Den europäischen Leser werden diese sonderbaren Scenen unglaublich dünken, auch der Asiate von Bildung sieht in denselben nur ein sündhaftes Gaukelspiel, doch: „mundus vult decipi, ergo decipiatur“ ist der leitende Grundsatz auch der islamitischen Ordensbrüder. Ueberall derselbe Humbug, und obwol der Scheich eine Stich- oder Brandwunde mit seinem Speichel benetzt, darauf haucht, darüber Gebete spricht und dem Plebs weismacht, sie werde in 24 Stunden gründlich geheilt sein, so hatte ich reichliche Gelegenheit, mich vom Gegentheile zu überzeugen. Das eigentlich Wunderbare liegt nur in der Bereitwilligkeit, mit der die Derwische sich derartigen Torturen unterziehen und es giebt bei einigen Orden, namentlich im moslimischen Indien, Jünger, die, kaum von den sich selbst beigebrachten Wunden geheilt, sich mit einem exemplarischen Frohsinne neuen Verwundungen aussetzen. In dem Halet geschieht es auch, daß Derwische, z. B. die Saadi's, mit giftigen Schlangen manipuliren, dieselben in Stücke zerbeißen, ja bisweilen hinunterschlucken. Nach der Sage habe Saad-ed-din, der Gründer dieses Ordens, als er einst im Walde Holz fällte, in Ermangelung eines Strickes, sein Bündel mit drei riesigen Schlangen, ohne gebissen zu werden, zusammengeschnürt und diese Unverletzbarkeit sei nun auf seine Jünger übergegangen. Die Saadi's

sind es auch, die dem nur in Egypten vorkommenden Dozeh (Sich-treten-lassen) sich unterziehen. Der Scheich der Derwische nämlich pflegt auf seinem Heimweg von der Moschee einen gar sonderbaren Beweis der Hochachtung von seinen Schülern zu erhalten. Letztere legen sich nämlich mitten auf der Straße auf den Bauch nieder und zwingen ihr geistiges Oberhaupt mit seinem ziemlich fetten Gaul — Pfaffengäule sind in aller Herren Länder fett — über sie hinwegzureiten. Manchmal stutzt das Thier, doch von hintenher gehenden Derwischen angetrieben, setzt es endlich seinen Weg über Schulterblätter und Rückenbeine fort. Es muß dabei allerdings ein Krachen und Brechen geben, doch die wilden Rufe: Allah! Allah! Jahu! Jahakk! übertönen die Schläge des Pferdehufs, und die Derwische trösten sich über gebrochene Glieder mit dem Bewußtsein ihres frommen Thuns. Auch über Glas soll ein solcher Scheich reiten können, ohne dasselbe zu zerbrechen, ein Mirakel, das die Federleichtigkeit seines Körpers voraussetzt.

Ich wiederhole: das Staunenswerthe in dem ganzen Hokuspokus ist und bleibt die Hingebung, ja die Todesverachtung dieser Derwische, Eigenschaften, die in dem alle Asiaten niedrigen Standes charakterisirenden blinden Fanatismus und unerschütterlichen Glauben wurzeln. Der Halet ist übrigens die ergiebigste Quelle für den Lebensunterhalt der Derwische. Schon der Zug nach Außergewöhnlichem lockt eine Menge Zuschauer herbei, von denen Viele ein kleines Geschenk mitzubringen pflegen. In der vermeinten Wunderkraft des Halet suchen so manche Kranke und Gebrechliche Heilung, und man kann sich kaum etwas Widerlicheres und dabei Drolligeres vorstellen, als kranke Weiber oder Kinder sich an den rasenden, schäumenden und mit Schweiß bedeckten Derwisch anklammern, und die kranken Hände oder das kranke Auge ꝛc. an den Kleidern des Halbverrückten reiben zu sehen. Schreckliche, unbegreifliche Devotion! dachte ich, so oft ich Zeuge derartiger Scenen war. Am meisten interessirten mich während der Zeit meines Derwischthums die frenetischen Ausbrüche meiner Collegen. Vom Standpunkte meines Incognito's gezwungen, hatte auch ich das Brüll-Exercitium des Jahu! Jahakk! Allah! Allah! hu! hu! mitgemacht, doch mir

fehlte der innere Glaube, es war daher auf mich nur von ermüdender Wirkung, während mir meine Collegen wie Individuen erschienen, die im Paroxismus der Leidenschaft Unglaubliches zu leisten im Stande waren.

„Wenn selbst Gold, das edelste Metall, Schlacken enthält, so sagte man mir einst in Persien, wie kann es Wunder nehmen, wenn es auch unter den gottbegeisterten Männern des Derwischordens Hypokriten, d. h. falsche Derwische giebt.“ Und falsche Derwische sind in der That recht viele anzutreffen, falsch, weil sie ihren Beruf als Deckmantel irdischer Leidenschaften benutzen und unter dem Schutze der Chirka eine wenn auch nicht reichliche, doch dem Vagabundenthum zweckdienliche Existenz fristen. Diese falschen Derwische sind zumeist in der Reihe der Wander-Derwische (Kalenter) anzutreffen; sie bilden keinen besonderen Orden und recrutiren sich zumeist aus den östlichen Islamiten. Das alte katholische Sprüchwort: „Wer viel wandert, wird selten geheiligt,“ hat auch im Islam sich bewährt; denn die fahrenden Derwische sind Ausbunde aller Verschmitztheit und beuten die Ignoranz der unteren Volksschichten weidlich aus. Ihre ostensible Lebensaufgabe besteht aus Wallfahrten zu den Gräbern moslimischer Heiliger in aller Herren Länder; selbst den geringsten Anschein irdischer Zwecke vermeidend und nur mit den Gewändern und Attributen der frömmsten Ordensglieder versehen, sollen sie die mohammedanische Welt von einem Ende bis zum andern durchziehen. Nach der Schrift muß der Wander-Derwisch alle zehn Eigenschaften des Hundes besitzen: 1) Immer hungrig sein, 2) keine Heimath haben, 3) die Nacht schlaflos zubringen, 4) nach dem Tode keine Erbe zurücklassen, 5) den Herrn, selbst wenn gemißhandelt, nicht verlassen, 6) mit dem schlechtesten und gemeinsten Plätzchen sich zufrieden geben, 7) seinen Platz auf den Wunsch eines Andern verlassen, 8) geschlagen, wieder an denselben Ort zurückkehren, wenn ihm Brod dargereicht wird, 9) vom Speisetische in ziemlicher Entfernung bleiben und 10) sich nie des verlassenen Platzes erinnern, wenn er seinen Herrn begleitet. Sonderbarer Weise habe ich von dieser Hundequalification, den ersten Punkt ausgenommen, bei meinen zahlreichen Bekanntschaften mit Wander-Derwischen nur wenig Spuren wahrnehmen können,

vielmehr meist das Gegentheil der berührten Eigenschaften. Von ihrer Arroganz und Zudringlichkeit konnte ich mich in Stambul überzeugen, wo sie, acht bis zehn Mann hoch, die Wohnungen der vornehmen Efendi unter entsetzlichem Gebrüll bestürmen und nicht eher abziehen, bis ihnen die verlangten Geschenke verabreicht werden. Aehnlich treten sie in Persien und Mittelasien, auf und ich könnte mancherlei Geschichten von ihrer abgefeimten Schurkerei berichten. Am Schlimmsten hausen sie in der Provinz und auf dem Lande. Bisweilen trifft man einen Derwisch im Hause eines reichen Mannes, den er zu bethören und in das Netz seines mysteriösen Schwindels zu ziehen weiß. Der Derwisch gilt alsdann als wahrer Heiliger im Hause und Alles steht ihm offen; plötzlich giebt er vor, infolge einer nächtlichen Erscheinung abreisen zu müssen; die Familie betrauert sein Scheiden, bis sie nach einigen Tagen entdeckt, daß mit ihm auch einige werthvolle Schmuckgegenstände den Weg Gottes gegangen. Selbst die spitzfindigen Perser erliegen oft den Ränken der Derwische. Ein goldgieriger Anverwandter des jetzigen Schah's von Persien hatte einst einen derartigen saubern Gast im Hause, der als großer Alchimist galt, und der Chan schwelgte schon im Vorgenusse, seine sämmtlichen Pferdegeschirre, Wasserbecken u. s. w. in strahlendes Gold verwandelt zu sehen. Acht Loth echtes Gold, mit anderen Erzen in den Schmelztiegel geworfen, sollten, nach den Vorspiegelungen des Künstlers, ein Pfund reines Gold geben. Doch dieser entschiedene Feind aller irdischen Güter verstand es, so geschickt zu manipuliren, daß der gute Chan mit einem Klumpen rohen Erzes zurückblieb, während der Derwisch, mit echtem Golde reich beladen, verschwand. Auch das christliche Europa bleibt von ihren Schwindeleien nicht immer verschont. Sie besuchen merkwürdiger Weise Jahraus Jahrein, vom fernen Indien, Kaschmir und Mittelasien herkommend, ein in Budapest auf der Ofner Seite befindliches Gül-Baba's — die Moschee einer Heiligen sehr zweifelhaften Charakters — und erfreuen sich in Ungarn der freundlichsten Aufnahme. Auf den Dörfern kehren sie zumeist bei katholischen Geistlichen ein, denen sie wunderbare Dinge von Kudus (Jerusalem), das sie besucht haben wollen, erzählen. In Bezug auf rituelle Verköstigung nicht allzu scrupulös, pflegen diese frommen Derwische den Schweins-

fehlte der innere Glaube, es war daher auf mich nur von ermüdender Wirkung, während mir meine Collegen wie Individuen erschienen, die im Paroxismus der Leidenschaft Unglaubliches zu leisten im Stande waren.

„Wenn selbst Gold, das edelste Metall, Schlacken enthält, so sagte man mir einst in Persien, wie kann es Wunder nehmen, wenn es auch unter den gottbegeisterten Männern des Derwischordens Hypokriten, d. h. falsche Derwische giebt.“ Und falsche Derwische sind in der That recht viele anzutreffen, falsch, weil sie ihren Beruf als Deckmantel irdischer Leidenschaften benutzen und unter dem Schutze der Chirka eine wenn auch nicht reichliche, doch dem Vagabundenthum zweckdienliche Existenz fristen. Diese falschen Derwische sind zumeist in der Reihe der Wander-Derwische (Kalenter) anzutreffen; sie bilden keinen besonderen Orden und recrutiren sich zumeist aus den östlichen Islamiten. Das alte katholische Sprüchwort: „Wer viel wandert, wird selten geheiligt,“ hat auch im Islam sich bewährt; denn die fahrenden Derwische sind Ausbunde aller Verschmitztheit und beuten die Ignoranz der unteren Volksschichten weidlich aus. Ihre ostensible Lebensaufgabe besteht aus Wallfahrten zu den Gräbern moslimischer Heiliger in aller Herren Länder; selbst den geringsten Anschein irdischer Zwecke vermeidend und nur mit den Gewändern und Attributen der frömmsten Ordensglieder versehen, sollen sie die mohammedanische Welt von einem Ende bis zum andern durchziehen. Nach der Schrift muß der Wander-Derwisch alle zehn Eigenschaften des Hundes besitzen: 1) Immer hungrig sein, 2) keine Heimath haben, 3) die Nacht schlaflos zubringen, 4) nach dem Tode keine Erbe zurücklassen, 5) den Herrn, selbst wenn gemißhandelt, nicht verlassen, 6) mit dem schlechtesten und gemeinsten Plätzchen sich zufrieden geben, 7) seinen Platz auf den Wunsch eines Andern verlassen, 8) geschlagen, wieder an denselben Ort zurückkehren, wenn ihm Brod dargereicht wird, 9) vom Speisetische in ziemlicher Entfernung bleiben und 10) sich nie des verlassenen Platzes erinnern, wenn er seinen Herrn begleitet. Sonderbarer Weise habe ich von dieser Hundequalification, den ersten Punkt ausgenommen, bei meinen zahlreichen Bekanntschaften mit Wander-Derwischen nur wenig Spuren wahrnehmen können,

vielmehr meist das Gegentheil der berührten Eigenschaften. Von ihrer Arroganz und Zudringlichkeit konnte ich mich in Stambul überzeugen, wo sie, acht bis zehn Mann hoch, die Wohnungen der vornehmen Efendi unter entsetzlichem Gebrüll bestürmen und nicht eher abziehen, bis ihnen die verlangten Geschenke verabreicht werden. Aehnlich treten sie in Persien und Mittelasien, auf und ich könnte mancherlei Geschichten von ihrer abgefeimten Schurkerei berichten. Am Schlimmsten hausen sie in der Provinz und auf dem Lande. Bisweilen trifft man einen Derwisch im Hause eines reichen Mannes, den er zu bethören und in das Netz seines mysteriösen Schwindel's zu ziehen weiß. Der Derwisch gilt alsdann als wahrer Heiliger im Hause und Alles steht ihm offen; plötzlich giebt er vor, infolge einer nächtlichen Erscheinung abreisen zu müssen; die Familie betrauert sein Scheiden, bis sie nach einigen Tagen entdeckt, daß mit ihm auch einige werthvolle Schmuckgegenstände den Weg Gottes gegangen. Selbst die spitzfindigen Perser erliegen oft den Ränken der Derwische. Ein goldgieriger Anverwandter des jetzigen Schah's von Persien hatte einst einen derartigen saubern Gast im Hause, der als großer Alchimist galt, und der Chan schwelgte schon im Vorgenusse, seine sämmtlichen Pferdegeschirre, Wasserbecken u. s. w. in strahlendes Gold verwandelt zu sehen. Acht Loth echtes Gold, mit anderen Erzen in den Schmelztiegel geworfen, sollten, nach den Vorspiegelungen des Künstlers, ein Pfund reines Gold geben. Doch dieser entschiedene Feind aller irdischen Güter verstand es, so geschickt zu manipuliren, daß der gute Chan mit einem Klumpen rohen Erzes zurückblieb, während der Derwisch, mit echtem Golde reich beladen, verschwand. Auch das christliche Europa bleibt von ihren Schwindeleien nicht immer verschont. Sie besuchen merkwürdiger Weise Jahraus Jahrein, vom fernen Indien, Kaschmir und Mittelasien herkommend, ein in Budapest auf der Ofner Seite befindliches Gül-Baba's — die Moschee einer Heiligen sehr zweifelhaften Charakters — und erfreuen sich in Ungarn der freundlichsten Aufnahme. Auf den Dörfern kehren sie zumeist bei katholischen Geistlichen ein, denen sie wunderbare Dinge von Kudus (Jerusalem), das sie besucht haben wollen, erzählen. In Bezug auf rituelle Verköstigung nicht allzu scrupulös, pflegen diese frommen Derwische den Schweins-

braten mit einem guten Trunk Ungarweines hinabzuspielen und überhaupt allen möglichen Schwelgereien nachzugehen. Ich erinnere mich eines vielgewanderten Derwisches aus Sebzewar in Persien, der sich in Pest längere Zeit aufhielt, mich mehrere Male besuchte und sich so fromm zu stellen wußte, daß ich ihm fast in Allem Glauben schenkte. Er wurde krank und fand im städtischen Spitale Aufnahme, und als ich ihn dort besuchte, schob er dem Ab und Hawa (Wasser und Luft) d. h. dem Klima der ungarischen Hauptstadt die Schuld an seiner Unpäßlichkeit zu. Zufälliger Weise kam der Ordinarius herbei, und zu meiner Verwunderung erfuhr ich, daß nicht Ab und Hawa, sondern die Folgen des Besuches gewisser Häuser den Gottesmann auf's Krankenlager gebracht hatten. Ja, „Chirkadan derwischlik belli olmaz!“ der Mantel macht noch nicht den Derwisch, sagt ein alttürkisches Sprüchwort.

Die hohe Pforte in Constantinopel und ihre Säulen.

Unter der hohen Pforte, Bab Ali, versteht die heutige Türke sowol die Gesammtheit der höchsten Würdenträger im ottomanischen Reiche, als auch den Ort, wo diese zu ihren Berathungen zusammenkommen. Von jeher galt im Orient, im Gegensatze zum Abendlande, die Pforte oder das Thor für den Ehrenplatz des Hauses. Schon der Patriarch Abraham empfing die Erzengel unter der Pforte des Zeltes, und dieser Theil des Wohngebäudes erscheint bei den nomadischen wie ansässigen Einwohnern des Ostens in derselben Bedeutung. Dies tritt besonders bei den turanischen Völkern hervor. So wie der Kirgise mit seinen Stammesgenossen nur vor dem Eingange, nie aber im Innern seines Zeltes öffentliche und private Angelegenheiten beräth, so pflegte auch der chinesische Wang von Kaschgar, Aksu und anderen Städten, so pflegen auch die Behörden von Chokand, Bochara und Chiwa, ja selbst die Fürsten dieser Länder auf einer neben dem Hausthore befindlichen Terasse ihren Unterthanen Audienz zu ertheilen, Recht zu sprechen und Anordnungen zu treffen. Aus dieser Sitte erklärt es sich, weßhalb wir im Türkischen das Wort „Pforte“ mit Gerichtshof oder Residenz eines hohen Beamten identificirt finden. Wie man in Persien schon vor der Zeit der Sefeviden mit dem Ausdrucke „Ali Kapi“ den Sitz der höheren Beamten bezeichnete, so mit „Pforte“ in der Türkei. Nicht nur jede Hauptstadt, sondern jeder Sitz eines Provinzial-Guberniums hat einen „Kapi“, und wenngleich europäische Neuerungen heute dies alte Wort durch die Bezeichnungen: Ministerium, Tribunal ꝛc. zu verdrängen suchen, so wird es doch den Türken und anderen Völkern Asiens schwer fallen, sich für einen „Hohen Gerichtshof“ oder ein sonstiges höheres

Amt einer anderen Benennung zu bedienen als: Kapi, oder Bab: Pforte.

Unter den Ausdrücken: „Festes Thor" oder „Hohes Thor" versteht man die verschiedene Stellung und Befugniß der betreffenden Behörden, deren Bestechlichkeitsgrade sogar durch dieses Wort eine anspielende Bezeichnung erhalten. Heißen doch im Türkischen die Bestechungen — „Nebeneinkünfte," wie man beschönigend sagt — „Kapialti," d. h. was sich unter dem Thore befindet; unstreitig eine treffende Anspielung auf die Geschenke, die der Client dem Richter zwar nicht öffentlich in's Haus bringt, aber verstohlen unter das Thor stellt. Da die Pforten der Privatwohnungen oft aus Säulen gebildet werden, so darf es nicht befremden, wenn auch die Pforten des Staatsgebäudes auf Säulen ruhen. Diese Säulen sind die Minister, die infolge dieses Amtes auch wirklich „Erkiani-Dewlet," Säulen der Regierung genannt werden. Auf ihnen lastet das schwere Amt der Staatsregierung und der an ihrer Spitze Stehende führt treffend und mit Recht den Namen „Vezir," d. h. Lastträger. Die architektonische Verschiedenheit der korinthischen, dorischen und anderer Säulenordnungen haben die Orientalen sich bis jetzt noch nicht zu eigen gemacht und characterisiren dafür hohe Würdenträger als: „eiserne, stählerne oder steinerne Säulen," natürlich nichts als bombastische, hohle Titel, denn so mancher sog. „stählerner Pfeiler" der Regierung entpuppt sich bei schärferer Betrachtung nur zu oft als halbverfaulter, weichholziger Balken.

Die Pforte, in der Volkssprache Pascha Kapisi genannt, umfaßt heutzutage folgende Aemter: 1) Den Sitz des Großvezirs und seiner Bureaus, 2) das Ministerium des Aeußern mit seinem Secretariate und dem Uebersetzungsbureau, 3) das Medschlisi Wala, oder den allerhöchsten Staatsrath, an dem sich die Chefs der verschiedenen Ministerien betheiligen, 4) das Medschlisi ahkiame adlie oder den Rath des obersten Gerichtshofes, zugleich das Ministerium des Innern und der Justiz, mit der Befugniß, die Gouverneure und die subalternen Officiere zu ernennen und abzusetzen, 5) das Amedi diwani humajum, ein Bureau, das in directer Verbindung mit der Privatkanzlei des Sultans und der Pforte steht. Die übrigen Dicasterien der Verwaltung, als: Ministerium der Polizei, der

Finanzen, des Handels, des Krieges, der Marine, des Unterrichts, des Wakfs (fromme Stiftungen) u. s. w. sind in verschiedenen Gebäuden untergebracht und die betreffenden Chefs begeben sich nur dann auf die hohe Pforte, wenn das Aufgebot des Medschlisi Wala sie zu einer wichtigen Berathung ladet. Außer diesen giebt es noch einige nicht strict hierher gehörige Aemter: das Bureau der vier verschiedenen Religionsgesellschaften, nämlich der Katholiken, unirten und nicht unirten Griechen und Juden, das Bureau des Ceremonienmeisters und des Anfertigers der kaiserlichen Unterschriften (Tugra) und schließlich sogar eine staatliche Schule und Bibliothek zum Unterrichte im Französischen, die ebenso wie das Uebersetzungsbureau zum Ministerium des Aeußern ressortiren. Was die verschiedenen Beamtenklassen betrifft, so nimmt bei der Civilbehörde den höchsten Rang der Muschir, Marschall ein; ihm geziemt der Titel „Dewleti," d. h. der Glückselige. Er bezieht einen Monatsgehalt von 80,000 bis 120,000 Piastern, — ich spreche von der Zeit meines Aufenthaltes in der Türkei — und vor einigen Jahren noch hatte der Vicekönig von Aegypten keinen höheren als den Muschirrang, nur mit dem Titelzusatze Ubhetli (Strotzender). Ein Muschir pflegt sich auf das Amt in einer europäischen Equipage zu begeben; ist er Großvezir, so begleiten ihn zwei Officiere aus der Armee und zwei Kawassen (Polizeimänner) zu Pferde, außerdem folgen ihm ein oder zwei Diener und der ebenfalls berittene Tschibuktschi, das im Futeral steckende lange Pfeifenrohr martialisch umherschwingend. Groß ist die Achtung, die dem Muschir überall gezollt wird, aber noch größer sind die Ausgaben, die er zum Unterhalt des Schwarms der Diener, Anverwandten, Schützlinge u. s. w. aufzuwenden hat, und trotz des enormen Gehaltes kann kein Muschir, wenn er nicht Privatvermögen besitzt, mit seinem Einkommen ausreichen. Muschire giebt es auch im Militärstande, doch stehen diese weit hinter den Ersteren zurück, da hier sowol ihre Anzahl größer, als auch der Gehalt geringer ist. Die dem Muschir nächststehende Beamten-Hierarchie ist die Rütbe-i Bala (hoher Rang), die in zwei Klassen zerfällt. Ihr Titel ist Utufetli (huldvoll). Ihr folgen: Rütbe-i-Ulla, ebenfalls zwei Klassen umfassend, mit dem Titel Seadetlu (glückselig), ferner: Mutemajjiz oder Rütbe-i-Sanie, ein Rang, in dem die meisten

Büreau-Chefs stehen und mit Izzetlu Efendim (mein herrlicher Herr) betitelt wird. Dann Sanie Nr. 2, denen ebenfalls der Titel Izzetlu Efendi zukommt. Hieran schließen sich die Rangordnungen der Unter-Beamten: Rütbe-i-Salise (dritte Klasse), die mit Rifatlu (der Erhöhte) und Rütbe-i-Rabie, (vierte Klasse) die mit Futuwetli (der Edelmüthige) titulirt wird, den minores gentium der Beamtenwelt ist der Titel Hamijetli (der Eifrige) zuerkannt. Unter den Cultus-Beamten ist der höchste der Scheich ul Islam, ihm folgen die Sudurs und die fünf verschiedenen Pajes (Grade) von Stambul, den heiligen Städten, vom Bilade Arbaa, von Rumeli und Anatoli. Die Stellung der Militairs in der Beamten-Hierarchie ist zumeist in dem Range der Officiere ausgedrückt. Es giebt in der Armee Muschire in großer Anzahl, ja selbst Paschas, Divisions- und Brigade-Generale stehen in ihrem Range unter manchem Efendi der Civilbehörde. Zur Aufklärung über die Bezeichnung Pascha wollen wir hier gleich erwähnen, daß dieser sowol Civilbeamten wie Militairs verliehene Titel unter den Ersteren nur den Muschiren und Mutesarrif's (Gouverneuren zweiten Ranges) der Provinzen, auch wenn sie ihrem Range nach nur Mutemajjis sind, zusteht; bei Militairbehörden jedoch wird er jedem Offizier vom Obristen aufwärts ertheilt. Auf Pascha folgte früher der Titel Bey, den Europäer irriger Weise den Fürsten beilegen, wie dies in alten Zeiten allerdings Sitte war. Heut folgt auf den Pascha ganz einfach Efendi, Herr, und auf Efendi: Aga. Uebrigens ist man im Gebrauch der letzten zwei Titulaturen nicht sehr scrupulös, besonders wird das jetzt gänzlich abgekommene Wort Bey als Liebkosungswort nicht nur bei Kindern der vornehmen Beamtenwelt, sondern auch in der Mittelklasse häufig angewendet. Efendi hingegen hat schon einen seriöseren Klang. Im gewöhnlichen Leben versteht man darunter einen Schriftkundigen, in der Beamtenwelt oft eine ganz hochgestellte Person, ja selbst königliche Prinzen hängen ihrem Namen ganz einfach nur den Titel Efendi an.

So viel in Kurzem von den verschiedenen Aemtern und Rangordnungen, ein Gegenstand, der in statistischen und anderen Werken über die Türkei oft behandelt worden ist. Wir wollen lieber die minder zugängliche und weniger bekannte Seite des Gegenstandes berühren, indem wir den Leser mit den zur Aufnahme in die Pforte

nöthigen geistigen Erforderniſſen bekannt machen, mit denjenigen Eigenſchaften, die dem jungen Osmanli die einſtige Erwerbung des Titels „Pfeiler des Staatsgebäudes“ in Ausſicht ſtellen. In älteren Zeiten mußte der Expectant auf dem Wege ſein, um nach orientaliſchem Begriffe ein vollkommen gebildeter Mann zu werden, er mußte vor Allem eine ſchöne Handſchrift zeigen, im Arabiſchen und Perſiſchen gut bewandert ſein, ſich ſtyliſtiſcher Fähigkeiten erfreuen, beſonders aber entweder auf hohe Abſtammung oder wenigſtens auf Protection eines Hochgeſtellten pochen können. Heutzutage wird vor Allem auf Kenntniß der franzöſiſchen Sprache geſehen. Geographie, Geſchichte, Phyſik, Mathematik und andere Wiſſenſchaften hat man von der Beamtenwelt nie gefordert und wurden auch von älteren Mitgliedern der Pforte in ihrem dienſtlichen Leben leichter entbehrt, heut jedoch iſt ihre Aneignung um ſo mehr geboten, als die höchſtgeſtellten Beamten vielfach in Berührung mit unſerer Diplomatie kommen und ſich bei Einführung mancher europäiſchen Einrichtungen durch den Mangel jener Kenntniſſe nicht ſelten arge Blößen geben. Was die heutigen hervorragenden Mitglieder der türkiſchen Miniſterien wiſſen, das Alles erlernten ſie erſt während ihrer Amtirung. Ehemals bildeten ſich die Efendis und Paſchas auf dem Privatwege zu ihrem Berufe heran, heute erhalten ſie die Schul- und höhere Bildung auf der Pforte ſelber, und hierin unterſcheidet ſich eben das alte türkiſche Staatsleben von dem neueren. Vorſchriftsmäßig ſoll der junge Efendi-Sohn nur dann dem einen oder andern Bureau zugetheilt werden, wenn er vier Klaſſen in der Ruſchdie-Schule mit Erfolg abſolvirt und wenigſtens das ſechszehnte oder achtzehnte Lebensjahr erreicht hat. Nach meiner Erfahrung wird dieſe Vorſchrift wenig befolgt. Die verſchiedenen Kalems (Bureaus) haben oft Kinder von zehn Jahren in ihrer Mitte. Betritt ein Unerfahrner z. B. das Correſpondenzbureau im Miniſterium des Aeußern und erblickt auf den rings umher ſtehenden Sopha's eine kauernde Kinder- und Jungenſchaar, ſo wird er ſich eher in einer Kinderſchule zu befinden glauben, denn in einer Amtslokalität erſten Ranges.

Haben die jungen Efendis dieſe amtliche Kinderbewahranſtalt einige Jahre hindurch beſucht, ſo zeigt es ſich, ob der Eine

oder Andere für das Departement der äußern oder innern Verwaltung oder überhaupt für die Beamtencarière sich eignet. Hat es der Aspirant währen dieser Zeit nicht so weit gebracht, sich als tüchtiger Copist (Müsewwid) bei seinem Chalfa (Bureauchef) bekannt zu machen, so ist wenig Aussicht für ihn vorhanden. Manche, und zu ihnen gehören die Begabteren oder Fleißigeren, haben inzwischen den Grad der Mubejjiz erlangt, und wenn sie dabei durch Privatstudium auch das Französische sich so weit angeeignet haben, um den Telemach geläufig lesen zu können oder im „Journal de Constantinople“ die Rubrik der „faits divers“ zu verstehen, so erwacht schon bei ihnen der geheime Wunsch, der einen oder andern Gesandtschaft als Attaché zugetheilt zu werden, oder, wenn die Verhältnisse günstig liegen, ins Bureau der Amedije, dieses allerhöchsten Kalems, eintreten zu können. In diesem Bureau finden nur Söhne der vornehmsten Türken Anstellung und erhalten, wenngleich Copisten, doch ein höheres Gehalt, als mancher Bureauchef anderer Departements. Das Amedi ist durch seine vermittelnde Stellung, die es dem Regenten gegenüber einnimmt, von höchster Wichtigkeit, denn alle Beschlüsse der Pforte haben auf ihrem Wege zum Serail das Amendi zu passiren. Zur besseren Kenntniß der gegenwärtigen Beamtenwelt der Pforte ist diese in zwei Kategorien zu theilen, von denen wir die eine die nationale, die andere die internationale nennen wollen. Die zur ersten Kategorie zu Zählenden, mit starker Vorliebe für die Anschauungen der alten osmanischen Bureaukratie, legen, wie schon angedeutet, das Hauptgewicht auf die Vervollkommnung im Kitabet (Styl). Kitabet ist das Erste und Letzte, wonach diese Leute streben, Tag und Nacht wird davon gesprochen, Alles in der Welt nach diesem Maßstabe gemessen und meine stete und jahrelange Beobachtung der eifervollen Bestrebungen dieser Leute bestätigt die Erfahrung, daß nach echt orientalischer Denkungsweise von jeher stets das Wesen der Form geopfert wurde. Die letzten Meister in dieser nutzlosen, literarischen Tändelei waren Akif Pascha, Pertew Pascha und Rifaat Pascha, und da ihre heutigen Nachfolger in dem weiten Labyrinthe der turko-arabisch-persischen Sprachen allzusehr vertieft sind, um auch mit europäischen Mundarten sich bekannt zu machen, so verbleiben sie in der Regel im Departement der inländischen

Verwaltung; aus ihnen gehen theils Chefs der betreffenden Bureaus, zumeist Gouverneure der Provinzen hervor.

Die zweite Kategorie repräsentirt die moderne Türkei; sie giebt auch ihren Studien einen modernen Anstrich. Wie schon bemerkt, lernen sie das Französische auf der Pforte selbst oder man schickt sie zur Erlernung desselben nach irgend einer europäischen Hauptstadt, am häufigsten leider nach Paris, wo sie den Jardin Mabil und die Café chantants weit häufiger besuchen, als das Collége und statt Civilisation des Westens Sitten heimbringen, die uns Europäern nicht zur Ehre gereichen. Nach wissenschaftlicher Richtung haben auch diese es nicht viel weiter gebracht, als die Ersteren, doch sind ihnen die Producte der geistigen Bestrebungen Europa's, wenigstens dem Namen nach, nicht unbekannt. Ausnahmen sind selten. Zu diesen zählen z. B.: Ahmed Wefik Efendi, berühmt durch seine Studien der Erdkunde, Derwisch Pascha, der in der Metallurgie sich auszeichnete und Edhem Pascha, hervorragend durch seine Kenntnisse auf dem Gebiete der commerciellen Wissenschaften. Französisch, Deutsch oder Englisch schreiben zu können, gelingt selten Einem und nur Aali Pascha, der ehemalige Großvezir, dessen klarer, gediegener französischer Stil selbst in Frankreich berühmt war, machte hierin eine glänzende Ausnahme. Bei der Geistesbehendigkeit und dem nicht seltenen Sprachtalente der Orientalen, ist Fertigkeit im Reden fremder Sprachen bei ihnen häufiger anzutreffen.

Nach dem von den Säulen oder Pfeilern der hohen Pforte Gesagten, wird es nicht ganz überflüssig sein, auch von den Ecksteinen der hohen Pforte, nämlich von den sogenannten dienstbaren Geister, als da sind: Schuhaufbewahrer, Pfeifenstopfer, Kaftan- recte Oberrockhalter ꝛc. zu sprechen. Welchen Einfluß können diese Leute auf das Verwaltungssystem der höchsten türkischen Beamten haben? wird mancher meiner europäischen Leser fragen. Einzelne europäische Reisende haben oft mit Erstaunen die zwischen diesen Leuten und ihren Herren bestehende Vertraulichkeit bemerkt. Schon in alten Zeiten ist der Unterschied in der Stellung des europäischen und des asiatischen Dieners zu seinem Herrn hervorgehoben worden; dieses Verhältniß besteht ungeschwächt bis auf den heutigen Tag und es bedarf nicht erst

besonderer Belege, um das subalterne Dienstpersonal der hohen Pforte als eine Macht zweiten Ranges zu bezeichnen. Unterthänig und dienstfertig in Manieren und Worten, wie es ist, wird in Niemanden der Gedanke aufkommen, daß diese unansehnlichen Individuen Herz und Geist, Feder und Börse so manches hochgestellten Paschas oder Efendis mit mehr Kraft dirigiren, mehr Einfluß auf ihn haben, als seine Frauen, oft mehr als seine ganze große Familie. Und nicht nur im Haushalte des Orientalen bilden der Diener den Regens, auch auf der Pforte, bei Ernennung oder Absetzung eines Beamten, bei Entscheidung größerer Processe, ja sogar in manch wichtiger Staatsangelegenheit macht er seinen Einfluß geltend. Es läßt sich auf viele nicht ganz unähnliche Verhältnisse hinweisen, die bei uns zwischen Kammerdienern und ihren Herren bestanden haben und noch bestehen, doch in dem alten, von patriarchalischem Geiste durchwehten Asien sind solche Verhältnisse häufiger und treten greller hervor. Die steten Zänkereien und Wirren im Innern des Harems, die nie ruhenden Weiber-Intriguen machen oft dem Hausherrn jenen Theil des Hauses, welcher der Familie reservirt ist, zuwider; um nun diesem Heerde ewiger Plackereien wenigstens auf kurze Zeit zu entgehen, flüchtet er sich in den zweiten Theil seines Hauses, in das Selamlik (Männergemach). Langeweile oder Verlassenheit zwingen ihn, sich hier einen Gefährten zu suchen, und da der Diener im Osten allgemein nicht eben als Maschine, sondern als Freund angesehen wird, so findet die Annäherung zwischen ihm und dem Herrn auch leichter statt. Begünstigt wird die Freundschaft zwischen Herren und Dienern nicht nur in der Türkei, sondern in ganz Asien durch ein hier nicht zu qualificirendes Laster, dem sich auch die alten Griechen hingaben, und der kluge, schmiegsame Diener schwingt sich in erstaunlich kurzer Zeit bei seinem Herrn zur höchsten Gunst empor. Mit den Jahren gestaltet sich das gegenseitige Verhältniß inniger; nach zehn Jahren wird der Diener „Emek Dar“ genannt, d. h. Einer, der Mühe ertrug, wie zur Familie gehörig betrachtet; einen „Emek Dar“ ohne Mittel in die Welt hinauszustoßen, gilt für ebenso inhuman, als ein schutzloses Kind in die Fremde zu schicken. Immer hat es mich befremdet, wie diese zumeist aus Anatolien stammenden dienstbaren Geister, die, außer dem äußerlichen Firniß

der Stambuler Civilisation, von Europa, vom Staatsleben im Allgemeinen, von Diplomatie und der Verwaltung ꝛc. nicht den mindesten Begriff haben, — wie diese Leute, oft des Schreibens und Lesens unkundig, bei häufig sehr gebildeten Herren Einfluß gewinnen, sich zu Rathgebern aufwerfen konnten? Die Ursachen wurden mir erst nach längerem Aufenthalte klar, und diese Schwäche ist so mancher bedeutenden Notabilität der Türkei zum Vorwurfe zu machen. Daß Mutterwitz und orientalischer Scharfsinn bei jenen den Mangel an Wissen ersetzen, ist eine oft gehörte, aber seichte Entschuldigung. Da diese Leute nun de facto Alles, nur nicht Diener sind und, wie oben erwähnt, auf die Angelegenheiten der Pforte einen beträchtlichen Einfluß üben, so wollen wir auch sie ihrem Range nach vorstellen.

In die erste Kategorie gehören die Karakulak — eine Art geheimer Agenten der Großvezire — und die Kaftan Agasis. Erstere zählen, auch wenn sie einen gewissen Grad officiellen Charakters haben, dennoch zur Dienerschaft. Ihr Herr verwendet sie zu geheimen Missionen, sei es im Kreise der Pforte oder an die außerhalb derselben wirkenden Beamten. Sie sind zumeist reich an Jahren und Erfahrung, und wenngleich es ihnen verboten ist, sich den Bart wachsen zu lassen, was auf ihren Diener- oder Abhängigkeitsstand hinweist, so zeigen sie doch in ihrem Auftreten, selbst den höchsten Beamten gegenüber, einen auffallenden Grad von Selbstbewußtsein. Der empfangende Pascha oder Efendi wird stets bedacht sein, in ihnen die Macht ihrer Vorgesetzten zu schätzen, überhaupt ist das Verhältniß dieser gefürchteten Diener zur Beamtenwelt ein ganz eigenartiges. Der Kaftan-Agasi nimmt im Privatleben dieselbe Stellung ein, wie der Karakulak im officiellen. Bei Muschiren und sonstigen höhern Beamten sind die Kaftan-Agasi aus den Reihen der Emek Dar genommen, und nicht selten sind Herr und Diener durch innigere Verhältnisse verbunden. Die Welt kennt diese, und Keiner, der sich beim Pascha eine günstige Aufnahme verschaffen will, darf es unterlassen, das Wohlwollen des Kaftan Agasi zu erwerben. Der höhere Efendi behandelt ihn mit auffallender, seiner Stellung keineswegs geziemender Freundschaft, die niederen Efendi's müssen ihm sogar mit Höflichkeit be-

gegnen und ein Piade Katib (d. h. „Schreiber zu Fuß," wie die niedrigste Klasse der türkischen Beamten genannt wird) ist verpflichtet, ihm Respect zu zollen. Ja, der Kaftan Agasi ist ein großer Mann! Sei es aus Gedächtnißschwäche, sei es aus Indolenz, der hochgestellte Beamte ignorirt jede Personalkenntniß der Audienz Nachsuchenden. Wer ist er? Was war er? Was will er? Das sind Fragen, deren Beantwortung dem Kaftan Agasi obliegt, und da sein Herr ihm unbedingten Glauben schenkt, so hängt die Introduction, die Empfehlung eines Bittstellers, wenn nicht im Ganzen, so doch in Vielem von ihm ab. Es ist dies wahrlich kein lobenswerther Zug der türkischen Beamtenklasse, leider aber als Thatsache nicht hinwegzuleugnen, und ein Vezir ohne einen einflußreichen Kaftan Agasi ist kaum denkbar.

Steigen wir nun eine Stufe herab, so begegnen wir dem Tschibuktschi, diesem Ganymed der türkischen Tabacks-Ambrosia; diesem von der türkischen Schmauch- und Ruhlust unzertrennlichen Individuum, das jedem auf Würde, Reichthum und Achtung Anspruch machenden Efendi wie ein Schatten folgt. Vom frühen Morgen bis zur späten Abendstunde weicht der Tschibuktschi nicht von der Seite des Herrn, mag dieser zu Hause arbeiten, Gäste empfangen, freundschaftlichen oder officiellen Angelegenheiten obliegen, mag er auf den Bazar, die Promenade, ins Bad oder wo immerhin sich begeben, mag er auf der Pforte hinter einer Barrikade aufgehäufter, officieller Depeschen oder im geheimen Staatsrath sitzen, überall hin begleitet ihn sein Tschibuktschi. Was Wunder, wenn auch er eine starke Dosis vom Zutrauen seines Herrn sich erwirbt? Das lange Pfeifenrohr in der einen, die als Unterlage benutzte Messingschale in der andern Hand haltend, durchschreitet er keck den Amtssalon und während er, niederhockend, Pfeife, Feuer und Tasse darreicht, hängt sein Ohr an dem Gegenstande der Berathung. Zuweilen — da er sich nahe dem Thür-Vorhange aufzuhalten hat — schleicht er an verbotene Plätze heran, um besser zu lauschen und gelangt so zur Kenntniß der wichtigsten Staatsangelegenheiten und Beschlüsse. Er weiß am frühesten, besonders wenn er dem hohen Rathe aufwartet, wer zum Gouverneur einer Provinz, zum Gesandten, zu dieser oder jener Mission erkoren wurde u. s. w., und nur Wenige von ihnen verschmähen, das Erlauschte

zu verwerthen. Die Tschibuktschis der hohe Pforte sind wandelnde Zeitungen, ihre besten Abnehmer sind die Dragomane (Dolmetscher der Gesandten) und wenn sie so gute Kunden nicht haben, pflegen sie ihre Neuigkeiten untereinander auszutauschen. In Folge des gegenseitigen Raportirens entstehen unter ihnen fest geschlossene Verbindungen, derart, daß die am Medschlis-i-Ahkiame-Adlie Bediensteten z. B. nur mit denen am Hohen Rathe oder am Ministerium des Aeußern Tauschhandel treiben, und nur selten ereignet es sich, daß ein Tschibuktschi eines höhern Kalems mit dem eines unteren Kalems in Verbindung steht. Die Jagd nach Neuigkeiten ist für Manche unter ihnen eine Quelle des reichsten Gewinnstes und die Manier, mit der sie ihre Waare absetzen, hat mich oft in Verwunderung versetzt. Die Meisten, namentlich die Aelteren, stehen in gewisser Beziehung zu den europäischen Gesandschaftsdolmetschern zweiten und dritten Ranges. Diese Herren, diese wandelnden Popanze europäischen Einflusses auf die Pforte, welche mit unaussprechlich stolzem Gebahren und mit ihren Spazierstöckchen fuchtelnd, die verschiedenen Bureaus ungenirt durchstreifen und sich das Air geben, als repräsentirten sie das gekrönte Haupt ihres bei der Pforte accreditirten Chefs, sieht man häufig in einem Winkel mit dem Tschibuktschi im vertraulichsten Gespräche. Der lorgnettirende, türkenfressende Stutzer macht dem türkischen Pfeifendiener devote Bücklinge und Kratzfüße, holt ihn aus, erfährt auch das Eine oder Andere und zahlt comptant, und kaum hat er in affectirt nachlässiger Weise die Pforte wieder verlassen und ist nach Pera zurückgekehrt, so vermittelt auch schon der Telegraphendrath diesem oder jenem Hofe das vom Pfeifendiener Erhorchte. Viele wichtige Neuigkeiten werden auf diese Weise zuerst den Gesandtschaften oder den telegraphischen Correspondenz-Bureaus bekannt. Erst mehrere Tage später erfolgt der officielle Bericht. So geht es auf der hohen Pforte her, und man wird es mir nicht verargen können, daß ich den Tschibuktschis so viel Wichtigkeit zugesprochen.

Außer dieser Neuigkeitskrämerei werden sie, in Gemeinschaft mit den Kaftan Agasis, sehr häufig als Werkzeuge zur Ausführung von Intriguen und zur Arrangirung schwieriger Differenzen benutzt. Auch die Beschleunigung oder Verzögerung in der Vollziehung

irgend eines Beschlusses hängt oft von den Tschibuktschi ab, denn da er die „Torba“ (den Sack der Acten, das Portefeuille) nach Hause trägt und erst Abends die betreffenden Actenstücke seinem Herrn unterbreitet, so kommt ein Act, sei es aus türkischer Nonchalance oder Zerstreutheit, sei es absichtlich, früher, der andere später zur Erledigung, ja es ereignet sich zuweilen, und ich erlebte davon mehrere Beispiele, daß sich ein hochwichtiges Actenstück aus der Torba, deren erster Platz bei der Ankunft im Hause die Tabakskammer ist, in den Tabakskasten, sogar in den Koffer des Dieners unter dessen Schmutzwäsche oder sonst wohin verirrt. Wem das Glück günstig ist, der kann, „sofern er die Lampe der Spenden anzündet“, seine verlorne Sache suchen lassen, wem aber nicht, der muß seinen Proceß aufs Neue beginnen. Sind nach alledem die Tschibuktschi's nicht in der That sehr wichtige Persönlichkeiten? — Mit ihnen in Verbindung stehen die Kahwedschiz, Aufseher des Mundvorrathes, von denen je zwei einem Kalem beigegeben sind. Je vornehmer der Kalem, desto einflußreicher diese dienstbaren Geister und desto größer ihre Erndte. Das monatliche Ausgaben-Conto wird im Vereine mit dem Tschibuktschis aufgemacht; im Allgemeinen zwar wird im Hause gefrühstückt, indessen veranlaßt Naschlust, zuweilen auch eine längere Sitzung zur Einnahme von Erfrischungen auf der Pforte. Die Kahwedschiz und Kilerdschiz sind für die unterste türkische Volksklasse dieselbe Größen, wie die Tschibuktschis für die Dolmetscher und Beamten. Letztere sind dem armen Bauer oder Handwerker nur dann zugänglich und willfährig, wenn die Kahwedschiz ihn durch den Tschibuktschi beim Pascha oder Efendi empfehlen. — Endlich sind noch die Thürsteher oder Pförtner zu erwähnen; sie haben die Aus- und Eingehenden zu überwachen und die nicht minder wichtige Function, die Oberschuhe jedes eintretenden Beamten in Beschlag zu nehmen und sie ihm beim Weggehen wieder auf die Schwelle zu stellen. Gemäß der ursprünglichen Vorschrift, soll jeder in ein Regierungsbureau Eintretende seine Oberschuhe an der Außenthüre zurücklassen; heute thun dies jedoch nur die ärmeren Volksklassen und die unteren Efendis. Die vornehme Welt und die höhern Beamten, die zu Pferde oder Wagen kommen, pflegen sich der Oberschuhe vor ihren betreffenden Kalems zu entledigen.

Die Aufbewahrung der oberen Fußbekleidung aller Besucher der Pforte, deren Zahl sich nicht selten auf mehrere Hunder-beläuft, ist unter mehrere Thürsteher vertheilt. Ein und derselbe Kapidschi nimmt oft hundert, ja hundertfünfzig Oberschuhe ohne nummerirte Kartenausgabe in Beschlag und stellt jedes Paar, ohne es zu vertauschen, dem betreffenden Eigenthümer wieder zu. Der Schuh-Aufbewahrer trägt sich nicht nur die Persönlichkeit jedes Uebergebers ein, den er nur einmal gesehen hat, er erkennt auch Stand, Beschäftigung und Abkunft des Eintretenden sogleich aus der Form seiner Oberschuhe und aus der Art und Weise, wie diese abgelegt werden. Einer hochgestellten Person eilt er beim Eintritte entgegen und bückt sich nieder, damit sie sich während Ablegung der Schuhe auf seine Schulter stützen könne. Der Rang eines Efendi, oder besser gesagt: die Quantität des monatlichen Bach'schisch (Trinkgeldes) bestimmt die Hast, mit welcher der Kapidschi die hülfreiche Hand leiht. Mag so mancher Kiatib über den am Eingange aufgestapelten Oberschuhhaufen noch so solz einherstolpern, mit seinen Blicken dem Schuh-Aufbewahrer noch so dringende Befehle ertheilen, an dem Gebahren des Letztern wird man doch gar bald erkennen, wie es um den türkischen Dandy bestellt ist. Einfluß haben die Schuh-Aufbewahrer nicht; es wird nur ab und zu Auskunft über das Erscheinen des einen oder andern Beamten oder über die Zeit seiner Entfernung von ihnen verlangt.

Es erübrigt nur noch ein flüchtiger Blick auf das Leben und Treiben der Pforte während der Amtsstunden.

Es ist zehn Uhr Vormittags. Wem daran gelegen, die Herren Beamten der verschiedenen Kategorien auf ihrem Wege in die Amtsstuben Revue passiren zu lassen, der stelle sich mit mir an die Spitze des steilen „Dschigaloglu jokuschu" genannten Aufganges. Hier wandert die wahre Crême der türkischen Gesellschaft auf ihrem Wege aus jenen Stadttheilen vorüber, die noch heut als Quartiere der fashionablen Welt gelten. Die Großen rauschen entweder im leichten Phaëton vorbei, oder reiten in ruhigem Schritte, von dem Dienerwirrwarr begleitet, vorüber. Je höher ihr Rang, desto tiefer wird die Temenna — ein Gruß, bei dem man mit der rechten Hand zwei halbkreisförmige Schwenkungen zur Brust und Stirn macht — ausgeführt. Manche neigen sich in ihrer Devotion sogar bis zur Erde

und bedauern es wahrscheinlich, nicht noch einige Fuß tiefer in den Boden eindringen zu können. Die Initiative des gegenseitigen Begrüßens geht von dem Höhern und nicht von dem niedriger-Gestellten aus. Man bleibt gewöhnlich stehen, und nachdem der hohe Passant eine leichte Handbewegung, ein leises Lächeln oder ein mäßiges Kopfnicken gezeigt, wird von der gesammten Umgebung die Gymnastik des Temenna begonnen. Zu Fuß gehen nur die Aermeren und jene Wenigen, die der Bewegung halber der europäischen Sitte huldigen und von den Türken als excentrisch bezeichnet werden. Den zur Pforte sich begebenden Efendi erkennt man leicht an seinem Reitthiere, am Sattelzeuge, wie an der Kleidung. Die Pferde der am Alttürkischen Hängenden haben breitbordige, große Schabraken, reichverzierten Zaum, gleiches Sattelzeug und Leitseil; sie selber tragen große plumpe Schuhe und Oberschuhe, kitteläähnliche Pantalons, breitbauschige Oberröcke und ein bis an den Hals herabfallendes Fez. Sie sitzen vorwärtsgebeugt im Sattel, zeigen einen sanften, doch starren Blick, und während ihre Linke das Leitseil hält, pflegt die Rechte maschinenmäßig mit dem Rosenkranze zu spielen. Auch der neben ihnen einhergehende Stallknecht entspricht dem Costüm seines Herrn. Er ist entweder ein Grieche aus Chio oder Albanese, aber vom alten Kaliber. In Folge langer Uebung weiß er gleichen Schritt mit dem Pferde zu halten, legt er doch schon Jahrelang als Begleiter seines Gebieters denselben Weg zurück. Der jüngere Efendi reitet auf halbeuropäischem Sattel und sein Roß hat statt der Schabracke eine weiße Schweißleinwand oder eine kleine Filzdecke. Sein modischer Anzug ist in Pera verfertigt, seine Oberschuhe haben von Schuhen nur die Spitzen und sind eher ein Paar Sohlen zu nennen. Er trägt Glacéehandschuhe, hält an Stelle des Rosenkranzes eine zierliche Reitpeitsche in der Hand und wirft den Kopf stets rücklings. Das Erscheinen zweier solch heterogener Gestalten neben einander ist wahrhaft curios. Derselbe Unterschied ist auch bei den Fußgängern zu bemerken. Die Jugend oder die Neutürken gehen mit einem leichten Spazierstöckchen fuchtelnd einher; der Alttürke watschelt einem solchen im Trottelschritte nach; nicht nur Kleiderfülle und Wohlbeleibtheit, sondern auch seine Begriffe von Anstand verhindern ihn, schneller dahinzuschreiten. Der Jungtürke geht allein, ohne

Diener, der Alttürke hingegen muß stets von zwei Satrapen begleitet sein, von denen der Eine das lange, in einer Tuchhülle steckende Pfeifenrohr und den Tabacksack, der Zweite eine große lederne Tasche für Schriftstücke trägt. Just in diesen uns so kleinlich dünkenden äußerlichen Nuancen manifestiren sich treu die verschiedenen Anschauungen der Jung- und Alttürken, die in jeder Umgestaltungsperiode sich geltend machen. Wir kommen darauf zurück und wollen für jetzt uns in das Innere der Pforte begeben, um einige Bureaus in Augenschein zu nehmen.

Wir treten zuerst in das Correspondenzbureau für äußere Angelegenheiten (Chardschie Nazareti mektubdschiodasi), in die schon früher erwähnte Pflanzschule der türkischen Beamtenwelt. Es besteht aus einem großen, länglichen Salon, an dessen Wänden die üblichen Divane, mit rothem Tuch überzogen, aufgestellt sind. Soweit das Auge in dem Raume reicht, sind sie dicht von hockenden Schreibern, zumeist mit jugendlichen Leuten von gesundem oder schwächlichem, von reichem oder ärmerem Aussehen besetzt. Zwischen je zwei Schreibern ist ein viereckiges Polster oder ein die Stelle des Schreibpultes versehenes Kistchen geschoben, worauf das Schreibmaterial sich befindet. Letzteres besteht nicht aus einem oder zwei, sondern aus acht bis zehn kleinen Porzellangefäßen, die mehr oder minder flüssige schwarze und rothe Dinte, Wasser, kleine Schwämme, Gold- oder blauen Streusand enthalten und zumeist auf einer kleinen Schüssel, der Größenfolge nach, aufgestellt sind, rings umgeben von Rohrfedern, Federmessern, Schnitzbein und Papierscheere. Zu den auf dem Felde der Thätigkeit zuerst Erscheinenden gehören diejenigen, welche die Aufgaben des Bureauchefs während der Nacht nicht vollendet haben und in den frühen Morgenstunden ihre Arbeiten zu vollenden suchen, denn zwischen neun und zehn Uhr sind nur Wenige im Bureau anzutreffen, erst gegen 11 Uhr bevölkert sich der Raum. Es beginnt ein Summen und Brummen, ein Hin- und Herschreien, eine Evolution von Begrüßungen, kurz, ein schwer zu beschreibender Wirrwarr. Die Einen stehen neben dem Divan, Andere sitzen; hier ist eine Gruppe im munteren Gespräche, eine andere dort giebt sich kindischen Scherzen und Späßen hin. Der Eine verzehrt ein Gabelfrühstück, der Andere nimmt seinen Kaffee, der Dritte schnitzt Federn, der Vierte zankt mit seinem

Diener und erst wenn der Chalfa (Bureauchef) erscheint und Platz genommen, fügt sich plötzlich Alles ins Geleise. Die rothfarbigen Divans sind mit schwarzröckigen Efendi's dicht besetzt; Alles wendet sich zur Arbeit, und in der ersten Viertelstunde könnte man glauben, es sei hier der Sitz wahrer Emsigkeit und wahren Fleißes. Doch nicht lange währt es und das Erscheinen gebieterisch schreiender Dragomans und fremdartiger Individuen — türkische Bureaus unterscheiden sich wenig von einem Bazar oder europäischen Kaffeehäusern — stört plötzlich die Ordnung. Der Eine, unbekümmert um seine Arbeit, empfängt Visiten, ein Anderer sucht durch beredte Worte einen ihn im Bureau überraschenden Gläubiger zu beschwichtigen; bald ist die Ruhe der ersten Viertelstunde dahin und stellt sich während der übrigen Tageszeit nicht wieder ein. Daß unter solchen Umständen wenig verrichtet werden kann, ist einleuchtend. Man ist zwar unendliche Male zu Reformen geschritten, doch stets sind alle dahin zielenden Maßregeln gescheitert. Der Orientale, ob Türke oder nicht, kann sich an andauernde, maschinenartige Arbeit schwer oder gar nicht gewöhnen, und nicht nur in dem seiner heterogenen Elemente halber bekannten Correspondenzbureau für äußere Angelegenheiten, sondern überall sind mehr oder minder gleiche Zustände anzutreffen.

Bieten doch selbst die Säle für die wichtigen Berathschlagungen ähnliche Wahrnehmungen! Treten wir einmal in den Salon des „Ahkiami adlie," um 11 Uhr, zur Zeit, wenn die Mitglieder desselben sich versammeln. Es sind zumeist große Herren, die dem Zeitgeist dadurch Concession machten, daß sie, statt der Divane, im Halbkreis aufgestellte Fauteuils benutzen, jeder so groß, um darauf eine ganze europäische Familie zu placiren, denn nicht zum Sitzen, sondern nach türkischer Gewohnheit zum Hocken sind diese Fauteuils eingerichtet. Neben jedem Fauteuil steht ein kleiner Tisch als Schreibpult. Auch hier erscheinen die ärmeren und thätigeren Mitglieder vor den reicheren und minder beschäftigten. Obgleich oft nur zwanzig Schritte von der Pforte entfernt, tritt der Efendi oder Pascha mit sichtlicher Mattigkeit in den Saal; halb ohnmächtig wirft er sich in den Lehnsessel, athmet tief auf, gähnt und schon steckt ihm der Tschibuk zwischen den geschlossenen Lippen. Ja, es ist keine kleine

Arbeit, in den zweiten Stock zu steigen, wenn auch von zwei Dienern gestützt und ich kenne Viele, die sich eine Viertelstunde lang vom kleinsten Gange verschnaufen. Auch im Ahkiame adlie beginnt das eigentliche Leben erst mit dem Eintritte des Präsidenten. Das eine oder andere Actenstück wird verlesen, und wenngleich alle diese so stark schnaubenden und schmauchenden Mitglieder ohne Ausnahme um ihren weisen Rath befragt werden, sind es doch nur Wenige, die lebhaften Antheil nehmen. Die Anderen pflegen oft während der heftigsten Debatte sich mit ihren Nachbaren in eine Conversation über Geschicklichkeit ihres Kochs, ihres Tschibuktschi's und über andere banale Gegenstände einzulassen und Viele kommen nach Hause, ohne von dem, was in ihrer Gegenwart vorgefallen, auch nur im mindesten unterrichtet zu sein. Und doch handelt es sich hier oft um sehr wichtige Fragen, z. B. um die Absetzung des einen oder andern Gouverneurs, wegen Bestechung oder eines sonstigen Vergehens, oder um Schlichtung von Processen, in denen über bedeutende Vermögen entschieden wird; zuweilen werden aber auch die geringfügigsten und kleinlichsten Dinge verhandelt. Der Eine z. B. klagt den Andern an, ihm vom östlichen Ufer des Schwarzen Meeres eine Perle gesandt zu haben, die unter der Bedingung gekauft ist, daß sie unpolirt und noch in keine Perlenschnur des Harems gefaßt worden sei, während sich das Gegentheile herausgestellt. Die Sache ist wichtig, (?) Molla's und Fachkennerinnen werden citirt, und während man im Nebenzimmer am corpus delicti Thatsachen constatirt, stehen sich die streitenden Parteien vor dem Collegium gegenüber. Ein anderes Mal erscheint ein schwärmerisches Individuum, ein Christ oder Mohammedaner, um vom hohen Rathe die Erlaubniß zu erwirken, in einer näher bezeichneten Gegend einen Schatz heben zu dürfen. Mit der ernstesten Miene erzählt der Bittsteller, wie ein nächtliches Traumbild, in Gestalt einer lodernden Flamme, ihm den Fundort in Rumänien oder Anatolien bezeichnet habe. Die weisen Herren leihen seinen Worten ein geduldiges Ohr, ja man läßt sich sogar in Unterhandlungen mit ihm über eventuelle Vortheile ein, die der Regierung zukommen sollen; man schließt einen Contract mit dem Schatzgräber und bestätigt ihn mit dem Amtssiegel, ohne der Albernheit der Verhandlung sich bewußt zu werden.

Nur in den Räumen des allerhöchsten Rathes ist ein Anflug

jenes amtlichen Ernstes, jener Feierlichkeit zu gewahren, welche in Europa die Sitzungen der Behörden charakterisirt. Diese Localitäten sind im elegantesten europäischen Style möblirt; die Mitglieder, meist alte, gesetzte Männer, pflegen in gelassenem Tone zu conversiren. Tschibuktschi's und Thürsteher sind hier gesetzmäßig taubstumme Individuen, um das Geheimniß der Verhandlungen zu wahren. Die Mitglieder dieses Raths sind in der Regel Leute von hoher Intelligenz; ihre Begabung, in Mienen und Gesichtszügen zu lesen, befähigt sie, wie man glaubt, die allerverborgensten politischen Geheimnisse zu durchdringen, während andererseits vermuthet wird, daß ihrer Viele durch verbotene Einblicke in die Minister-Portefeuilles sich über die Lage der Angelegenheit informiren, und dieses ist auch höchst wahrscheinlich.

Das Leben und Treiben auf der Pforte ist um die Zeit von 11 bis 2 Uhr Nachmittags das bewegteste. Das Innere aller Bureaus ist dem davon entworfenen Bilde mehr oder weniger ähnlich. Ein weit interessanteres Bild gewähren die äußeren Räume, die Gänge, Vorhallen u. s. w., ein Bild buntester Farbe und bizarrster Gestalten. Zwischen die geschäftig hin- und herrennenden Efendi's Bureaudiener u. A. drängt sich stets ein gewaltiger Strom von Clienten, Faullenzern, gaffenden Landleuten, bettelnden Weibern und elternlosen Kindern hindurch. Hier begegnet man einem Semmel- und Käseverkäufer, dort einem, der Scherbette und Zuckerbäckereien herumträgt. Schreibzeuge, Bücher, Kleidungsstücke, Schmuckgegenstände, Alles wird hier von Hausirern feilgeboten. An Tagen, wo das Monatsgehalt ausgezahlt wird — die Zahlung erfolgt höchst unregelmäßig, oft nur alle drei Monate einmal — gleichen die äußeren von Hausirern, Maklern und allerlei Volk wimmelnden Räume der Pforte eher einem Bazar, als einer Amtslokalität ersten Ranges. Unsere Skizze würde kaum zutreffend sein, gedächten wir nicht auch der Possenreißer, Satyriker, Reimschmiede u. s. w., die auf den verschiedenen Kalems umherwandern, um die Efendiwelt während ihrer so anstrengenden (!) Arbeit zu erheitern. Diese Leute sind gleichzeitig Ehe-Vermittler und Beförderer von Liebeshändeln, und wie jedes Stadtviertel Konstantinopels seine eigenen Hunde hat, die keinem fremden vierfüßigen Genossen den Zutritt gestatten, so hat auch jedes Kalem seinen eigenen Possenreißer,

dessen Späße in anderen Amtslokalen keinen Anklang fänden. Auch Faullenzer und Bettler sind Stammgäste; sie haben unter irgend einem Vorwande von dem einen oder andern Kalem eine Monats-Unterstützung zu erlangen gewußt, die entweder von den betreffenden Beamten zusammengeschossen oder nach herkömmlicher Sitte aus dem allgemeinen Budget bestritten wird. Schlecht angewandtes Mitleidsgefühl, bei Privatleuten wie bei der Regierung, stiftet im Osten mehr Uebles als Gutes. Man kann und will sich nun einmal nicht von den alten Sitten trennen.

Diese schwache Skizze von der hohen Pforte und ihren Säulen möge der geneigte Leser nicht als Ausfluß antipathischer Stimmung gegen die Türkei betrachten. Sie giebt nichts Anderes, als eine wahrhafte und getreue Schilderung von Zuständen, die der Schreiber dieser Zeilen Jahrelang aus allernächster Nähe beobachtete. So lange ich an den Ufern des Bosporus verweilte, wurde ich davon auf's Widerlichste berührt, später jedoch, als ich das Beamtenleben in der persischen Hauptstadt, das Gerichtsverfahren der Afghanen, Ozbegen und Tadschiks näher kennen lernte, erschien mir die Pforte mit allen ihren Fehlern und krankhaften Auswüchsen ein wahres Muster der Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe. Wol erzählt uns die Geschichte von den exemplarischen Verwaltungssystemen so mancher berühmter asiatischer Fürsten, und noch heute werden im Osten Harun al Raschid, Melik Schah, Soliman der Gesetzgeber, Abbas der Große, Ekber Schah von Indien und Andere citirt, aber alle diese sind nur als glückliche Ausnahmen anzusehen, denn so lange Mangel an Arbeitslust, an Charakterstärke, an ernstem Streben und an vielen anderen zur Gründung reeller, socialer und staatlicher Verhältnisse unentbehrlichen Eigenschaften herrscht, so lange wird im ganzen Osten und auch in der Türkei der Justiz und der Verwaltung, den Aemtern wie dem amtlichen Verfahren eine Menge von Fehlern ankleben. Am Bosporus hat man die Bahn der Regeneration betreten. Viele sind schon jetzt von den alten Sitten abgewichen, ob jedoch der Assimilationsproceß vollkommen gelingen wird, kann erst die Zukunft lehren.

Die Karawanen.

Unter den verschiedenartigen Eindrücken, die ich während meines langjährigen Aufenthalts im Osten empfangen, ist keiner so angenehm, keiner so voller Romantik, als der meiner Erlebnisse während des oft monatelangen Karawanenlebens. Wenngleich mit einem Europäer fast unerträglich scheinenden Beschwerden jeglicher Art verbunden, muß doch eine Karawanenreise selbst auf den prosaischsten Menschen von dauerndem Eindruck bleiben, vorausgesetzt, daß er unter den Gefährten sich als Einheimischer fühlt und dem Fremdartigen dieses echt orientalischen Lebensbildes volles Interesse entgegenbringt.

Wie Ariost seine mittelalterlichen Helden über die Erfindung des Schießpulvers klagen läßt, so wünscht Köroglu, der fabelhafte Held der Türken, ein Schlangennest ins Gehirn desjenigen Mannes, der den schwarzen Teufelsstaub zur Vernichtung des Ritterwesens auf die Welt gebracht. Was nun Schießpulver für das Ritterthum war, das sind Eisenbahnen und europäischer Straßenbau für das Karawanenwesen im Osten. Beide freilich sind für Mutter Asia nur erst Zukunfts-Institutionen und voraussichtlich wird es noch geraume Zeit währen, bis sich das keuchende Kameel überall vom schnaubenden Dampfrosse abgelöst sieht. Aber noch heute reist man, wie die Patriarchen reisten, und wir wollen versuchen, einige Züge dieses wunderlich romantischen Bildes zu entwerfen.

Das Wort Karawane ist eine Verdrehung des persischen Kerwan oder richtiger Kiarwan oder Kiarban und bedeutet so viel als „Geschäft schützend“ oder Geschäftsschutz, eine Benennung, die über den ursprünglichen Zweck und die Bedeutung der Karawane den besten Aufschluß giebt. In der That ist diese Auffassung noch

heute die vorrherrschende, denn je ruhiger ein Land ist, je stagnirender die politischen und socialen Zustände einer Gegend, um so weniger ist die Nothwendigkeit vorhanden, in großen Karawanen zu reisen. Will man das Non plus ultra der Sicherheit bezeichnen, so sagt man: „Ein Kind kann, einen Korb voll Ducaten auf dem Kopfe tragend, diese Strecke durchziehen.“ Dem strengen Wortsinne nach, hat eine so absolute Sicherheit weder im Osten noch im Westen Asiens je existirt, doch ist es Thatsache, daß die Karawanen in dem Maaße an Wichtigkeit verlieren, als die Länder Asiens einer stabileren Ordnung entgegengehen. In der Türkei hat sich das eigentliche Karawanenwesen nur noch auf die Provinz Irak oder Arabistan und auf die Sürre beschränkt, d. h. auf die jährliche Pilgerkarawane, die von Skutari am Bosporus aufbricht, sich in Damaskus concentrirt, und von hier durch die Wüste nach Mekka zieht. In den übrigen Theilen des Reiches begegnet man, trotz der hier und da auftauchenden Räuberhorden, nur kleinern Reisegesellschaften, die mehr aus Langeweile, als aus Furcht sich vergesellschaften. Ganz anders verhält es sich schon in Persien, wo alle Welt in Karawanen reist, sei es aus Mode oder aus Furcht. Mode-Karawanen begegnet man auf der Tebris-Teheraner, auf der Teheran-Bendebuschirer Strecke und auf den Straßen nach Rescht und Sari; der östliche Theil Irans jedoch zeigt noch sein ganz mittelalterliches Gepräge, denn von Schiraz nach Kerman oder über Jezd Tebbes nach Meschhed wird die Furcht vor den kühnen, wilden und gut berittenen Beludschen den Reisenden eben sosehr zur Betheiligung an großen und starken Karawanen zwingen, wie auf der Chorasaner Straße von Teheran nach Meschhed die Furcht vor den Turkomanen. Politische Unruhen und die unmittelbare Nachbarschaft raubsüchtiger Nomaden machen die Reihen der Karawanen anschwellen; es ist daher erklärlich, daß in Mittelasien, d. h. in Turkestan, Afghanistan und Ostturkestan, das Karawanenwesen genau dieselbe Erscheinung bietet, wie vor Jahrhunderten. In den genannten Ländern können, ohne sich an Karawanen anzuschließen, nur große Herren oder Bettler reisen; Erstere unter dem Schutze einer starken Escorte, Letztere unter dem Schutze ihres zerfetzten Gewandes. Es pflegt sich Jeder um so sicherer zu fühlen, je größer die Reisegesellschaft ist, mit der er den

Weg zurücklegt. Ganz gefahrlose Strecken gab es früher in Mittelasien nur sehr wenige, und diese lagen zumeist in der Nachbarschaft des Centralpunktes der Macht. Minder sichere Straßen sind die von Bochara nach Herat über Karschi Kerki, dann die, welche von Bochara nach Chiwa führen, da die Sicherheit der ersteren von den politischen Verhältnissen Bocharas zu Afghanistan, der letzteren von den Gesinnungen des Chans von Chiwa abhängt. Am gefährlichsten sind und waren stets die Straßen von Bochara oder Chiwa, mit Berührung der turkomanischen Steppen, nach Persien und sie sind nur, mag die Karawane noch so groß sein, unter turkomanischem Schutze zu passiren und selbst dann ist die Sicherheit keine unbedingte, da die Escorte häufig von anderen Turkomanen angegriffen wird, die an den Schutzpfennigen keinen Antheil haben.

Nach dem Gesagten, wird man die größten Karawanen-Züge, die in kriegerischen Zeiten sich oft aus 2000 Last- und Reitthieren bilden, heute nur im außerrussischen Mittelasien antreffen. Derartige Karawanen pflegen von Turkestan aus den Weg über Herat nach Persien oder nach Kabul und Kandahar einzuschlagen. Von einem Taschkender Kaufmann hörte ich, und ein ozbegischer Kaufmann aus Jengi Uergendsch, den ich persönlich kennen lernte, bestätigte es, daß nicht selten sämmtliche Thiere einer solchen nach Orenburg und Semipalatinsk geführten Karawane Eigenthum Eines Mannes waren. Im normalen Zustande zählt eine Turkestanische, von erprobten Reisenden als zuverlässig betrachtete Karawane 300 bis 500 Thiere, während diese Thier-Colonne in Persien nur für die aus Jezd und Mesched nach Tebris und Erzerum sich begebenden Karawanen anzunehmen ist.

Das Zustandekommen einer Karawane hat manche Aehnlichkeit mit der Entstehung einer Stadt. Wie Letztere durch Vortheile und Privilegien anwächst, so wird auch Erstere um so mehr sich vergrößern, je angesehener und mächtiger der kaufmännische Herr der Karawane ist. Es ist auch ganz angemessen, Letztere eine wandelnde Stadt, richtiger eine wandelnde Handelsstadt zu nennen, denn die Mehrzahl dieser Reisegesellschaften verfolgt commercielle Zwecke, und nur hie und da trifft man auf Karawanen, bei denen Vergnügungszügler oder Pilger, was im islamitischen Osten auf Eins herauskommt, die Majorität bilden.

In Persien, wo jährlich ungefähr 500,000 Menschen jedweden Alters, Standes und Geschlechtes auf die Wanderschaft sich begeben, sind Pilger-Karawanen am häufigsten. Der Vergleich der Karawanen mit einer Stadt ist noch in einem anderen Punkten zutreffend, denn wie in den Städten des Ostens die wohlhabenden Leute die Mitte, die ärmeren aber die Endtheile bewohnen, so nehmen auch die reichen Kaufleute und vornehmen Reisenden das Centrum der Karawane ein, während die Unbemittelten entweder an den Flanken oder im Vor- oder Nachtrabe derselben sich befinden. Die Karawanen haben ihre Kleinhändler, Handwerker, Imame, Bettler und Wunderdoctoren; ja in Persien reisen sogar Hetären mit, und schon nach zwei- bis dreitägigem Beisammenleben kennen die Reisegenossen sich einander so genau, wie die Bewohner einer asiatischen Kleinstadt. Was in Letzterer der Ketchuda (Bürgermeister), das ist in der Karawane der Karwanbaschi und bei Pilgerkarawanen der Tschausch. Der Ketschuda besitzt eine ziemliche Gewalt, in Chiwa und Chokand steht ihnen sogar das Recht über Leben und Tod zu; sie sind wandernde Regenten, die ihren Secretär und ihren Imam mit sich führen und sich in dieser Stellung derartig gefallen, daß sie es selbst nach Erwerbung großer Reichthümer vorziehen, Jahrelang auf unwirthlichen Steppen einherzuziehen, als in ihren heimathlichen Städten das Erworbene in Ruhe zu genießen. Die zu den Karawanen verwendeten Thiere bestehen aus Kameelen, Pferden und Mauleseln; Letztere werden jedoch nur in Persien und der Türkei verwandt, da die Mittelasiaten es als gottlos betrachten, die Aristokratie des Pferdes durch Kreuzung mit dem Esel zu entehren. Nach Brauchbarkeit zur Beförderung von Lasten steht das Kameel obenan und ist dazu am besten geeignet; es geht zwar um die Hälfte langsamer, als das Pferd oder Maulthier, trägt dagegen eine viermal so schwere Last als jene und bedarf, außer zur Winterszeit, weder Fütterung noch Striegelung. Gewöhnlich rechnet man auf eine Pferdelast in Persien 250 Pfund, außergewöhnlich starke persische Maulthiere tragen auch 300 Pfund, während die Tragfähigkeit der Kameele sich nach folgendem Verhältnisse regelt. Die allerschwächsten Kameele sind die turkomanischen aus der Wüste beim nördlichen Persien, die Kameele von Jezd, Schiras und Kirman nämlich, die höchstens 400 Pfund tragen können. Nach diesen

kommen die doppelhöckerigen Kazak=Kameele, die in einem gewissen Alter fünf Zentner aufnehmen können, während die in meinem Reisewerke erwähnte Ner=Gattung — die Kameele von Andchoi und Herat, auch die der arabischen Wüste — sechs, ja bisweilen auch acht Zentner tragen. Mit solcher außergewöhnlichen Last gelingt es dem Thiere nur mit großer Anstrengung, sich auf die Beine zu stellen, man muß es dabei durch ein leichtes Emporheben der Bürde unterstützen; steht es aber einmal auf den Beinen, so bewegt es sich unter der enormen Fracht vier bis fünf Stunden ununterbrochen fort.

Auf Herstellung des Gleichgewichtes bei dem Aufladen der Ballen wird besondere Sorgfalt verwendet. Ein Thier, auf dessen Rücken die Last nach beiden Seiten im Gleichgewichte vertheilt ist, kann tage= ja wochenlang unversehrt einherschreiten, wohingegen die mangelhafte Vertheilung der Last schon nach einigen Märschen arge Rückenwunden erzeugt und das dadurch viel leidende Kameel bald unbrauchbar macht. Während die Last der Kameele länglich oder breit geformt wird, müssen die Ballen der Pferde und Maulthiere eine compacte, runde oder viereckige Gestalt haben. Die weniger geduldigen Maulthiere wissen häufig durch Seitensprünge ihre Bürde abzustreifen und nehmen die Bedienung durch fortwährend neues Aufladen sehr in Anspruch. Schnelligkeit und Tragfähigkeit der betreffenden Thiere hängt sehr von der Beschaffenheit der Straßen und den klimatischen Verhältnissen ab. Hiernach und demgemäß auch nach der Reisedauer richten sich auch die Preise, welche für die Ueberlassung der Thiere gefordert werden. Im Frühjahre, wenn das Vieh mit grünem Futter genährt werden kann, ist der Frachtsatz in Persien für Beförderung durch Pferde oder Maulesel, gleichwie in Mittelasien durch Kameele billiger, im Winter wird er höher gestellt.

Sobald sich eine Karawane gebildet hat und die Zeit ihres Aufbruches herannaht, gerathen alle Theilnehmer in fieberhafte Spannung. Der Aufbruch ist es, der das Nervensystem eines Europäers am meisten afficirt, das ewige Verzögern und Aufschieben der geringsten Kleinigkeit halber macht ihn, dem auf Reisen das „Vorwärts" am meisten gilt, halb krank aus Mißmuth, während der Orientale in geduldiger Hingebung wochenlang ausharrt, ohne aus der Fassung

zu kommen. Bald ist es der Gouverneur der Stadt, dann wieder die Wortbrüchigkeit des einen oder andern Kaufmanns, ein andermal wieder ein ungünstiges Horoskop oder die noch nicht consolidirte Sicherheit der Straße, was als Ursache des Zögerns angegeben wird. Endlich wird das glückselige Wort „Aufbruch" zur Wirklichkeit. In den verschiedenen Stadttheilen regt und bewegt es sich, kleinere Gruppen schließen sich einander an und unter Händedrücken und Umarmungen, unter Geschrei, Getöse, wildem Hin- und Herjagen zieht man aus den engen Bazaren der Stadt. Hat man die Thore des Ortes hinter sich und glaubt nun wirklich vorwärts zu kommen, so wird plötzlich nach kaum halbstündigem Marsche wieder Halt gemacht. In der Stadt geschah der erste Aufbruch, außerhalb derselben muß der zweite stattfinden. Und wirklich fällt es manch gutem Orientalen erst beim zweiten Aufbruch ein, daß er, trotz mehrwöchentlicher Reise-Vorbereitung, das eine oder andere Kleidungsstück, diesen oder jenen Reisevorrath daheim zurückgelassen habe. Ein halber Tag wird zum Nachholen des Vergessenen vergönnt und dann erst beginnt der definitive Aufbruch.

Wie eine große Karawane beim Marsche aussieht, das wird sich der Leser nur dann vergegenwärtigen können, wenn er im Geiste die ganze Bevölkerung einer Stadt mit Hab und Gut, mit ihren Sitten, Gewohnheiten und individuellen Charakter-Eigenheiten, zu einem gemeinschaftlichen Marsche vereint, Revue passiren läßt. Die lange Kette der dahinziehenden mit Waarenballen verschiedenster Art belasteten Maulthiere, Kameele oder Pferde giebt das treue Bild eines wandernden Bazars. Die neben, vor und hinter dem Zuge reitenden Kaufleute schreien, feilschen und schwören im Sattel just so, wie hinter dem Pulte ihres Ladens. Hier gewahrt man einen Beamten oder Begüterten, von seinen Dienern umgeben, die zu Pferde Thee kochen oder Pfeifen bereiten, sich eben so Weichlichkeiten und Launen hingeben, als ob er auf den Kissen seines Divans, nicht aber auf dem Polstersattel eines Reitthieres sich befände. Dort wieder begegnet man einem Molla mit tief ernstem Gesicht. Das von Geistlichen oder Gelehrten auf Reisen gebrauchte Thier darf keine muthwilligen Sprünge machen; wie sein Herr, muß auch das Maulthier, der Esel oder das Pferd

den Kopf tiefer zur Erde geneigt tragen; daher die Bezeichnung „Molla-Gäule" für ruhige Reitthiere. Und in der That nehmen sich diese Würdenträger der Göttlichkeit und des Wissens im Osten auf ihren weichen, nicht mit Leder, sondern mit Tuch austapezierten Sätteln ganz so aus, wie in der Berathung oder in der Moschee. Jedes Individuum nimmt in der Karawane eine seinem Stande zukommende Stellung ein und überschreitet sie nicht; nur selten ist der Karawanen-Baschi zur Geltendmachung seiner Autorität gezwungen, obwol er sich auf seine gewissermaßen königliche Würde nicht wenig zu gute thut. Um ihn herum bewegt sich immer eine Art von Hofstaat und es ist ihm zur Pflicht gemacht, eitle und devote Reisemitglieder dieser Art zu verpflegen. Solche Karawanennarren, wenn ich mich so ausdrücken darf, fehlen in Mittelasien bei keiner größeren Reisegesellschaft und verrathen schon durch ihren Anzug und die Beschaffenheit ihres Reitthieres ihr Metier. Während des Lagerns geben sie nicht selten Vorstellungen zum Besten, tragen Lieder vor oder erzählen Geschichten und bemühen sich, die Gesellschaft während der Rast zu unterhalten, und da der Orientale zu Hause kaum mehr Bequemlichkeit hat, als unterwegs, so ist seine Vorliebe für das Reisen, das ihm Zerstreutheit und Abwechslung bietet, begreiflich.

Will man das Karavanenleben recht genießen und inmitten einer solchen Gesellschaft bequem dahinziehen, so thut man am besten, ein Pferd zu wählen, und zwar einen Paßgänger oder Jorga, wie ihn Türken und Perser nennen. An den Paßgang, bei dem das Thier eine angenehm schaukelnde Bewegung annimmt, gewöhnt man dasselbe, indem man seinen Tritt mit Hülfe eines an beiden Füßen angebrachten Strickes regelt. Anfänglich fällt dem Pferde diese Gangart sehr schwer, die Kniegelenke schwellen schmerzhaft an, und erst nach mehrmonatlichem Exercitium kann man es von seinen Fesseln befreien. Die Abrichtung ist aber der mit ihr verknüpften Mühe werth, denn auf einem derartig geschulten Thiere, wenn es überdies mit einem guten Palan (Tuchsattel) versehen ist, wird selbst die langwierigste Reise wenig beschwerlich. Dem Abendländer wird der äußerst langsame Paßgang des Pferdes kaum zusagen, der Orientale hingegen, der dem Grundsatze: „Eilen ist des Teufels Sache" huldigt, zieht es vor, in der freien Natur,

unter einem heitern, blauen Himmel im schaukelnden Sattel gemächlich fortbewegt zu werden. Nicht mit Unrecht! denn wer die Reize einer Orient-Reise kennen gelernt, wird darin mit mir übereinstimmen, daß kein Kameel-, Pferde- oder Maulthierritt so ermüdend und nervenerschütternd wirkt, wie unsere Eisenbahnfahrten, ob im Courierzug zwischen London und Liverpool oder im elendesten Bummelzug einer österreichischen Bahn. — Das Pferd ist das beste Reitthier bei einer Karawane oder in einer kleinen Reise-Gesellschaft; das Maulthier hat allerdings eine angenehme Gangart, ist aber mitunter das eigensinnigste aller Geschöpfe. Befindet sich eine Karawane im Marschiren, so kann ein Maulthier nur mit schwerer Mühe zum Stehen gebracht werden, und hat der Reiter dasselbe gewöhnt, zwei oder drei Tage neben einem anderen zu gehen, so ist keine Macht im Stande, dieses eigensinnige Thier zum Wechseln seiner Position zu bewegen. Es bleibt stehen, und ob man es zu Tode peinigt, es wird halsstarrig seinen Marsch nur dann fortsetzen, wenn der Gefährte von gestern wieder an seiner Seite schreitet. Noch größer sind die Unannehmlichkeiten des Rittes auf einem Esel. Die kurzen, scharfen Tritte des kleinen Thieres irritiren die Nerven des Reiters. Dabei geräth es vor jeder Pfütze und jedem Wasser in Todesangst. Peitsche und Stachel vermögen nur in den ersten Tagen des Marsches das Thier gefügig zu machen und das ewige Antreiben ermüdet Hände und Füße des Reiters ebenso, als hätte er den Weg zu Fuß zurückgelegt. Und was soll ich erst von dem ohrzerreißenden Geschrei sagen? Der europäische Esel ist, was Stärke und Colorit seiner Stimme betrifft, ein Stümper gegenüber seinem asiatischen Bruder. Die gewaltigsten Schreier sind die Esel von Bochara und Chokand, nach ihnen kommt der egyptische Esel, in dritter Linie steht der von Jezd und Kirman; die bescheidensten Esel, die ich kenne, sind unstreitig die des nebligen Englands.

Nur Armuth oder eine Steppenreise nöthigen den Orientalen, ein Kameel als Reitthier zu benutzen. Es ist nicht so sehr die wellenartige Bewegung des Thieres, die denn auch einen der Seekrankheit ähnlichen Zustand erzeugt, welche das Kameel so unliebsam gemacht hat, als der fast unerträgliche Geruch, den das mißgestaltete

Schiff der Wüste auf vier bis fünf Schritte um sich her verbreitet. Dieser mit nichts zu vergleichende Geruch macht sich allezeit fühlbar; besonders quälend wird er für den Reisenden in den Sommermonaten, namentlich wenn das Thier zur Verdauung der in der Wüste wachsenden Disteln nicht genug Wasser hat. Das Pferd kann man in solchen Fällen dem Kameele nur unter schwerem Zwang nahe bringen, der Mensch aber muß auf dessen Rücken stundenlang sitzen und die verpestete Luft einathmen. Gewisse Kleidungsstücke, die ich auf Kameelenritten trug, verloren erst nach Verlauf eines ganzen Jahres den so scharfen und üblen Geruch. Ueberdies ist auch der sehr langsame und plumpe Gang des Thieres ziemlich unangenehm. Das Kameel ist und bleibt ein Lastthier. Dromedare sind sehr selten anzutreffen und überaus theuer. Was man von der Windschnelligkeit einzelner der Letzteren erzählt, ist keineswegs Fabel. Unter den Behludschen und Arabern sollen sich hie und da solche Dromedare vorfinden; in Turkestan sind sie nach meiner Erfahrung nur wenig gekannt, denn die als schnellfüßig gerühmten Kasakkameele bleiben hinter einem mittelmäßigen Pferde zurück. So viel über die Reitthiere. Es giebt aber noch andere Communications-mittel, die ich fast alle kennen lernte. Zu diesen gehören erstens die schon oft beschriebenen Kedschewes (Hängekörbe), im südlichen Mittelasien und Indien Palekis genannt; sofern sie auf Pferde- oder Maulthiersatteln ruhen, sind sie äußerst unbequem, erträglicher noch die auf Kameelrücken befindlichen. Daß ein Europäer, in einem drei Fuß langen Holzkorbe Stunden- ja Tagelang hockend, nicht gern reisen mag, ist nicht zu verwundern, sich einer solchen Equipage bedienen zu müssen, wird ihm zur wahren Qual, während der Sohn des Ostens diese Art des Reisens, an die er von Kindheit gewöhnt ist, nicht incommodirt. Die Kedschewe sind oft mit einem leichten Dache überzogen, für Frauen mit Vorhängen versehen, und in einem solchen balancirenden Käfig werden oft die größten Strecken ohne alle Beschwerde zurückgelegt. Etwas bequemer sind die Tragkörbe auf Kameelrücken, weil ihre Breite vier bis fünf, ihre Länge acht Fuß zu betragen pflegt. In solchen Körben befördert der Reisende auch sein Gepäck, seine Polster und Teppiche, wenn es seine Mittel erlauben. Abschreckend ist dabei nur eine

gefährliche Gewohnheit der Kameele, sie pflegen, wenn von Insekten geplagt, Luftsprünge zu machen und bei dieser Gelegenheit den Holzkäfig sammt dem Reisenden unsanft abzuladen. Die größte Reisebequemlichkeit im Osten ist nur in einem Tragsessel, Tacht=i=Rewan, einem wandelnden Throne zu finden. Er hat die Form eines Himmelbettes, das vorn und hinten von je einem in einer Gabel gehenden Thiere getragen wird. Natürlich ist dieses Vehikel auch das kostspieligste und nur die Allervornehmsten bedienen sich desselben, obwol meiner Ansicht nach selbst diesem ein guter Paßgänger vorzuziehen ist. Mit Ausnahme des Tragsessels, machte ich über die verschiedenen Fahr= und Reisemittel des Ostens mannigfache Erfahrungen. Am Beschwerlichsten ist der Ritt auf einem bepackten Lastthiere in heißen Sommermonaten, denn nicht nur der schlotternde Gang dieser hart geplagten Thiere erschüttert Mark und Bein, auch der überaus üble Geruch der Rückenwunden, von denen nur wenige dieser armen Vierfüßler befreit sind, belästigt den Reiter und verursacht ihm die heftigsten Kopfschmerzen. Ein solches Thier im August zu reiten oder in einer Leichenkarawane sich auf der Straße nach Bagdad zu befinden, ist eins und dasselbe. Auch der Karren in Mittelasien, mit seinen acht= oder zehneckigen Rädern, war auf mich von gliederbrechender Wirkung. Dieses Fahrzeug, bei dem Achse und Rad sich gleichzeitig drehen, verursachte mir in den ersten Stunden stets heftige Seekrankheit; man gewöhnt sich endlich wol an die schaukelnde Bewegung, doch muß man mit tatarischen Sehnen ausgerüstet sein, um durch das ewige Hin= und Hergeschleudertwerden ohne Wunden und Beulen davonzukommen.

Doch wohin bin ich mit meiner Classificirung der Reitthiere gerathen? Wollte ich doch auch einige poetische Züge dieses seltsamen morgenländischen Lebensbildes schildern! Möge mir denn der Leser nach Persien folgen, dem Lande, das seinen Urtypus unter allen Gebieten des Orientes am treuesten bewahrt hat, um eine Karawane auf ihrem nächtlichen Marsche zu begleiten.

Das hellgestirnte Firmament einer iranischen Sommernacht über der nach sengender Tageshitze in wohlthuender Kühle ruhenden Landschaft ist oft schon geschildert worden, aber mögen auch die

Schilderungen so zahlreich werden, wie die Sterne am Himmel, so wird es doch keiner Feder gelingen, dieses zauberhafte Bild in den satten Farben der Natur wiederzugeben. Wie matt, wie klein erscheinen die im dunklen Blau sich verlierenden Sterne unserer Zone neben der im Silberglanz hellstrahlenden Sternenwelt des Ostens? War es der klare Schimmer, der sie umfließt oder war es die Reinheit der mich umgebenden Luft — die Gestirne am östlichen Firmamente schienen mir gleichsam um die Häfte näher gerückt, als in dem kalten Europa! — In einer solchen Nacht mag der Leser die wie in langen Fäden über die Ebene hinziehende Karawane sich vorstellen. Tiefe, melancholische Stille herrscht auf ihrer Bahn; die gegen die Kühle des Abenes eingehüllten Reiter sitzen in gebückter Stellung im Sattel; das schlaffe Leitseil und die immer mehr sinkende Stimme der Treiber scheint auch auf die Thiere, deren Kopf zur Erde sich neigt, einschläfernd zu wirken. Der Hufschlag, bald auf weichem Sande, bald auf härterem Boden, rollt dumpf wiederhallend durch die dunkle Ferne hin; die Stille wird nur von den Schlägen der Glocke unterbrochen, von deren wunderbar ergreifendem Klang Hafiz sagt:

„Klagetöne schlägt die Glocke,
Wird dem Thier die Bürde aufgelegt.“

Die Schönheit der Natur weckt zuweilen bei den Allerniedrigsten der Karawane poetische Stimmung. Der Ruf des Meisters führt sie in seine Nähe, er stimmt die Weisen gewisser Lieder an und aus der Schaar der Knechte und Maulthiertreiber ertönen im Chor Ghasele der beliebtesten Dichter. Diese Scenen, wenn ich in einiger Entfernung von der Karawane zurückgeblieben oder ihr vorausgeeilt war, übten stets auf mich fascinirend und zitternd bemaß ich nach der Bahn der Plejaden am Firmament, wie lange mir dieser Genuß noch vergönnt sein könne. Wochen, ja Monate lang pflegte ich einsame Abendmärsche zu unternehmen, unbekümmert um die Gefahr, von Turkomanen beraubt oder in die Sklaverei geschleppt zu werden und vergaß der nächtlichen Ruhe über dem Anblicke des wunderbaren Bildes einer Karawane auf ihrem nächtlichen Marsche.

Es wird Morgen! Am östlichen Horizonte tauchen die Strahlen der Morgenröthe wie zuckende Feuerspieße immer höher und höher auf; die Sterne erblassen, sie weichen wie beschämt vor dem Orion zurück, der, hinter den Bergen emporsteigend, das majestätische Licht einer orientaïischen Morgendämmerung verbreitet hat. Ich habe diese Naturerscheinung in so manchen Theilen Asiens beobachtet, am großartigsten erschien sie mir auf der wüsten Steppe zwischen Persien und Chiwa. Kaum wird dieser Uebergang von der Nacht zum Tage durch eine kühlere Temperatur bemerklich, so mahnt auch schon der Muezzin (Gebetausrufer) mit einem traurig=feierlichen Rufe: „Hejjua es selat! Hejjua es selat!“ (auf zum Gebet) die Halbschlummernden an ihre Pflicht gegen den Schöpfer. Der Ruf wird selbst von den Thieren verstanden, denn sie machen Halt. Alles steigt ab, verrichtet seine Waschungen, und ohne Zeichen und ohne Anweisung bildet sich eine lange Kette Betender, an deren Spitze ein graubärtiger Imam figurirt. Mittlerweile wird es immer heller und heller, die kalte Morgenluft wirkt fast erstarrend, und während die Reisenden in andachtsvolle Gebete sich versenken, stehen die Thiere, von den Strapazen des Nachtmarsches aus=ruhend, bewegungslos, was der Mohammedaner natürlich ihrem Pietätsgefühle zuschreibt. Und wenn die Schaar der knienden Gläubigen mit aufgehobenen Händen die letzten „Allahu Akber“ ertönen läßt, erscheint Phöbus in vollem Strahlenglanze, die Thautropfen auf Halmen und Büschen in Myriaden von Perlen verwandelnd. Dieses Morgenbild einer Karawane ist besonders bei Mohammedanern oder Feueranbetern von fesselndem Reiz, schon bei den Hindus schwächt es sich ab, am schönsten jedoch gestaltet es sich im Zuge einer großen Pilgerkarawane auf der Straße nach Mescheo oder Kerbela.

Ich habe nun noch von den Stationen oder Halteplätzen der Karawanen zu sprechen, die nicht minder eigenartige Scenerien und Staffagen bieten. Karawanen lagern am liebsten in der Nähe, nicht aber im Innern der Städte und Dörfer. Kaum angekommen, begeben sich die Reisenden in den Ort, um Einkäufe zu machen; man versorgt die Thiere mit Futter, sich selber mit Nahrungs=mitteln, und wer es nur vermag, kehrt schwer beladen zum Halt=

platze zurück; selbst der Aermere weiß sein Ränzchen durch Betteln, durch Segensspenden und sonstigen religiösen Schwindel zu füllen. Erklärlich ist es, daß fast Jeder es vorzieht, sich der Ruhe im Kreise seiner Karawanen=Genossen, nicht aber in den Städten hinzugeben, denn in Letzteren ist man ein Fremder, unter Ersteren Jedem bekannt. Leutseligkeit wird im Osten nie übel genommen, und ich fand stets angenehme Unterhaltung darin, mich während des Lagerns von einer Gruppe zur andern zu begeben, um Besuche abzustatten oder ein Glas Thee in Gesellschaft zu leeren. Die Karawane ist eine geschlossene Familiengesellschaft; man schwatzt und scherzt mit den verschiedenen Mitgliedern und unterhält ein so freundschaftliches Verhältniß, als befände man sich unter lauter Jugendgespielen. Die Stationsorte sind sehr wichtig für die wirthschaftlichen Verhältnisse derjenigen Gegenden, durch welche die Straßen führen. In Mittelasien und Persien wenigstens leben viele Dörfer und Colonien einzig und allein von den Karawanen. Jedes Haus hat dort seine bestimmten Besucher, jeder Kaufmann seine gewissen Kunden und nichts erklärt mehr die Vorliebe des Orientalen für traditionelle, stereotyp gewordene Gewohnheiten, als eben die Annehmlichkeiten, die er auf dem einen oder andern Stationsorte seines Marsches zu finden sicher ist. Von Osch (Usch, Stadt im östlichen Chokand) ist es ein weiter Weg nach Trapezunt, und in der ganzen Länge dieses asiatischen Landstriches giebt es auf den Marschrouten nur wenige Haltpunkte, die nicht wegen des einen oder anderen Vorzuges berühmt wären.

Außer Indien, dessen Culturleben durch den europäischen Geist seiner Verwaltung sich dem Westen zu nähern anfängt, ist auf dem großen Festlande dieses alten Mutter=Erdtheiles bis jetzt die einzige Eisenbahnstrecke jene, welche von Smyrna nach Aidin führt. Andere Linien, von Bagdad nach Kerbela und von Teheran nach dem eine kleine Stunde weit entfernten Schah=Abdul=Azim, sind erst im Stadium der Vorarbeit. Es dürfte daher noch geraume Zeit währen, bis man sich in Expreßzügen von einem Punkte Mittelasiens zum andern wird begeben können. Sollte aber auch Rußland die projectirte Bahn zwischen dem Schwarzen

und Kaspischen Meere, England die gigantische Linie über Bagdad nach Indien zu Stande bringen, so wird dennoch der wahre Sohn des Morgenlandes, wie er es heute zwischen Alexandrien und Suez thut, die seinem Gemüthe, Leben, Naturell und Gewohnheit mehr entsprechende Karawanen-Reise, wo nur irgend thunlich, der Eisenbahnfahrt vorziehen.

Bazare und Bazarleben.

Was dem Römer sein forum publicum war, was dem modernen Europäer die Börse, die Kaffee- und Klubbhäuser, die Promenaden oder sonstige Erholungs- und Reunionsorte sind, das ist dem Morgenländer der Bazar. Der Mann, wenn ihn im engen Kreise der Seinigen Langeweile beschleicht oder wenn er dem Hader und anderer Ungemächlichkeit entgehen will, flüchtet nach dem Bazar, um an dem Summen und Rauschen der wogenden Menge sich zu zerstreuen. Die Frau eilt in den Bazar, um an den bunten Luxusartikeln und prächtigen Kleiderstoffen ihr Auge zu weiden, stundenlang darin herumzuschlendern, kleine Einkäufe zu machen, nicht selten aber auch, um im bunten Gewühle nach Abenteuern zu jagen. Während der rauhen Jahreszeit entschädigt sie sich hier für den Verlust der duftigen Rasen und des schattigen Grüns — in Anbetracht der ungesunden Luft in diesen Lokalen ein trauriger Ersatz. Der Beamte und Gelehrte vertändelt seine Erholungsstunden in den Räumen des Bazars, auch hohen Würdenträgern begegnet man darin, ja es gab sogar Fürsten, die an der kuppelartigen Wölbung der im Centrum gelegenen Verkaufsstellen sich kleine Gemächer einrichten ließen, aus deren dicht vergitterten Fenstern sie das bunte Treiben und Jagen ihrer Unterthanen beobachteten, oder von dort aus in launigem Incognito in's allgemeine Gewühl sich mischten.

Der Bazar ist nicht nur ein Markt für Kaufmannsgüter, sondern auch für Handwerks- und Industrie-Erzeugnisse jeglicher Art. Wie einzelne Abtheilungen der mit beinahe absichtlicher Unregelmäßigkeit gebauten Hallen zur Auslage verschiedener Waarenartikel dienen sollten, was bei der Vorliebe der Orientalen zum romantischen Kunterbunt aber nie der Fall ist, so sollten die Arbeiten

der verschiedenen Handwerker sich in anderen Abtheilungen gruppiren. Dieses ist die ursprüngliche Bazarordnung, die aber heute und wahrscheinlich auch früher niemals pedantisch eingehalten wurde. Es giebt allerdings Abtheilungen der Leinwandhändler, der Riemer, Schlosser und Schneider, der Färber, Buch- und Papierhändler, der Droguerien-, Gewürz- und Tabakkrämer, der Schuh- und Mützenmacher, der Schwertfeger, Juweliere, Steinhauer &c. &c., doch nur der Benennung nach, denn eine systematische Ordnung würde der dem Auge des Morgenländers so gefälligen Confusion Eintracht thun, und so bieten denn die Bazare, namentlich in einigen Städten Persiens und Centralasiens, ein Bild des buntesten Durcheinanders und des erdenklichsten Wirrwarrs. Während in einem Laden der Kaufmann, inmitten seiner hoch aufgespeicherten Säcke oder Waarenballen, einem Standbilde gleich in beneidenswerther Ruhe sitzt, der Kunden gewärtig, die das allmächtige Fatum ihm zu schicken belieben wird, schnurrt und knurrt dicht neben ihm das Rädlein des Drechslers und brodelt und zischt der Kessel des Garkochs, dem schwärmerischen Fatalisten von der einen Seite Hobelspäne, von der andern Speisedampf und gaumenkitzenlden Bratengeruch zusendend. An einer anderen Stelle ist inmitten einer Kupferschmiede, deren Blasebälge pusten, deren Feuer knistert und deren Hämmer ein wahres Höllengetöse machen, die Schule eines Stadtviertels untergebracht. Die schmutzig und ärmlich aussehenden, aber oft bildschönen Jungen, sind im Halbkreise um den hagern und magern Lehrer — Pädagogie und Wohlbeleibtheit gelten überall als Anomalie — geschaart, und da infolge des intensiven Lärms kein Sterbenswort zu unsern Ohren dringt, so bekunden nur der weitgeöffnete Mund oder die Bewegung der Gesichtsmuskeln den Lauf des Unterrichts. Nicht weit von dieser Schmiede hat sich in einem Winkel ein öffentlicher Schreiber installirt, der etwas schwerhörig geworden ist, wahrscheinlich infolge des ewigen Hämmerns, und es bleibt räthselhaft, wie er es ermöglicht, das geflüsterte Dictat der verschleierten Dame zu einem Briefe — vielleicht ein Billet-doux — aufzufassen. Dort gegenüber befindet sich eine Barbierstube. Einem der Kunden ist Gesicht und Schädel in Seifenschaum gehüllt und wird mit einem erbärmlich schlechten Rasirmesser vom Meister Figaro bearbeitet, der

ungenirt den überflüssigen Seifenschaum von den Fingern in den Weg hinauswirft, ohne Rücksicht auf den eben vorbeipassirenden Verkäufer mit dampfenden Pfannkuchen. Ein anderer Kunde stößt unter der Operation des Zahn-Ausziehens gewaltige Schreie aus, während in dem anstoßenden Gewölbe ein Waffenhändler auf die feilgebotene Klinge schlägt, um den Käufer von dem Silberton des echten Chorasani-Stahls zu überzeugen. Es sind Scenen der mannichfaltigsten Art und der seltsamsten Contraste, in denen das Leben und Treiben im Innern der nach einer Seite hin ganz offenen Bazar-Lokalitäten sich dem fremden Beobachter darstellt.

So viel von dem Innern der Läden. Der weit interessantere Theil ist und bleibt aber die vom frühen Morgen bis zum späten Abend in den Bazarräumen kaleidoscopisch bunt sich bewegende Menschenmasse, deren Summen und Brausen und ununterbrochenes Getöse von der hohen Wölbung des Gebäudes wiederhallt, so daß man beim Verlassen des Bazars sich plötzlich in eine Todtenstadt versetzt glaubt. Im östlichen, noch nicht verfälschten Theile der Moslimwelt belebt sich der Bazar schon in den frühesten Morgenstunden. Mit dem letzten Schritte des sich entfernenden Nachtwächters fällt das Knarren der geöffneten Bazarpforten zusammen. Die in der Mitte des Weges hingestreckten Hunde befinden sich noch im Morgenschlafe, wenn schon die Läden sich öffnen und die ersten Besucher erscheinen. Die Gesellschaft hat überall eine Klasse privilegirter Faullenzer, und in Asien ist diese übermäßig groß; sie stellt das Hauptcontingent derjenigen Bazar-Besucher, die sich als die ersten dort einfinden, zweck- und ziellos herumschlendern oder an gewissen Punkten sich niederlassen und an einem und demselbem Orte mit unsäglichem Behagen verweilen. Zu diesen gesellen sich die Hausirer, welche, in Ermangelung eines stabilen Ladens, ihren Waarenvorrath unter einem Arme halten, mit dem andern ein anlockendes Stück aufzeigen und mit kräftiger Stimme und noch kräftigeren Ausdrücken die Vorzüge ihrer Artikel verkünden. In diesen Geschäftsbaryton mischt sich mittlerweile der näselnd-singende Ausruf der Victualienhändler, der wandelnden Garköche, Bäcker, Käse-, Grünzeug-, Obst- und Kuchenhändler. Der Eine schnalzt mit dem Munde, die Schmackhaftigkeit seiner Producte anzudeuten, der Andere läßt ein fortwährendes „O, wie fein! Ach, wie zucker-

süß!" „Ei, wie gut!" hören, Jeder in einer tradionellen Tonart, und mit traditioneller Gesticulation, zuweilen überschrien von dem wilden „Ja Hu! Ja Hakk!" eines zufällig vorbei eilenden Derwisches. Dieses schon respectable Stimmenchaos vermehrt noch das kläglich weinerliche, scharf gutturale „Sahib-ul-chajrat!" (o Mann der Wohlthat!) oder das scharf gezischte „Schejin lillah!" (Etwas um Gotteswillen!) der gräulich zerlumpten, bisweilen schrecklich verkrüppelten Bettler, die ihre Bettlerschalen hoch über die dichte Menschenfluth hinhalten, des Scherfleins Mitleidiger gewärtig. Seinen Höhepunkt erreicht das Concert, wenn eine Karawane das Karawanenserail verläßt und eine lange Reihe bepackter Kameele oder Maulesel sich durch den dichten Menschenknäuel Bahn brechen muß. Das Aechzen und Grunzen der Kameele, das rabiate Commandiren des Karawanenführers, accompagnirt vom schrillen Geschrei des Eselchens, auf dem er reitet, machen dieses Tohuwabohu hunderter und aberhunderter Töne zu einem wahrhaft sinnbetäubenden. Das merkwürdigste aber ist dabei, daß diese lange Reihe bepackter Lastthiere inmitten des ungeheuren Pêle-mêle von Lustwandlern und Käufern, von ängstlichen Weibern und furchtsamen Kindern, von schlafenden Hunden und wie besessen umherspringenden Derwischen dennoch ihren Weg findet, ohne sich selber oder einem Anderem den geringsten Schaden zuzufügen. Eine bewunderungswürdige Schmiegsamkeit und Friedfertigkeit scheint Menschen wie Thieren innezuwohnen. Wie der Mensch sich behutsam einwärts biegt oder zurückzieht, so bewegt sich auch das so plumpe, trotzig aussehende Kameel mit äußerster Vorsicht vorwärts. In einem Gedränge zertreten oder erdrückt zu werden, wie dies in Europa häufig vorkömmt, ist in Asien unerhört.

Toll und lärmend geht es wol überall in den Bazaren zu und ein diesbezüglicher Unterschied ist nur in den verschiedenen Tageszeiten wahrzunehmen. Seinen Culminationspunkt erreicht der Bazarlärm in den ersten Vormittags- und letzten Nachmittagsstunden; zur Mittagszeit, besonders in den Sommermonaten, ist es darin verhältnißmäßig ruhig. Auch die Belebtheit variirt je nach den Jahreszeiten, am meisten aber werden die verschiedenen Nuancen derselben je nach der Verschiedenheit der Völkerelemente bemerkbar. Der Bazar ist in der That der treueste Sitten- und Charakter-

spiegel eines Volkes. Wie in der Türkei der Handelsmann in seinem Gewölbe eine auffallende Gemüthsruhe bekundet, beim Anbieten seiner Waare sich nicht ereifert und nie zudringlich wird, so ist auch bei der wogenden Menschenmasse eine gewisse Gelassenheit wahrzunehmen. In den persischen Bazaren aber tritt das Gegentheil zu Tage. Der Kaufmann pflegt bei dem Angebote des Artikels den ganzen Strom seiner Beredsamkeit zu entfesseln. Seine Hände und Füße, sein Gesicht, sein langer Bart und seine hohe Mütze sind gleichzeitig in Bewegung; der Prophet, alle Heiligen, der Koran sogar werden zur Betheurung der Wahrheit seiner Anpreisung herangezogen; er spricht nicht, sondern überredet und dringt seine Waare mit Gewalt auf, und da der mit diesen Finten bekannte Käufer mit gleichen Waffen in Bereitschaft steht, so gleicht die ganze Transaction mehr einer heftigen Zankscene, als einem geschäftlichen Verkehre. Und wie der Einzeln, so die in den Gängen sich herumtummelnde Menge. Die Bazare von Tebris, Teheran, Isfahan, Schiraz und Meschhed gewähren ein ganz eigenthümliches Bild der geistigen und körperlichen Rührigkeit des iranischen Volkes. Man bewegt sich dort rascher, man spricht mehr und schneller, ist überhaupt gereizter, als in ähnlichen Localitäten Mittelasiens oder der Türkei, und so viele Schlägereien, wie an einem Tage in einem größern Bazare Südpersiens sich zu entspinnen pflegen, kommen in der Türkei das ganze Jahr hindurch an diesen Orten nicht vor.

Im Uebrigen ist die Existenz der Bazare und die mit denselben verbundenen Eigenthümlichkeiten eine unausbleibliche, ja ich möchte sagen naturgemäße Folge des in seinem Grundwesen so geräuschlosen, gewaltsam verborgenen und verheimlichten häuslichen Lebens der moslimischen Gesellschaft. Man braucht nur die an eine Todtenstadt erinnernden, verödeten Straßen orientalischer Städte zu durchwandeln, um es begreiflich zu finden, daß eine Reaction, ein entgegengesetztes Extrem vonnöthen ist. Dieses andere Extrem nun, diesen Gegensatz vermittelt der Bazar, unter dem im weiteren Sinne des Wortes nicht nur eine Markthalle, sondern das öffentliche Leben im Allgemeinen verstanden wird. Was in den Bazar gelangt, das ist in die Oeffentlichkeit gedrungen; er gilt nicht nur den Privaten, auch der Regierung als Forum. Wem

eine Hand oder ein Ohr abgeschnitten, wer auf eine oder andere Weise gebrandmarkt werden soll, der wird vor oder nach der Execution durch den Bazar geführt, ja in Persien pflegt der Delinquent sein abgeschnittenes Glied sogar selbst auf einer Schale herumzutragen und Mitleidsgaben einzusammeln. Ist eine Frau mißhandelt oder Jemandem ein Unrecht zugefügt worden, so stellen sich die Betreffenden auf den belebtesten Punkten des Bazars auf, um ihr Leid den Vorübergehenden zu erzählen und ihre Sympathie anzuregen. Die wichtigsten Staatsangelegenheiten, die heiklichsten Vorkommnisse im häuslichen Leben gefürchteter Großen, sogar des Fürsten selbst — Alles wird hier ohne Furcht und Scheu erörtert und kritisirt. Ueberraschend ist hierbei die Blitzesschnelle, mit der Gerüchte aller Art colportirt werden und jede telegraphische Communication überholt, wobei sie natürlich in dem Maaße der Verbreitung auch an Colorit und Umfang sich verändern. Vier Worte an einem Ende des Bazars gesprochen, sind am andern schon zu zwanzig herangewachsen. Als Exemplification des Gesagten diene folgende Episode. Zwei Tage nach meiner Ankunft in Herat, als ich eben im Bazare herumschlenderte, fand ich ein Paar alte, aber nicht ganz abgenützte Stiefel vor dem Laden eines persischen Händlers zum Verkaufe ausgehängt. Trotz meiner sehr drückenden Armuth, fühlte ich mich durch die rauhe Jahreszeit dennoch bewogen, meine letzten Pfennige auf diesen Luxusartikel zu verwenden und ließ mich mit dem Perser in eine Unterhaltung ein. Von alten Stiefeln gelangten wir in unserer Conversation zu neuen Stiefeln, von neuen Stiefeln zu Reisen, von Reisen zu fremden Ländern und Nationen, und da ich im Laufe des kaum einviertelstündigen Gespräches merken ließ, daß ich auch von dem etwas obscuren Volke der Ingiliz oder Frengi (Engländer oder Europäer) vage Begriffe hatte, so vermuthete mein iranischer Pfiffícus in mir einen verkappten Repräsentanten dieser goldgespickten Menschenrasse, zeigte sich überaus freundlich und überließ mir die Stiefel, in Hoffnung auf spätere glänzendere Geschäfte, für einen Spottpreis. Ich errieth die Sachlage, machte mir aber wenig daraus, warf die Stiefel über die Schulter und schlenderte weiter. Nach höchstens zehn Minuten trat ich in den Laden eines Victualienhändlers, um etwas Brod zu kaufen. Hier frug man

mich, zu meinem großen Erstaunen, ob ich nicht zu jener Pilger=gesellschaft gehöre, in deren Mitte sich ein verkleideter, stein=reicher Engländer befinde, und ob es wahr sei, daß er die Stadt Herat, damals ein Ruinenhaufen, käuflich an sich zu bringen beabsichtige. Im Karawanenserail angelangt, fand ich dieses Gerücht auf's Unglaublichste potenzirt und eine Anzahl Neugieriger strömte herbei; erst als man den vermeinten britischen Crösus in der armseligsten aller Zellen, auf der bloßen Erde sitzend, bei einer echt orientalischen Beschäftigung fand, ja als man sah, daß er von seinen Beneidern und Begaffern mit fachmäßiger Zudringlichkeit Almosen verlangte, ließ man mich in Ruhe, obwol der Verdacht nicht schwand. Aehnliches stieß mir auch in Bochara zu, und wie mächtig, wie beharrlich, ja bisweilen auch wie gefährlich der sog. Bazar-gossip (Bazarengeträtsch) werden kann, darüber machten die Briten während der Sepoy=Revolution von 1857 die traurigsten Erfahrungen.

Heute, wo im mohammedanischen Morgenlande Alles dem raschen Untergange entgegengeht, wo Größe, Pracht, Glanz und Leben nur als der matte Schimmer einer vergangenen und wahr=scheinlich nicht sobald wiederkehrenden Periode vor uns steht, nimmt auch die Bedeutung der Bazare zusehends ab. Die alten werden dem Verfalle preisgegeben und neue nicht mehr gebaut. Wozu auch? Wo alle Bande der staatlichen Existenz gelockert, wo Justiz und öffentliche Sicherheit nur dem Namen nach bestehen, da kann von geregeltem Handel und Wandel keine Rede sein, und dem=gemäß werden auch Emporien, Karawanenseraile und Bazare völlig überflüssig. Selbst der Wohlthätigkeitssinn, die Sucht, seinen Namen durch prächtige Bauten zu verewigen, eine edle Passion, der so mancher Bazar in Asien seinen Ursprung verdankt, ist erloschen, und wo sind heut die reichen Kaufleute, hohen Würden=träger und Fürsten, die ihr Vermögen auf diese Weise verwenden wollen und können? Im ottomanischen Kaiserstaate haben die Bazare ihre frühere Wichtigkeit beinahe schon gänzlich eingebüßt, in Persien starren uns nur noch Ruinen entgegen, wenngleich herrliche und großartige Ruinen, die im Lichte der geschichtlichen Erinnerung noch immer unsere Phantasie mächtig anregen. Welches Leben müssen z. B. nicht die Bazare von Tebris zur Zeit der

Helagiden gesehen haben? In den gewölbten Räumen wiederspiegelte sich das Treiben einer gigantischen Weltstadt: Chinesen und Mongolen, Tataren, Indier, Perser, Araber, Griechen und Italiener bewegten sich darin in ihren buntesten Trachten, Naturproducte und Kunsterzeugnisse der entferntesten Zonen waren in ihren weiten Magazinen aufgespeichert. Wie mittelalterliche Reisende erzählen, waren ganze Tage nöthig, um nur in den Verkaufshallen mit Seidenwaaren und Brocaten sich orientiren zu können, und der von Leinwandhändlern gezahlte Pachtschilling reichte schon aus, um Lehrern und Schülern mehrerer Collegien den Unterhalt zu geben! Und wie erst muß der Bazar von Isfahan zur Zeit der Sefiden sich dargestellt haben? Thevenot und Chardin erzählen uns Wunderdinge von dem fabelhaften Reichthume und der Herrlichkeit, von den bunten Menschenmassen darin. Noch heut kann der Reisende stundenlang in den gänzlich verlassenen und öden Räumen dieses Bazars umherirren, und ich selbst werde nicht sobald den tief niederschlagenden Eindruck vergessen, den ein Gang durch diese Hallen auf mich machte. Dort, wo ehedem die Schätze und der Luxus einer ganzen Welt ausgestellt waren, herrscht heut Todesstille, und wo ehedem den ganzen Tag hindurch der betäubende Lärm einer emsigen Menschenmasse wiederhallte, dort schwirren nur noch in nächtlicher Stunde gespensterartig lichtscheue Fledermäuse. Die Herrlichkeit der Bazare ist für immer dahin.

Christen und Juden.

Schon die Benennung: „Orientalische Christen,“ mit der man die christlichen Glaubensgenossen in Asien zu bezeichnen pflegt, birgt in sich ein zwiefaches und nicht gewöhnliches Interesse. Der Reisende hofft in diesen Christen ihm möglichst sinnesverwandte und durch die Bande eines gemeinsamen Glaubens sympathische Menschen zu finden, während andererseits Kulturhistoriker und Diplomaten in ihnen das priviligirte Medium erkennen wollen, welches zur Ueberführung abendländischer Cultur und Ideen nach dem Morgenlande, zur Verjüngung dieses alters-schwachen Welttheiles sich am geeignetsten erweisen wird. Beide Ansichten beruhen auf einer gänzlich irrthümlichen Auffassung, denn wer die saubere asiatische Glaubensgenossenschaft richtig characterisiren will, muß alle Laster und Verkehrtheiten, alle Unduldsamkeiten und Vorurtheile, die den Bekennern Mohammeds verschiedenster Zunge und Farbe eigen sind, zusammenfassen, und nachdem er zu dieser respectablen Summe von Untugenden eine bedeutende Dosis von Servilität und Verkommenheit, von Lug und Trug, aber auch von zäher Ausdauer und Sparsamkeitssinn hinzugefügt, wird er einen ziemlich treuen Typus der allerdings sehr bunten orientalisch-christlichen Bevölkerung gewonnen haben. Daß die Züge eines solchen Bildes, ohne den beschönigenden Firniß religiöser Sentimentalität betrachtet, im Allgemeinen uns noch abstoßender und widerwärtiger erscheinen müssen, als das der Mohammedaner selbst, ist ganz natürlich. Es ist dies eine traurige, aber wahre Thatsache, nach deren Ursachen man gleichmäßig auf historischem, religiösem und ethnographischem Gebiete forschen müßte, eine Beschäftigung, von der ich hier Umgang nehme. Auch mit den Ver-

schiedenheiten der über ein Dutzend zählenden christlichen Secten will ich den Leser verschonen, da die Erörterung der kleinlichen Streitfragen über die halbe, ganze oder viertel Gottheit Christi zu meiner Aufgabe an dieser Stelle nicht gehört. Unser Augenmerk soll nur auf die drei hervorragenden Nationalitäten gelenkt sein, nämlich: auf die armenischen, griechischen und syrochaldaeischen Christen, die ich in ihrer ungeschminkten Beschaffenheit, in ihrer häuslichen, politischen und religiösen Existenz vorführen werde.

I.

Wem sind nicht auf einem Ausfluge, geschweige denn auf einer längeren Reise im Osten jene starkknochigen Menschen mit breitem Körper, breitem Kopfe, breiten Brauen, dunkeln aber glanzlosen Augen und breiten Gesichtszügen aufgefallen, denen man vom Paropamisus=Gebirge bis an die Donau, vom Kaukasus bis nach Java, sporadisch oder massenhaft, in allen Bildungsgraden, in den mannigfachsten socialen Stellungen, in allen Trachten und Farben begegnet. Sie bekunden in scharf hervortretenden Merkmalen eine Gemeinsamkeit, deren Vorhandensein, äußerlich kaum merklich, nur in Form eines matten Lichtchens hervortritt, im Verborgenen aber als ein mächtiges Feuer die lange Gliederkette durchglüht und sie zu einer compacten untrennbaren Masse verschmilzt. Dieses in seiner geographischen Zerstreuung nur den Juden und Zigeunern nachstehende Volk ist das armenische, Ermeni genannt. Doch man hüte sich wohl vor der generalisirenden Anwendung dieses Namens, denn die an Rom hängende Fraction der Armenier verwahrt sich bis auf's Messer gegen denselben, sie nennen sich Katholiken. Armenier dünkt ihnen ein Schimpfname, und doch sind sie, im Grunde genommen, armenischer als alle Uebrigen. Das Blüthen=Zeitalter dieses Volkes, die Tage der politischen Herrlichkeit von Groß= und Kleinarmenien sind sehr lange schon vorüber, und die Steinruinen von Ani und Sis, in der Umgebung Erzerums und Erzingians, haben für den europäischen Reisenden weit mehr Interesse, als für die umwohnenden Nachkommen der ehemaligen mächtigen Gegner Parthiens und Roms.

Aber was bedeuten denn auch morsche Steine, wenn das lebendige Wort geheiligter Traditionen und Legenden im Angedenken von Hunderttausenden, ja Millionen lebt und gleich einer geheimen Feder in steter Thätigkeit wirkt? Hadschator (Crucidatus), der Mauleseltreiber, der an meiner Seite auf den steilen Pfaden des pontischen Gebirges einhertrabt, weiß durchaus nichts von Ruinen armenischer Kirchen. Ohan, mein Reisegefährte, ein Kaufmann aus Tebris, hat eine leise Ahnung davon, während der Wartabet (Mönch) aus Utsch-Kilisse, ein Kloster auf der Straße nach Bajazid, wo wir übernachteten, schon genug darüber zu erzählen weiß. Er streichelt seinen langen, dichten, halbgrauen Bart, zieht die colossalen, schwarzen Augenbrauen zusammen und hält dem vermeinten Efendi (d. h. meiner Wenigkeit) in korrecter, türkischer Schriftsprache einen salbungsvollen Vortrag über die Größe und Machtvollkommenheit der einstigen armenischen Kirche, d. h. ihrer Priester. Tief eingehend und mit Begeisterung wird jedoch nur Herr Nazarian, der europäisch gekleidete, armenische Schöngeist in Constantinopel, von der Vergangenheit seiner Nation zu uns sprechen. Er ist über die einzelnen Epochen seiner vaterländischen Geschichte wie über die politischen Begebenheiten in den damaligen Nachbarländern genau unterrichtet, und steinfest ist seine Ueberzeugung von der Zukunft des armenischen Volkes, das nach langer Unterdrückung schließlich über seine Feinde triumphiren muß.

Um dieses kräftige, plumpe, in jeder Hinsicht feste Volk treu zu charakterisiren, können wir nichts Besseres thun, als die letzterwähnten vier Persönlichkeiten, als Repräsentanten der vier Hauptklassen oder Stände, vorzuführen. Hadschator, meinetwegen auch Agop, falls dieser Name mehr Anklang finden sollte, stammt aus Wan, einem armenischen Neste inmitten hoher Felsen, deren steile Wände in Keilschrift persische Großthaten verkünden; die Entzifferung derselben kostete dem deutschen Gelehrten Schulz das Leben. Aus dieser armen Heimath, ewig von Kurdensspeeren bedroht, nahm unser Hadschator seinen Weg gegen die Küste, wo man zum Waarentransport breiter, fester Rücken und starker Muskeln bedarf, Vorzüge, mit denen die Natur ihre armenischen Kinder reichlich bedacht hat. Jahrelang schleppte Hadschator die teuflisch-schweren, frengischen Ballen von Baumwoll-Leinwand,

durchgehends massive, durch breite Eisenbänder zusammengehaltene Stückgüter, aus den Schiffen im Hafen von Trebisond nach dem hochgelegenen Chan, bis er endlich aus seinem breiten Rücken so viel Kapital herausgeschlagen hatte, um einige Lastthiere zu kaufen und ein Speditionsgeschäft zu unternehmen. Was früher sein eigener Rücken getragen, das tragen nunmehr auf Rechnung iranischer Kaufleute die Rücken seiner Esel nach Erzerum u. a. O., neben denen der Herr Spediteur zu Fuß einhergeht, scherzend, spielend, aber immer rechnend, wie hoch die Summe des Frachtertrages die Gesammtspesen an Gerste, Stroh und Stallung wol übersteigen werde. Nur an Stroh und Gerste denkt der gute Mann, sein eigner Unterhalt macht ihm wenig Sorge, da seine tägliche dreimalige Ration an Brod und Zwiebeln zusammengenommen, nicht so hoch zu stehen kommt, als die Verpflegung eines bescheidenen Eselchens. Und doch sieht Hadschator rüstig und gesund aus, und aus dem zerlumpten Reiseanzug würde Niemand schließen, daß sein Haus und Hof recht nett bestellt sind, daß seine Kinder gut gekleidet, gut genährt und gut unterrichtet werden. — Wer etwas mehr Unternehmungsgeist hat, nehmen wir z. B. einen Agop oder Serkiz an, der setzt seinen Weg von der Küste nach Stambul, diesem Mittelpunkte aller irdischen Schätze, aller menschlichen Hoffnungen und aller Schicksalsbestimmungen, fort. Hier bieten sich ihm verschiedene Carrièren, die er, je nach seinen geistigen und körperlichen Vorzügen, verfolgen kann. Wer es in der nationalen Kunst des Kriechens, Bückens, des Schmiegens und Drückens zu einer erheblichen Ausbildung gebracht, tritt in ein mohammedanisches Haus als Diener ein, wird nämlich Aiwas, d. h. jenes Individuum in der türkischen Haushaltung, das den schlechtesten Theil des Hauses bewohnt, der Unterste des Dienertrosses ist, den niedrigsten Dienst zu verrichten hat, aber infolge des überall vorherrschenden patriarchalischen Geistes, trotz seines Giaurthums, trotz seiner niedrigen Stellung, hie und da doch als internes Mitglied angesehen wird und in den meisten Fällen sich ein kleines Vermögen zusammenscharrt. Setzt aber der neue Ankömmling mehr Vertrauen in die Härte und Festigkeit seiner Knochen, als in die Schmiegsamkeit seines Charakters, so wird er lieber Hammal, d. h. Lastträger, schafft sich einen Semer, einen kleinen, mit Stroh ausgestopften

Ledersattel an, trägt auf denselben kleine Lasten, oder ladet den Sirik, eine lange Stange, auf die Schulter, um mit einem oder mehreren Gefährten jene herculischen Kunststücke auszuführen, die den europäischen Beschauer in Pera mit gerechter Bewunderung erfüllen. Man sieht bisweilen vier dieser Hammale, mittelst der einfachen mechanischen Vorrichtung zweier Stangen, eine 15 bis 20 Centner schwere Last den steilen Bergweg im Eilschritt hinauftragen. Jede Ader an ihren nackten Beinen ist angeschwollen, das Blut in's Gesicht gestiegen, unter ihren wuchtigen Tritten zittert völlig die Erde, und diese Menschen mit den stählernen Schulterbeinen nähren sich von der frugalsten Kost, leben in schlechten Räumlichkeiten und sind obenein noch in der nächtlichen Ruhe gestört, denn sie fungiren in der Regel auch noch als Magazinwächter. Wie man sieht, hat der Eine mittelst Knochenhärte, der Andere mittelst Charakterschmiegsamkeit auf der dornigen Bahn des Lebens sich vorwärts gebracht, Beide haben ein Sümmchen zusammengespart und treten nun ihren Rückweg in's arme heimathliche Thal an, wo sie für Crösusse gelten, wo man ihre Erfahrungen hochschätzt und sie als ehemalige Diener hoher Würdenträger sogar fürchtet. Einige dieser Agope und Serkize kehren als Hadschi's heim; sie haben sich den Luxus einer Pilgerfahrt zum Grabe Christi gegönnt, sie haben am Auferstehungsfeste in der großen Kirche zu Jerusalem die Wunderflamme gesehen und von griechischen Prügeln und friedensstiftenden türkischen Kolbenstößen ein reichlich Theil genossen. Die Beulen und Wunden aus Prügeleien an heiligen Stätten sind bald verschwunden, der Lichtschimmer religiöser Begeisterung aber umgiebt sie lebenslänglich.

Da wir in Begleitung dieser beiden typischen Individuen auf's Land gelangt sind, wollen wir uns nach dem armenischen Landmann umsehen. Der Ackerbau war von jeher die Lieblingsbeschäftigung dieses Volkes, dem physische Kraft und Ausdauer bei Bearbeitung der Scholle eben so sehr zu Statten kommen, wie dem Griechen die Behendigkeit des Geistes und Körpers beim Handel frommt. Zu den angenehmen und einträglichen Lebensberufen wird der Ackerbau bei den Armeniern keinesfalls gerechnet werden können. An dem kargen Ertrag der mühevollen Arbeit

pickt zuerst der Geistliche mit einem bei den Armeniern gewissenhaften und bescheidenen Schnäbelchen, ihm folgt der Steuereinnehmer, ein Vielfraß, wie in den meisten Gottesländern, der schon gewaltige Brocken bricht, und wenn der armenische Landmann auf diese Weise „Gott und dem Kaiser" Genüge gethan, ist er des Restes keineswegs sicher und wird von den benachbarten kurdischen Räubern in einem Jahre mindestens zehnmal bestohlen und ausgeraubt, ja bisweilen bei Vertheidigung seines Guts todtgeschlagen. Dies ist keine Uebertreibung, dem oft passirte ich auf meinen Reisen armenische Dörfer, in denen alle waffenfähigen Männer Jahraus Jahrein auf den flachen Dächern der Häuser die ganze Nacht hindurch Wache halten müssen, um sich gegen kurdische Ueberfälle zu schützen. Eine solche Existenz bedarf fürwahr einer eisernen Ausdauer! Und trotz dieser Zustände wird der Armenier fast immer wohlhabend, ja reich, betreibt mit Vorliebe Geld- rectius Wuchergeschäfte und weiß, namentlich dort und dann, wo er unter dem allerdings theuer erkauften Schutze der Localbehörde sich gesichert fühlt, das ihm anheimgefallene unglückliche Schaf auf's Unbarmherzigste zu scheeren und zu schinden. Sobald ein Armenier ein Kapital erspart hat, vertauscht er sein Dorf mit der Provinzstadt; darauf sucht er ein größeres Thätigkeitsfeld und zieht aus der Provinzstadt in die Residenz, wo es der trägen und verschwenderischen Efendi's Bey's und Pascha's gar viele giebt und wo er vom obscuren Stande eines Wucherers zur klangvollen Stelle eines „Multezim", d. h. Steuerpächters, oder eines Haus- und Hofbanquier's sich emporschwingt. Er erhält den Titel Tschelebi* (Herr), anstatt des früheren Tschorbadschi. Herr ist er nur dem Namen nach; man muß eben sehen, mit welcher Hunds-Unterthänigkeit, mit welchen Bücklingen und Krümmungen diese „Herren" ihr Geld und ihre Persönlichkeit zu präsentiren pflegen, um zu begreifen, wie schmählich Alle ausgesogen werden, die sich mit ihnen in Geldgeschäfte einlassen. Früher, in den Zeiten ungehemmter, türkischer Willkühr, trat oft das umgekehrte Verhältniß ein; der Efendi, Bey oder Pascha, ließ sich von dem Armenier ganz geduldig aussaugen, aber sobald der

* Tschelebi oder Tschorbadschi sind nur in der Neuzeit den Christen verliehene Titel, früher waren dies Rangbezeichnungen ausschließlich für Mohammedaner.

Geldsack des Armeniers bis zum Platzen gefüllt war, wurde kurzer Proceß mit ihm gemacht, der Banquier ward des Betrugs oder Verrathes bezüchtigt, geköpft oder gehängt und das tropfenweise verlorne Vermögen kehrte auf einmal zu seinem frühern Besitzer zurück. Dieses unfreiwillige Sterben wurde als seltene Treue eines Dieners gegenüber seinem Beschützer proclamirt. Auf dem Grabstein des unsanft Entschlafenen war eine Figur angebracht, die den Kopf entweder unter dem Arme trug oder zwischen den Füßen liegen hatte, womit die Familie des Dahingeschiedenen weniger die ihnen angethane Schmach, als ihre Ergebenheit beweisen wollte, denn es sind Fälle vorgekommen, und sie gehören eben nicht zu den Seltenheiten, daß die Söhne des Hingerichteten bei dem Mörder ihres Vaters wieder Banquierstellen einnahmen, sich wieder bereicherten, um im zweiten oder dritten Geschlechte wieder in beschriebener Weise zu enden. Wahrlich für beide Parteien gleich schmählich! — Heut, wo am Bosporus nicht die Türken, sondern die europäischen Gesandtschaften den Ton angeben, wo diese armenischen Wucherer den offenen oder geheimen Schutz irgend einer Gesandtschaft genießen und die Abzapfung ohne Gefahr der einstigen Zurückerstattung vor sich geht, vollzieht sich dadurch die gänzliche Verarmung der türkischen Gesellschaft. Das ganze Kapital ist mit wenig Ausnahmen in den Händen der Armenier concentrirt, die nebstbei zu den Hauptmatadoren auf der Börse zu Galata sich herausbilden. Gegen diese durchtriebenen und gewissenlosen Geldleute ist nur schwer etwas auszurichten und der alte Rothschild hatte nicht unrecht mit der Behauptung: „Man sperre die Juden und Armenier der ganzen Welt in eine Börsenhalle ein, und binnen einer halben Stunde wird das Geld der Erstern in die Säcke der Letztern übergegangen sein.“ Uebrigens sei es zum Lobe der modernen armenischen Börsen-Matadore erwähnt, daß sie von dem mitunter schmutzig, mitunter rein erworbenen Gelde zu national-humanitären Zwecken gern beisteuern und der Besucher ihrer vorzüglichen Schulen in Konstantinopel, ihrer Lehranstalten in Venedig, Paris und Rom wird, im Hinblick auf die angestrebten Bildungsziele, von der Qualität der Erhaltungsquelle absehen.

Auch als Handwerker spielt der Armenier eine nicht unbe-

deutende Rolle, aber nur in jenen Zweigen der Industrie, welche seit Jahrhunderten seinem Stamme eigen sind. Wer mit dem edlen Metalle nicht handeln kann, der bearbeitet dasselbe, und daher sind die meisten Goldarbeiter im türkischen Staate Armenier. Armenier sind auch die Schneider, Kürschner und Köche, was für eine Geschmacksanalogie bei Beherrschten und Beherrschenden spricht, wie denn überhaupt ein gewisser Grad von Gemeinschaftlichkeit in Sitten und Gebräuchen zwischen Beiden sich bemerkbar macht, so z. B. wird die Harems-Unsitte bei den Armeniern eben so streng, wie bei den Mohammedanern aufrecht erhalten. Hierin findet das sonderbare Verhältniß Erklärung, daß der Osmane mit dem Armenier, der ihm unter allen Raja's am wenigsten sympatisch ist, dennoch am meisten verkehrt und auch deshalb verkehren muß, weil der Armenier unter allen Christen, seinen Naturanlagen nach, am meisten orientalisch ist. Nicht nur in der Haushaltung des kleinen und großen Würdenträgers, sondern selbst im kaiserlichen Palaste war es zu allen Zeiten der Armenier, dem als Fremdling rückhaltsloser Zulaß gestattet wird und der einen gewissen Grad von Vertrauen genießt. Niemand versteht es besser als er, den Schwächen des moslimischen Siegers zu schmeicheln und in dem Weihrauchqualme gespendeter Complimente den Verdacht des Tyrannen zu ersticken. Daher kommt es auch, daß das zähe und compacte armenische Volkselement unter der tyrannisch-osmanischen Herrschaft verhältnißmäßig am wenigsten gelitten hat; es schmiegte und beugte sich, brach aber nicht, denn während wir heute bosnische, bulgarische, albanesische, ja sogar griechische Mohammedaner zu Hunderttausenden zählen, giebt es keinen einzigen armenisch sprechenden Bekenner des Islams. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß zur Blüthezeit moslimisch-tatarischer Macht, nämlich im 13. und 14. Jahrhundert, einzelne Bekehrungen stattfanden, doch sind Beispiele eines massenhaften Uebertrittes kaum bekannt, und diese Zähigkeit, diese glänzend erprobte Ausdauer bieten die sicherste Garantie für die nationale Zukunft dieses Volkes. Still und geräuschlos, ohne den leisesten Verdacht zu erwecken, hat das Werk der nationalen Wiederbelebung des armenischen Volkes in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts seinen Anfang genommen, und es ist ein alltägliches

Vorkommniß, daß selbst verknöcherte Materialisten dieser Volks=Genossenschaft geistiges Streben nachhaltig fördern. Altarmenische Sprache und Geschichte, ehedem nur von einigen Geistlichen in verborgener Klosterzelle gepflegt, werden heute schon in den Elementarschulen der Hauptstädte gelehrt und sind nahe daran, Gemeingut zu werden, und eben weil dieses Volk ohne Geräusch und Aufsehen mit bewunderungs= und lobenswürdiger Ausdauer sich zur Regeneration an's Werk begeben hat, ist ein Gelingen um so wahrscheinlicher. Von allen Christen Asiens verdienen die nahezu drei Millionen Armenier am meisten die Sympathie des Abendlandes und sind einer bessern Zukunft vollauf würdig.

Ungeachtet der Eingangs erwähnten großen geographischen Verbreitung der Armenier, haben wir uns bisher nur mit dem in der Türkei ansässigen Theile dieses Volkes beschäftigt. Eine bedeutende Anzahl Armenier befindet sich auch unter russischer Botmäßigkeit und in den asiatischen Besitzungen Englands, namentlich leben viele in den großen Handelsstädten. In Turkestan waren sie nie geduldet, in Kabul indessen haben im Laufe der Zeit einige Familien sich angesiedelt, und unter den mohammedanischen Staaten ist, nächst der Türkei, nur noch Persien seiner armenischen Unterthanen halber zu erwähnen. In Anbetracht der verschwindend geringen Zahl der Armenier in letztgenanntem Lande, möchte man fast auf den Gedanken kommen, es sei die alte Feindschaft zwischen den Sassaniden und Großarmeniern, die seit mehr denn tausend Jahre einem freundlichen und friedlichen Verkehre im Wege stand, noch immer lebendig. Gewissermaßen ist dies in der That der Fall, denn die armenischen Colonien Irans sind der Mehrzahl nach gewaltsam dahin verpflanzt. Persische Anarchie und schiitischer Fanatismus haben dem christlichen Fremden nie besonders einladend zuwinken können, und trotz der alten Begünstigungen, die der weitsichtige Schah Abbas II. den vom Araxes in einer Vorstadt Isfahans angesiedelten Armeniern ertheilte, hat Neu=Dschulfa doch nie zur Blüthe gelangen können, und nur der Strahlenglanz des vom Halse seines Bischofs herabhangenden russischen Stanislaus=Ordens belebt einigermaßen die Hoffnungen der in sich kirchlich gespaltenen — europäische Protection hat durch Bekehrung einiger

Familien zum Katholicismus die wildeste Sectenwuth entfesselt — und infolge der Machtlosigkeit der persischen Regierung allen Unbilden preisgegebenen christlichen Unterthanen des Schah.

II.

Um den zweiten Repräsentanten der orientalischen Christenwelt kennen zu lernen, müssen wir uns von den nördlichen Breiten der Türkei etwas nach Süden wenden, wo die Luft milder, die Vegetation üppiger, der Mensch geschmeidiger und flinker ist. In letztgenannter Hinsicht ist der Grieche denn auch der treue Repräsentant seines klimatischen Breitengrades. Schon seine äußere Erscheinung bekundet einen scharfen Gegensatz zu seinem armenischen Glaubensgenossen. Seine Gesichtszüge, seine Redeweise, seine Gesticulation, ja sein ganzes Wesen hat den Anstrich einer gewissen Leichtfertigkeit oder Feinheit, wie man es eben nehmen will. Statt zu gehen möcht er tanzen, statt zu reden nur singen, statt zu denken nur phantasiren und trägt alle Symptome dieser Leichtfertigkeit und Frivolität auch in seinem politischen und religiösen Treiben, in seinem Handel und Wandel, in seinem ganzen Thun und Lassen derartig zur Schau, als ob Ernst und Solidität, Redlichkeit und Biedersinn dem christlichen Manne gar nicht geziemen. Daß Menschen von solchen Naturanlagen, von solch geistiger Beschaffenheit durch den engen Verkehr mit dem europäischen, namentlich mit dem französischen Westen in gar sonderbare Käutze sich verwandeln mußten, ist leicht erklärlich und es kann nicht im Mindesten auffallen, daß diese Leute zu den geschicktesten Comödianten der westlichen Cultur im Morgenlande sich herausbildeten. Vor zwei Jahrzehnten konnte man noch in Pera Griechen begegnen, die auf die Frage: „Étez vous Grèc?" mit einem: „Ze suis Français" (scharfe Zischlaute, ebenso „ö" „ü" sind dem griechischen Sprachorgane fremd) antworteten und der neu angekommene, noch vom klassischen Griechenland träumende Europäer konnte sich des Staunens nicht enthalten, wie ein Nachkomme der alten Hellenen sich seiner Nationalität schämen und dieselbe verläugnen könne. — Dieses Pseudo-Franzosenthum ist übrigens nur eine Variante des Pseudo-Türkenthums in der Vergangenheit, in welchem die berühmten

Fanarioten, von denen heute noch einige Exemplare vorhanden sind, excellirten. In lebhaftester Erinnerung wird mir immer die Persönlichkeit eines Logotheten (die Türken sprechen dieses Lohfet aus) bleiben, den ich im Hause meines Chefs, des ehemaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, zu sehen Gelegenheit hatte. Der Mann stand im Rufe eines modernen Ulysses, und seine Irrfahrten von den Konaken türkischer Großen in's russische Gesandtschaftspalais, vom Hause des Scheich ul Islam in die Wohnung des griechischen Patriarchen verdienten allerdings, wenn auch nicht besungen, doch beschrieben zu werden. Im Geiste sehe ich die hagere Gestalt des trotz seines Alters äußerst geschmeidigen und leichtbeinigen Lohfets noch immer vor mir, wie er mit vollkommenem türkischen Anstande, auf dem Divan neben meinem Pascha gekauert und leise conversirend, mit feurigem Auge umherblickte. Meine Gegenwart schien ihn besonders zu geniren, und wenn er verlegen nach mir hinblickte, ließ er immer eine unerhörte Schmeichelei auf die Vorzüge des Islam und der türkischen Herrschaft oder eine andere freche Lüge seinen schmalen Lippen entgleiten. Der schlaue Fanariote witterte es, daß der Europäer im türkischen Hause neben Sprache und Literatur, auch Sitten und Charaktere beobachtete, und es mag ihm wol viel daran gelegen gewesen sein, nicht abconterfeit zu werden. Das merkwürdige Räthsel: wie das in den Staub gedrückte griechische Christenthum dem siegreichen Islam Vortheile abgewinnen konnte, ist auch nur dann lösbar, wenn man griechische Schlauheit mit türkischer Bornirtheit herumspielen sieht, ja nur so wird es einleuchtend, wie Griechen nicht nur existiren, sondern sogar zu hohen Würden und Reichthümern gelangen konnten.

In diesem Specimen der Logotheten sei das Bild der höchsten Spitzen der griechischen Gesellschaft dargestellt. Ihm zunächst steht die sogenannte Intelligenz, Leute, die Lackstiefel und Glacéehandschuhe tragen, folglich Repräsentanten der überfirnißten westlichen Cultur sind, auch französisch parliren können und immer das große Wort führen, wenn in den Kaffeehäusern von Pera und Smyrna oder in Gesellschaft neu angekommener Europäer von türkischer Barbarei die Rede ist. Hören wir einmal einem solchen

Dimitraki Paolaki oder Antunaki zu, wie er am runden Tische eines Peraer Kaffeehauses in einer vom Glase Absynth unterstützten nationalen Begeisterung gegen die Türken loszieht. Jedes Wort ist ein Schimpf, jede Silbe eine Verachtung; er läßt die Augen rollen, ballt die Faust, und träte nicht just der Kellner dazwischen, der mit ausgestreckter Hand Bezahlung für den Absynth fordert, — zahlen, dem Griechen mehr verhaßt, als die ganze Türkenbrut — wer weiß, wie diese Ereiferung enden würde. Dies in Pera. Doch, gehen wir einmal nach Konstantinopel und fassen einen solchen Dimitriaki Paolaki oder Antunaki ins Auge, wie er im türkischen Konak, dem Efendi gegenüber, sich benimmt. Er hat den letzten Stuhl neben der Thür gewählt und selbst auf diesem aus purer Bescheidenheit nur den Rand eingenommen. Die Hände gefaltet, die Augen zu Boden gesenkt, den Kopf ängstlich in den Nacken gedrückt, spricht er leise und gelassen lauter Zuckerworte des Lobes; man hört nichts, als Aeußerungen tiefer Unterthänigkeit und Dankbarkeit gegen die Türken. Der Mann ist wie ausgetauscht und es gehörte ein Prophetenauge dazu, um den Dimitraki beim Absynth mit dem vor dem Efendi zu identificiren. Diese Metamorphose hat natürlich ihre guten Gründe, denn unser Culturträger im nahen Osten braucht vor Allem Geld, um sich Absynth, Lackstiefel, Glacéehandschuhe und andere Culturobjecte anschaffen zu können, Geld, von dem er aber sich nur schwer oder gar nicht trennt, wenn von wahren Bildungszwecken, von griechischen Schulen und griechischer Literatur die Rede ist. Den interessantesten Charakterzug dieser Griechen bildet aber unstreitig der grelle Widerspruch ihrer Sympathie für frenkische Flitterdinge mit ihrem erbitterten Hasse gegen die Frenken selbst, die ihnen unter gewissen Umständen noch verächtlicher als die Türken und in der Neuzeit besonders unausstehlich werden, seitdem die im Oriente angesiedelten Europäer auf commerciellen Wegen den Griechen so bedeutende Concurenz machen, mitunter auch die Türken auf die Unreinlichkeit griechischer Hände hinweisen. Daß nun diese Griechen in ihrem Kampfe um's Dasein die ihnen im Wege stehenden Europäer als Frenkenhunde (Skylifrankoi) bezeichnen, mag wol inconsequent, aber doch einigermaßen erklärlich gefunden werden, daß man aber von diesen „Hunden“, die man

doch für alles Elend und Unglück, das die „große hellenische Nation" der Neuzeit getroffen hat, verantwortlich macht, Hülfe in der nationalen Sache peremptorisch fordert und sie zum Dank mit Steinen bewirft, das habe ich mir nie zurechtlegen können. Glorreicher Todte von Missolunghi, arme Helden von Navarin, Eure Nachkommenschaft verdiente fürwahr andere Titel!

Von der untersten Klasse, d. h. dem eigentlich griechischen Volk, diesem von Fallmerayer schon genügend gekennzeichnete ethnographische Quodlibet, läßt sich wol noch das Beste sagen. Im Durchschnitte thätig, bei weitem aber nicht so arbeitsam, wie der Armenier, ist der griechische Taback- und Gewürzhändler, Tischler, Maurer, Fischer u. s. w., bevor er in den Besitz eines kleinen Kapitals gelangt ist, ein anständiger Mensch, so weit es nämlich ein Grieche sein kann. Doch kaum hat er Etwas auf die Seite gelegt, so erscheint schon der Geistliche — Gottesmänner wittern überall zuerst die Goldfüchse — häufiger in seinem Hause. Er wird aufgefordert, zur Anschaffung eines Heiligenbildes beizusteuern und sich für die Kirche, für die arme Kirche, zu interessiren. Von der Kirche gelangt er ins Kasino, wo schrecklich viel Raki getrunken und große Politik getrieben wird, denn nächst der Bibel bilden Zeitungen eine Hauptlectüre der Griechen, wo Alles Politik treibt, eine Neigung, die mit der kaum glaublichen Unbildung, in welcher eine gewissenlose, ignorante Geistlichkeit das griechische Volk erhält, in seltsamem Widerspruche steht. Auf diese Weise verfällt das zum dolce far niente schon von Natur geneigte Individuum gar bald in allerlei Laster, und darin liegt die Ursache, wenn trotz Geistes-Elasticität, körperlicher Behendigkeit und anderer Vorzüge das Griechenvolk in seinem Streben nach Präponderanz bis jetzt erfolglos blieb, nur so ist es erklärlich, daß der äußerlich plump und massiv erscheinende Armenier unter den asiatischen Christen zur soliden Begründung einer nationalen Selbstständigkeit weit mehr Chancen hat, als der seit Jahrzehnten mit seiner weltlichen Culturmission im Osten sich aufblähende Grieche.

III.

Nach den Griechen, und meritorisch ist die Klassification eine ganz richtige, sind auch die semitischen Christen zu erwähnen, d. h. jene Christen, welche die Sprache Mohammeds sprechen, der Lehre Mohammeds aber seit mehr denn zwölf Jahrhunderten mit Erfolg widerstanden. Dieser Erfolg ist allerdings mehr der Härte und der Höhe ihres klimatischen Felsenbodens, als der Härte und Höhe ihres Charakters beizumessen, denn beim Ueberblicken der von diesen Völkern bewohnten Landstrecken, wird man sich überzeugen, daß es den Maroniten, Malkiten und Nestorianer nur deshalb geglückt ist, das Kreuz inmitten der hochgelegenen Wogen moslimischer Eroberung emporzuhalten, weil die Thäler und Felsenschluchten ihrer Heimath dem Eroberer zwar nicht ungekannt waren, doch so verborgen lagen, um zurBesitznahme nicht anzureizen. So lange nun diese Thäler und Schluchten von den Moslimen unbeachtet und von Europäern unbereist blieben, war der liebe Hausfriede unter den für strammes Sectenwesen sich begeisternden Christen einerseits und das Einvernehmen zwischen Herrschern und Beherrschten andererseits nur wenig gestört, und dieser Zustand dauerte so lange an, bis das christliche Europa sich seiner Religionsgenossen in Asien annehmen zu müssen glaubte. Die ersten Liebesgaben waren Drachenzähne, die der Katholicismus säte, und als bald darauf die Diplomatie in angeblich humanistischer Tendenz intervenirte, da entwickelte sich das unliebsame Schauspiel, Christen einer Sprache und einer Abkunft sich bald unter einander in den Haaren liegen, bald gegen die herrschende und übermächtige Rasse in nutzlosen Kämpfen auflohen zu sehen. Wo die Leidenschaften aufgewühlt, wo die Faust stets geballt ist, kann von einer geistigen und materiellen Entwicklung keine Rede sein, und es darf daher nicht Wunder nehmen, diese christlichen Araber tiefer gesunken und verkommener zu finden, als die Armenier und Griechen.

Fassen wir die Maroniten von Tarabulus bis Saida ins Auge, diese Schoßkinder Frankreichs und Roms, so wird uns sofort als die wahre Verschulderin der schlimmen Zustände die allgewaltige Priesterklasse erscheinen, die im Besitze unbedingter Herr-

schaft über Seele und Säckel der gläubigen Heerde — und streng=gläubig ist hier alle Welt — die syrischen Christen weit mehr peinigt, als die tyrannisch gescholtenen großherrlichen Erlässe aus Konstantinopel oder die so verrufene arabisch=moslimische Willkühr von ehedem. Mit einigen, theils in Rom angeeigneten, theils durch Rom vermittelten Bildungsfloskeln — Viele von ihnen parliren französisch, italienisch und lateinisch — sind jene Christen ganz danach angethan, die Sympathien des katholischen Europas zu erwecken, welche sie sehr geschickt in klingende Münze zu verwandeln verstehen, denn kein Pilger zum Grabe Christi wird auf seiner Reise durch den Lybanon vor der Beredtsamkeit der maronitischen Geistlichen seinen Säckel verschließen können. Mit gleichem Erfolge operiren die ins katholische Europa mit Bettelmissionen betrauten Brüder. Sie sammeln Beiträge zur Erbauung einer Kirche, zur Errichtung einer Schule oder zur Restaurirung einer Kapelle — wie würden aber die frommen Geber zurückschaudern, wüßten sie, daß ihr Geld, anstatt zu heiligen Bauten, zur Reparirung des Hauses, zur Anlegung einer neuen Terasse oder zur Erweiterung der Stallungen seiner bischöflichen oder patriarchalischen Hoheit verwendet wird; denn diese Bischöfe und Patriarchen sind gar große Herren, römische Pascha's im vollsten Wortsinne, die von den Urpaschas sich nur insofern unterscheiden, daß ihr Gefolge von Pfeifenträgern, Steigbügelhaltern oder Krummstabträgern keine Alltagsmenschen, sondern Mönche oder Geistliche verschiedenen Ranges sind. Der Winterpalast des Patriarchen in Souk oder seine Sommerresidenz in Wodi=Kadischa werden eher an die luxuriöse Haushaltung eines orientalischen Despoten, als an die Wohnung eines geistlichen Oberhirten einer seit Jahrhunderten unter moslimischem Drucke verarmten Heerde erinnern.

Wie der Herr, so der Diener. Was von den Geistlichen gesagt wurde, gilt auch vom Maronitenvolk, mit dem Unterschiede, daß Erstere die Bedrücker und Betrüger, Letztere die Bedrückten und Betrogenen sind. Der äußeren Erscheinung nach, erinnert der Maronite stark an den Armenier, weniger an den Griechen; sein Charakter aber zeigt ein Gemisch von Beiden. Ob auf dem Lande oder in der Stadt, ob Schuster, Weber, Schneider oder Ackermann, wird sich der Maronit selten über den Kleinhändler

hinaufbringen. Eckig, plump und unbeholfen, gleich dem Armenier, fehlt ihm aber die Ausdauer und die Beharrlichkeit desselben, wenngleich er die Schlauheit und List des Griechen nachzuahmen strebt, besitzt er doch nicht dessen geistige Behendigkeit. Mit einem Worte: dieses höchstens 200,000 Seelen zählende Völkchen, dessen Ahnen seinerzeit bei den Kreuzzüglern so glänzende Lieferungsgeschäfte machten, ist der großen Zärtlichkeit, mit welcher das katholische Frankreich es wenigstens früher behandelte, unwürdig; auch war es ein Irrthum der französischen Regierungen, aus den Maroniten einen Hebel und eine Stütze ihres Einflusses im Osten zu schnitzen. Von den Melkiten, den kaum 50,000 zählenden griechisch-katholischen Arabern, wird im Allgemeinen rühmlich gesprochen. Sie sollen von ihren mohammedanischen Stammesgenossen in äußerlicher Erscheinung sowol, als in den Hauptzügen des Charakters sich nur wenig unterscheiden. Sie haben nie um europäische Protection gebettelt, sind eifrige Pfleger der arabischen Sprache und eben so stolz auf ihre Nationalität, wie die dick beturbanten Befolger der Lehre des Propheten. Möglich, daß eben dieser Eigenschaften halber die Melkiten weniger Verfolgungen ausgesetzt waren, als die übrigen Christen des Lybanon, was auch bei den Nestorianern in Kurdistan der Fall war, die Jahrhunderte lang inmitten räuberischer Kurden unbehelligt lebten und sich erst dem schrecklichen Vernichtungskrieg eines Bedr-Chan-Bey's ausgesetzt sahen, nachdem amerikanische Missionäre erschienen waren, um die in einem primitiven, aber glücklichen Zustande lebenden, christlichen Ziegenhirten der Segnungen des „wahren Glaubens" theilhaftig zu machen. Ja selbst um Ertheilung dieser „Segnungen" geriethen diese amerikanischen mit den anglikanischen Gottesmännern in Zwist, und in der Begeisterung für das apostolische Werk wurden die armen Nestorianer so lange hin- und hergezerrt, bis sie den mord- und raublustigen Kurden anheimfielen und der Zabstrom, von dem Blute von mehr als 100,000 Christen geröthet, in die Ebene hinabfloß. Die schreckliche Katastrophe machte dem apostolischen Wirken der rivalisirenden Protestanten-Missionen im türkischen Kurdestan ein Ende, wiederholte sich aber in Iran, nämlich an der Ostseite jener Berge, noch grauenvoller. Hier war Rom mit seinen Lazaristen

als dritter Kämpe in der Arena des Proselytenkampfes erschienen. Die armen Nestorianer von Urumieh und Saudsch=Bulak waren ganz verblüfft über das so plötzlich auftretende rege Interesse ihrer sogenannten eurpäischen Glaubensgenossen, um die sie sich schon deshalb nicht allzu viel zu kümmern pflegen, weil ihre eigenen Begriffe vom Christenthume sehr confus sind und weil sie in den fremdländischen Bekehrern nicht Amerikaner, Engländer und Franzosen, sondern nur Frengi's, nicht aber Chaldanis (d. h. Nestorianer), folglich keine Christen sahen. Konnten doch anfänglich die Missionäre sich kaum über die eigentlichen Glaubensthesen dieser ältesten Christen vergewissern, denn ihre Priester stehen auf der niedrigsten Stufe der Bildung und in ihrer streng theokratischen Verfassung wird der Patriarch und die übrige Geistlichkeit nicht nach dem Maße ihrer Gelehrsamkeit und Belesenheit in den mit Exstrangelo (altgriechisch) geschriebenen Glaubensbüchern, sondern nach der Zahl ihrer Heerden und Aecker geehrt und geachtet. Heute ist nahezu ein halbes Jahrhundert seit Ausübung des Bekehrungswerks unter den persischen Nestorianern verflossen und doch sind dessen Resultate entschieden negativer Natur, wenn man nicht etwa darin einen Erfolg erblicken will, daß nestorianische Geistliche mit Bettelbriefen sich in Europa herumtrieben. Im Verlaufe der letzten Jahre wurden in Ungarn allein drei dieser sog. Bischöfe mit langen Bärten und langen Kleidern als Diebe oder Betrüger entlarvt und von der Polizei ausgewiesen.

Man schätzt die Nestorianer auf 200,000 Seelen. Das Volk selbst trägt physiognomisch nur äußerst schwache Spuren seines Semitenthums und unterscheidet sich hinsichtlich seines Charakters auffällig von den nächst wohnenden Moslimen. Der Nestorianer ist durch das Band eines streng patriarchalischen Regiments an die Geistlichkeit, die Landesaristokratie, gebunden. Er ist mäßig in seiner Lebensweise, schüchtern, ja furchtsam, und zeigt all die Spuren jener Unterdrückung, der er unter Sassaniden, Arabern, Türken, Mongolen und Persern viele Jahrhunderte ausgesetzt war. In den ersten Epochen der christlichen Zeitrechnung erfreute sich das nestorianische Christenthum eines großen Einflusses bis in die entferntesten Gegenden des östlichen Asiens. Merw, Samarkand, Kaschgar und Choten waren Bisthümer und das Kreuz stand nahe

dem Punkte, aus dem Kampfe gegen den Buddhismus siegreich hervorzugehen, und wie anders würden die Geschicke Centralasiens sich gestaltet haben, wenn der Islam gleich bei seinem ersten Auftreten unterdrückt worden wäre.

IV.

Nichts ist befremdender und fügen wir gleich hinzu auch betrübender, als das traurige Loos der Juden in den verschiedenen Ländern des moslimischen Asiens, ein Loos, das sich vielleicht zeitweiliger Linderungen erfreute, im Ganzen aber stets weit drückender, als das der Christen war. Wenn Europa diese lebenden Mumien asiatischer Geschichte in vergangenen Jahrhunderten mißhandelte, so wird dieser Akt mittelalterlicher Rohheit einigermaßen aus dem Haß der Fanatiker gegen die angeblichen Feinde Christi und seine Kreuziger erklärt; bei den moslimischen Völkern jedoch, wo die Kreuzigungsgeschichte geleugnet und die Juden mit dem Isa und Merjem (Jesus und Maria) des Korans nur wenig in Berührung kommen, kann dies nicht als Grund der Feindseligkeit gelten, und es bleibt um so auffälliger, daß der Name Jahudi, Dschehud oder Tschufut (Jude) dort die Quintessenz alles Schimpfes und Spottes, alles Hohnes und aller Verachtung ist; ja die Sprache ist zu schwach, um dem moslimischen Abscheu gegen die Juden vollen Ausdruck zu geben. Wer glauben wollte, daß Mohammeds harte Kämpfe gegen die Juden Arabiens diesen leidenschaftlichen Haß erzeugen, würde irre gehen, denn von zehntausend Mohammedanern weiß kaum ein Einziger, in welchem Verhältniß sein Prophet zu den Juden Arabiens gestanden, und ist es nicht merkwürdig, daß gewisse Annäherungspunkte im Ritus beider Religionen, z. B. die Enthaltsamkeit von den als unrein erklärten Thieren, ferner das obligate Schlachten, rituelle Waschungen u. s. w. die Bekenner beider Confessionen, trotz eines mehr denn tausendjährigen Zusammenlebens, nicht nur einander nicht näher brachten, vielmehr die Kluft zwischen ihnen noch mehr erweiterten, als selbst zwischen den Moslimen und den Christen oder Buddhisten. Der Jude ist allerdings in den Augen der Moslimen ein doppelt Ungläubiger, denn er leugnet sowohl Mohammed wie Christum; doch dies scheint weniger in Betracht

gezogen zu werden — der Haß und die Verachtung gegen die Söhne Israels ist ein traditioneller, eine festgehaltene traurige Ueberlieferung der Völker der alten Geschichte an die nachfolgenden Generationen.

Und ist es nicht noch befremdender, daß zu diesem Haß und schrecklicher Animosität die heutigen Juden Asiens wenig oder gar keinen Anlaß geben, denn nach den Hauptzügen ihres Charakters sind sie der christlichen Bevölkerung des Ostens in jeder Hinsicht vorzuziehen und wären einer besseren Behandlung würdig. In seinen Anschauungen unterscheidet sich der Jude wol wenig von den übrigen Morgenländern. Auch er ist blinder Fatalist, auch er hängt zähe am Hergebrachten, auch seine Religion ist ein buntes Gewebe von Aberglauben, von abgeschmackten Wundermärchen, auch er pflegt den Cultus der Heiligengräber, der Fußspuren berühmter Gottesmänner &c., dennoch hat ein Jahrtausend alter Druck bei ihm noch nicht in dem Maße alle edlen Gefühle so abgestumpft, wie bei seinem christlichen Schicksalsgenossen. Er ist feig, aber nicht verrätherisch, er ist leidenschaftlich, rachsüchtig und erweckt durch sein Gebahren und seine Handlungen bei dem Fremden eher Mitleiden als Verachtung. Wie überall in der Gesellschaft der Druck von Außen ein zärtlicheres Familienverhältniß, ein enges und krampfhaftes Umschlingen der selbst entfernt stehenden Mitglieder erzeugt, so ist dies auch bei den Juden Asiens, mehr noch als bei denen Europas der Fall. Trotz der zahlreichen Gemeinden Constantinopels wird man an den Ufern des Bosporus keinem einzigen jüdischen Bettler begegnen. Ob durch Zündhölzchen oder Dolmetscherdienst, ob als Hausirer oder Makler — denn der Jude im Osten vertritt ganz dieselben Handelszweige wie der westliche — wird der arme Judenbursche schon vom zehnten Jahre ab, ja sogar noch früher, sein Brod zu verdienen suchen. Jeder hofft ein „Camondo" (türkischer Rothschild) zu werden, und wenn er es nicht wird, so ist er selbst am allerwenigsten Schuld daran; seine Ausdauer, seine Mäßigkeit sind exemplarisch, und während man in den Straßen Pera's und Stambuls zu gewissen Zeiten betrunkene Griechen und Armenier herumtaumeln sieht, so gehört doch der Anblick eines berauschten Juden zu den größten Seltenheiten. Solche Tugenden waren allerdings von Nöthen, um sich, speciell in der Türkei, einigermaßen erhalten zu

können. Der Jude hatte dort nicht nur unter mohammedanischem, auch unter griechisch-orthodoxem und katholischem Fanatismus zu leiden. Am wenigsten plagten ihn die Türken, am meisten die Griechen; es schien fast, als wollten sich Letztere für die ihnen türkischerseits zugefügten Gewaltthaten an den Juden rächen. Es war die einzige Gelegenheit für den arg gepreßten christlich-orientalischen Fanatismus, sein Müthchen zu kühlen, so daß die Juden, trotz der Toleranz eines Sulejman, der Tausende vor dem Henkersbeile und den Scheiterhaufen der spanischen Inquisition zu retten glaubte, keineswegs auf Rosen gebettet waren. So war es vordem. Heute, wo griechische Arroganz durch abendländische Protection gesteigert ist und die Juden sich nur eines schwachen, zeitweiligen Schutzes von Europa aus erfreuen, hat das geschilderte Verhältniß sich nur wenig oder gar nicht gebessert. Spitzname des Juden in der Türkei ist „Keferes,“ und dieses Keferes ist noch immer die treueste Bewahrheitung seiner langen Leiden. „Que quieres?“ d. h. was willst Du? (die Juden der Türkei sprechen einen Jargon ihrer ehemaligen spanischen Heimath) ist die einzige Abwehr des Juden gegen seinen Unterdrücker. Wird ein Knabe muthwillig gepeinigt oder geschlagen, wird ein Alter beim Barte gezauft, hört man nur das klägliche „Que quieres?“ — Was hab' ich Dir gethan, was willst Du von mir?

Bei einem umfassenden Blicke auf sämmtliche Juden von den Ufern des Bosporus bis zum fernen Chokand, tritt die Wahrnehmung hervor, daß, je weiter nach Osten, Zahl und Größe ihrer Gemeinden mehr und mehr abnehmen. Je entfernter eine Gegend von dem Machteinflusse des Abendlandes sich befindet, desto geringer ist die Zahl der daselbst wohnenden Juden. Der Ländercomplex des heutigen ottomanischen Kaiserstaates war immer ihr Lieblingsaufenthalt, während des Mittelalters dessen östlicher und in der Neuzeit dessen westlicher Theil. Ein Regensburger Rabbiner (Rabbi Petachia), der im Jahre 1217 seine asiatischen Glaubensgenossen besuchte, fand in Mosul über 6000, in Damaskus 10,000, in Nisibis 8000 Seelen, und spricht obenein von Festen in der Nähe Bagdads, welchen 80,000 Juden angewohnt haben sollen, während gegenwärtig nur die Hälfte dieser Zahl für sämmtliche Juden der asiatischen Türkei veranschlagt werden kann.

Bagdad, von den Juden als das alte Babel angesehen, ist übrigens, nach Konstantinopel und Saloniki, die größte jüdische Colonie im Morgenlande. Es wohnen in diesem Paschalik über 20,000 Söhne Israels und das alte Klagelied:

„An den Strömen Babels saßen wir und weinten"

ist dort nicht mehr zutreffend, denn der Bagdader Jude erfreut sich, im Schatten der reichen und einflußreichen Gemeinde, so mancher von seinen Glaubensgenossen in östlichern Theilen mit Recht beneideten Privilegien. Seine Beschäftigung ist noch dieselbe wie unter den Chalifen, mit dem Unterschiede jedoch, daß moderne Institutionen und moderne Wissenschaften ihnen den früheren Nimbus entzogen. Aus den großen Kaufleuten und Regalienpächtern sind Wucherer geworden, aus geschickten Aerzten Quacksalber und Droguenhändler, nur sog. geheime Wissenschaften und Zauberkünste practiciren sie noch, wobei ihnen der Begriff des Mysteriösen und Dunkeln, den das Volk im östlichen Asien mit der Individualität des Juden verbindet, zu statten kommt. Auch mit einigen Handwerken befassen sich die Bagdader Juden, namentlich mit Seidenfärberei, die, wenn ich nicht irre, von israelitischen Emigranten aus Bochara importirt worden ist, sowie mit Juwelierarbeiten, in denen sie eine ziemliche Geschicklichkeit bekunden. Im Ganzen genommen, tritt der Bagdader Jude, obzwar er auch dort wie überall im Osten, in ein enges Ghetto verbannt ist, viel zuversichtlicher und freier auf, als in anderen Theilen der asiatischen Türkei. Die Erinnerung an den Machteinfluß des Nassi (Judenfürsten) oder Rosch Geluthu (Oberhaupt der Gefangenschaft) scheint noch in ihnen fortzuleben. Die Stellen jener Nassi sind heut weniger durch den officiellen Chacham Baschi (Oberrabbiner) als durch steinreiche Banquiers vertreten; einer der letztern, Namens Danial — der Rothschild der asiatischen Juden — vermochte selbst dem ersten Beamten des Sultans zu imponiren.

Die Juden Bagdads sprechen nicht mehr den spanischen Jargon, sondern durchweg arabisch, so wie die Juden in Persien zumeist der mit hebräischen Worten stark untermischten persischen Sprache sich bedienen. Beide Volkszweige behaupten, Abkömmlinge der aus der ersten Gefangenschaft Zurückgebliebenen zu sein, und im

Süden Irans begegnete ich einigen Familien, die als eine Art Patricier sich gerirten und als Zeichen ihrer aristokratischen Abkunft hebräisch sprachen, natürlich stark untermischt mit persischen Worten, was sogar in der Schriftsprache, die doch durchwegs hebräisch ist, hervortritt. Politisch und social steht der Hebräer Irans tief unter seinen Glaubensgenossen in der Türkei. Der größere Fanatismus der persischen Moslimen, die größere Anarchie, vor allem größere Habsucht sind die Ursachen dieser traurigen Erscheinung. Selbst in den zahlreicheren Gemeinden, z. B. in Hamadan, Schiraz und Teheran sind die Juden der tiefsten Verachtung und dem härtesten Drucke ausgesetzt. Noch in neuester Zeit ward von einem Autodafé in Hamadan berichtet, und zur Zeit meines Aufenthaltes in Teheran ward ein gelehrter Rabbi nur durch den Einfluß des französischen Gesandten vom sichern Tode errettet. Der arme Mann sollte nämlich durch Bauchhiebe todtgeschlagen werden, weil einer seiner Feinde ihn einer Zauberei, in deren Folge das erstgeborene Kind einer Lieblingsfrau des Königs plötzlich gestorben sein sollte, beschuldigt hatte. Der Rabbi hatte nämlich zufällig das Thor Teherans passirt, als das Kind verschied; man wollte darin einen Causal-Nexus der beiden Vorgänge erkennen und verurtheilte ihn zum Tode. Aehnliche triviale Ursachen hatten auch andere in den letzten Jahrzehnten vorgekommene Judenverfolgungen in Iran, so das bekannte Massacre von Meschhed, wo eine arme Jüdin, die zur Heilung ihrer wehen Hand, auf Anrathen eines persischen Quacksalbers, einen Straßenhund geschlachtet hatte, um das kranke Glied in dessen Eingeweide zu stecken; sie wurde des überall den Juden zugemutheten Kindermords verdächtigt und stürzte sich und ihre Glaubensgenossen ins Verderben. Noch immer müssen die gewaltsam zum Islam bekehrten Israeliten öffentlich dem Landescultus huldigen, während sie insgeheim und außerhalb Meschheds wieder Jehova anbeten.

Ob in der Stadt oder im Freien, nie kam mir Traurigeres vor Augen, als eine Gruppe zusammen lebender oder zusammen reisender Juden. Namentlich in Karawanen bieten sie eine klägliche Erscheinung. In schlechteste Kleider gehüllt, von schmutzigstem, vernachlässigstem Aussehen, auf alten, knochendürren Reitthieren sitzend, zieht eine solche Judengruppe, gleich nächtlichen Schatten,

vom Haupttrosse der Karawane abgesondert, einher. Mit scheuen, furchtsamen Blicken spähen sie nach allen Richtungen umher, überall Böses ahnend, Gefahr witternd, ob von hier nicht ein Stein, von dort nicht eine Flintenkugel oder ein Säbelhieb fällt, denn selbst aus reinem Muthwillen stürzt der Perser über sie her, bewirft sie mit Unrath oder zerreißt ihnen die Kleider. Beim ersten Anprall drängen sich Alle wie zitternde Schafe in einen Haufen zusammen; man erhebt die Arme, aber nicht zur Gegenwehr, sondern um sich die Augen zu verdecken. Nur der Graubart wird ein: „Mekun dschuni aga!" d. h. „Laß ab, lieber Herr!" wagen, und merkwürdig genug, ist Sitte, Gewohnheit, vielleicht auch Vaterlandsliebe mächtig genug, um nahezu 20,000 Israeliten selbst an dieses Land zu fesseln, wo sie in steter Furcht leben, wo sie in ihren Häusern, an Stelle der Thüren ofenloch-ähnliche Oeffnungen anbringen und in gebückter Stellung hinein- und herauskriechen, um sich gegen Ueberfälle leichter schützen zu können und wo sie — grausame Ironie — bei solch trauriger Existenz auf das Metier der öffentlichen Tänzer und Sänger angewiesen sind. Ein persischer Jude zu sein und stundenlang vor gewissenlosen Peinigern und Verächtern tanzen und singen zu müssen, ist das schrecklichste Loos, das ich mir denken kann! —

Merkwürdigerweise leben selbst inmitten der herzlosen, turkomanischen Menschenräuber Juden, und zwar hat Merw, der Hauptort des Kettengerassels, eine ganze Gemeinde aufzuweisen. Unter den Turkomanen erscheint der Jude selbstverständlich als Halbturkomane, mit Ausnahme der obligaten Ringlocken und der Kopfbedeckung. Der turkomanische Jude hat ebenfalls sein Zelt, seine Pferde und seine persischen Sklaven, die er tüchtig prügelt und peinigt; sein Börsenkurs regelt sich landesüblich nach dem Gelingen der einen oder andern nach Iran unternommenen turkomanischen Räuber-Expedition. Was zumeist zu verwundern giebt, ist seine Sicherheit inmitten dieser gänzlich gesetzlosen Horden. Der Turkomane hat nämlich vor ihm, als einem Zauberer, eine Höllenfurcht und läßt ihn auch deshalb ungeschoren, weil er ihn nicht verkaufen kann, denn die Kinder Israels sind jenseits der Steppe dermaßen verachtet, daß sie selbst als Handelsartikel nicht loszuwerden sind. Gegenwärtig mögen in Bochara und in anderen

centralasiatischen Städten die Zustände sich unter russischem Einflusse wol etwas gebessert haben, doch wer früher am Zeresschan den Hebräer, den Strick um die Lende tragend, gesehen, der stets vom Pferde oder vom Esel abzusteigen hatte, sobald ein Rechtgläubiger ihm begegnete, der jährlich, als Zeichen seiner Unterwürfigkeit, von der Behörde zwei officielle Ohrfeigen entgegennehmen mußte, — den wird es ein Räthsel bedünken müssen, wie man ein solches Land sich als Heimath erwählen konnte?

Moslimische Völkertypen.

Wenn man mehr als einer Reichs-Hauptstadt den Vorwurf macht, sie gewähre kein treues Bild der ethischen und socialen Eigenheiten des Volkes, so ist er nirgends mehr am Platze, als in Constantinopel, in der Metropole, dem Glanzpunkte der west-türkischen Welt. Wie der Stambuli genannte Dialect durch Weichheit der Laute, durch massenhaft erborgte fremde Sprachfetzen und durch gekünstelte und erzwungene Redensarten von der schlichten, kernigen Sprache der Türken absticht, so unterscheidet sich der stambuler Türke von seinem Stammesgenossen in Anatolien. Das Kleid macht den Mann, und es ist daher denn auch nur der Fez oder der Turban, die lange Dschubbe und die weite Pluderhose, welche in dem hundertfach gekreuzten Rassen-Conglomerat am Bosporus den Türken erkennen läßt. Frisirtes Haar, ein Steifkragen, Frack und Glacéehandschuhe sind hinreichend, um das von unseren Touristen bewunderte Prototyp orientalischer Menschenrasse in einen regelrechten Europäer zu verwandeln. Der Türke Constantinopels hat keinen Zug, keine Spur von seiner Rasseneigenheit aufzuweisen; weder Gesichtswinkel, noch Augen- Stirn- oder Kinnformation bekunden ihn als Turanier. Eben so und noch viel prägnanter verhält es sich mit seinen psychischen Eigenheiten. Die Verkommenheit, die laxe Moral und der gänzliche Mangel an Edelsinn und Patriotismus der heutigen Efendiwelt wird hier nicht zum ersten Male berührt, nicht zum ersten Male gerügt. Leider ist die Wirklichkeit weit schlimmer noch, als sich aus dem bisher bekannt gewordenen Bilde schließen läßt. Es ist eine durch tyrannische Willkühr erzogene Menschenklasse, die den Moralitätsbegriffen einer alten Weltanschauung entfremdet und ohne geistigen

Ersatz für das Verlorne durch unbändige Genußsucht sich hervorthut, die nur dem Saus und Braus huldigt, nur Schätze sammeln will, um sie zu verprassen — ja eine Menschenklasse, der keine Religion, kein Sittengesetz heilig ist und, mit dem Firniß abendländischer Cultur gleißend, frei von den drakonischen Gesetzen orientalischer Despotie, nur gemeinen Leidenschaften fröhnt. Dieses Urtheil ist wohl streng, doch gerecht und darf auch deshalb nicht vorenthalten werden, weil man mit der widerlichen Fratze der Efendi sehr häufig das Türkenthum verwechseln oder identificiren will. Dies ist ein schreiendes Unrecht!

Wir geben zu, das altasiatische Sprüchwort: „El arab scherifetun, el adschem zarifetun w'et turk kesifetun" — der Araber ist edel, der Perser zart, der Türke plump — hat viel Berechtigung, doch in dieser Plumpheit liegt eine starke Dosis von Redlichkeit und Biedersinn, die ich immer bewundern mußte, so oft mir Gelegenheit ward, mit dem türkischen Landmann Anatoliens zu verkehren. Arme Schatten eines mit Riesenschritten dahinschwindenden Volkes! Zitternde Opfer einer ungeschickten und gewissenlosen Beamtenklasse! beklagenswerthe Muster seltener Sanftmuth und Nachgiebigkeit! Wer könnte wol gleichgültig bleiben, wenn er in's Gehöft irgend eines türkischen Landmannes von Sivas, Engürü oder Charput tritt? Es ist ein Nachkömmling jener tapfern Helden, die vom fernen Osten kamen, um auf den Ruinen byzantinisch-christlicher Mißwirthschaft sich ein Reich zu gründen, den ich Dir, werther Leser, vorstelle. Alles um ihn und an ihm ist verarmt, Kleider-, Fuß- und Kopfbedeckung sind zerrissen, und nur das Auge und die Kopfhaltung erinnern noch schwach an den ehemaligen Herrn und Gebieter. Sein Haus ist verfallen, sein Acker unbestellt, sein Garten vernachlässigt, sein Schwert verrostet, sein Reit- und Zugvieh verkümmert. Forscht man nach den Ursachen dieses Elends, so wird er Anfangs antworten: „Kismet! Nasib!" (Fatum), und nur nach eingehenden Forschungen die Mißwirthschaft der Herren in Constantinopel als Quell des Unheils bezeichnen. Es wäre schwer, in der ganzen Welt ein mehr gemartertes und härter mitgenommenes Wesen sich vorzustellen, als solch' ein Glied des Türkenvolks, das die europäische Meinung, in unheilvoller Verwechslung mit der verworfenen Efendiwelt Constantinopels,

als Hauptwerkzeug der Tyrannei, als Urheber des an den Christen verübten schreienden Unrechts hinstellt. Der arme Türke, ob Bauer, Handwerker oder Gutsherr, trägt sehr wenig Schuld an den in seinem Namen vollführten Brutalitäten, ja er ist selbst durch diese am meisten betroffen, und wären die Gefilde Asiens mit dem überzeugenden Licht der Statistik zu beleuchten, man würde von dem riesigen Verfalle des türkischen Volkes ein erschreckendes Bild vor sich haben. Abgesehen von häufigen Kriegen, haben auch Epidemien und die durch Beamtengewissenlosigkeit und angeborne Trägheit beförderte Verkommenheit furchtbar unter der türkischen Bevölkerung aufgeräumt. Ganze Strecken Landes, ganze Gegenden, die im Anfange dieses Jahrhunderts noch bewohnt und blühend waren, sind heut ausgestorben und liegen öde und verlassen da; noch ein halbes Jahrhundert — und das auf den Aussterbetat gesetzte Türkenthum in Anatolien hat aufgehört, zu existiren. Die russische Machtentfaltung im Süden des Kaukasus hat allerdings dem ottomanischen Kaiserstaate viele turkomanische Stämme zugeführt, die am Araxes und am Kur ihr Nomadenleben nicht mehr fortsetzen, ihren Raubgelüsten nicht mehr nachgehen konnten und die gewohnte altasiatische Lebensweise unter dem Schutze des Halbmondes fortführen wollen. Dieser Völkerzuwachs Anatoliens wird jedoch, meiner Ansicht nach, eher zum Nachtheile gereichen, als zu einer günstigeren Gestaltung der Verhältnisse beitragen.

Und es ist in Wahrheit bedauerlich, daß dem Uebel nicht gesteuert werden kann. Der Osmanier in seiner alten Heimath ist, wie wir darthaten, trotz mancher typischen Fehler, noch immer eine schöne Erscheinung auf dem Völkergebiete der alten Welt. Er besitzt Edelsinn, ist treuherzig, von rein patriarchalischen Gefühlen durchdrungen und gastfrei. Wie oft, wenn ich unter seinem armseligen Dache einkehrte, erinnerte mich seine schlichte Biederkeit an das glücklich homerische Zeitalter. „Woher kommst Du — Was bist Du?" wird nur beim Abschiede gefragt. Er theilt mit dem Gaste sein bestes Gemach, seinen besten Bissen und ist ernstlich beleidigt, bietet man ihm beim Abschiede Geld für das Genossene. Jene Abende, wo ich beim Scheine eines Kienspans aus einem beschmutzten, alten Buche zum Ergötzen meiner Gastgeber Vorlesungen hielt, bleiben mir unvergeßlich. Jung und Alt, Weib und Kind, Herr und

Diener umringten mich in malerischem Durcheinander; mit gespannter Aufmerksamkeit hörte man zu, und selbst der Aermste hätte mich und mein Reitthier tagelang um dieses Genusses willen gern bewirthet. Wahrhaft schmerzlich ist es, den türkischen Landmann unter dem schweren Drucke schmachten zu sehen, unter den er durch seine Landesregierung, nicht minder durch die Indolenz und Fahrlässigkeit seines eigenen Wesens gelangt ist.

Etwas besser gestaltet sich das Loos der Araber, dieser zweiten Klasse moslimischer Unterthanen der Pforte. Der Araber theilt alle Leiden der Türken, doch hat das Elend ihn noch nicht völlig zu Boden gedrückt. Manche Eigenschaften seiner nationalen Individualität befähigen ihn, sein Haupt höher zu halten, seinen Blick kühner in die Zukunft schweifen zu lassen. Nimmt man den arabischen Stadtbewohner, den Mann der Industrie und des Handels, aus, so wird man sofort wahrnehmen, daß die bekannte Redensart: „Nuhefai Arab," d. h. die mageren, dürren Araber, nicht blos ein ethnographisches Stichwort ist, sondern auf physischen Merkmalen beruht. Der Türke scherzt, wenn er sagt: „Zwischen dem Araber und seiner Lanze bildet die Aba den einzigen Unterschied." Doch wie bei Ersterem Beleibtheit mit Schwerfälligkeit des Geistes Hand in Hand geht, so verbindet der Araber, ich meine den Wüstenbewohner, mit der dürren Gestalt Lebhaftigkeit des Geistes, Rührigkeit und unbändigen Freiheitssinn. Der Araber ist überdies mäßig, von einem seltenen Nationalstolze beseelt und betrachtet den Türken, obschon durch mehrere Jahrhunderte sein Herr und Bedrücker, als ein tief unter ihm stehendes Wesen, als einen Barbaren, den selbst der Adel des Islam nicht zu verbessern vermag. Wenn wir daher dem Araber für die Zukunft ein günstigeres Prognosticon stellen, als dem Türken, so geschieht dies in Würdigung seiner nationalen Eigenheiten und jenes Selbstbewußtseins, durch welches er sich über die anderen moslimischen Unterthanen der Pforte erhebt. Für jetzt ermangelt er nur des Leitsterns; doch sollten einmal ereignißreiche Umwälzungen dieses Volk in den Vordergrund drängen, so ist kaum zu bezweifeln, daß vermöge der stärkeren Elasticität seines Geistes, seiner größeren Assimilationsfähigkeit mit dem Abendlande, der Orient unter arabischer Leitung,

wenn auch keiner gänzlichen Regeneration, doch einer Modernisirung viel fähiger sein würde, als unter den Osmanen.

Von den natürlichen Bollwerken seiner Heimath geschützt, ist das arabische Volk mit dem christlichen Abendlande verhältnißmäßig viel weniger in Berührung gekommen, als selbst die entferntesten Bewohner der Moslimwelt. Nur die Grenzen der großen Halbinsel sind europäischem Einflusse zugänglich gewesen, der innere Kern jedoch, von welchem uns nur einzelne Reisende Nachrichten brachten, verblieb in dem Zustande vergangener Jahrhunderte. Selbst die europäischen Kaufleute, diese kühnen Pioniere des Westens, haben ihren Weg dahin noch nicht gefunden. Wer könnte daher voraussehen, wie die Verhältnisse sich gestalten werden, wenn einst durch Verwirklichung der gigantischen Communicationspläne in Asien jene Millionen Araber aus dem Schlafe gerüttelt werden, deren Ahnen so großartige Monumente ihrer Thatkraft zurückgelassen haben?

Doch wohin bin ich gerathen? Nicht in historische Speculationen will ich mich ergehen, sondern Völkertypen schildern. Wir wollen daher die Araber in ihrer weiten Steppenheimath zurücklassen und uns ein wenig nach jenen Völkerelementen umschauen, die auf den alten Hochstraßen vom Innern Asiens nach den östlichen Gestaden des Schwarzen und Mittelländischen Meeres sich seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden herumtummelten und noch heute eine halbnomadische Lebensweise führen. Am Interessantesten unstreitig ist die lange Kette, welche das Türkenvolk von den eisigen Gestaden der Lena bis zu den Ufern der Adria hin bildet, deren einzelne Glieder sich noch heute in der Form einer uralten Vergangenheit darstellen und sozusagen wie einzelne Kapitel der geschichtlichen Reihenfolge sich aneinanderschließen.

An die durch fremde Elemente vielfach durchkreuzten, physisch schon halb entturkisirten Osmanen reiht sich im Osten das iranische Türkenthum an. Ein stattlicher Menschenschlag, der trotz eines mehr denn sechshundertjährigen, innigen Verkehrs mit den Persern, doch von dem primitiven Türkentypus noch manchen Zug bewahrt hat. Fast der ganze Nordrand des heutigen Persiens ist von ihnen bewohnt, auch einen guten Theil Transkaukasiens haben sie inne, und unterscheiden sich schon auf den ersten Anblick von den eigentlichen Persern durch ihre massiven Körperformen, breiten Gesichts=

züge und durch eine gewisse Schwerfälligkeit im Sprechen und Denken. Trotz des viele Menschenalter andauernden, intimen Verkehres mit dem geschmeidigen und geistesregen Sohne Persiens, hat sich der iranische Türke dennoch nicht gänzlich zum Perser herausbilden können. Er lügt und betrügt wol auch, wie der Sohn des Südens, doch sein Lug und Trug ist unbeholfener und durchsichtiger. Körper und Geist sind bei ihm minder biegsam, daher um so widerstandsfähiger, und so blieb er im Besitze aller jener Eigenschaften, die ihm seit undenklichen Zeiten die Rolle des Herrschers und Kriegers zugesichert haben. Mit zäher Festigkeit hängt er an allen Sitten, Neigungen und Gewohnheiten, die seine Ahnen aus den centralasiatischen Steppen mitbrachten. Seine Hochzeits- und Klagelieder sind dieselben, wie bei den Söhnen der Steppe, auch seine Belustigungen haben den alten Charakter bewahrt, und wo man seinen nationalen Passionen entgegenzutreten versuchte, verließ er das Land und zog die Auswanderung der Unterwerfung vor. Wir finden dies in dem seit Anfang dieses Jahrhunderts der russischen Botmäßigkeit unterworfenen Trankaukasien und an den westlichen Ufern des Kaspisees bestätigt. Die Zahl der Terekme, Karakalpak's, Schahsewend und anderer halbnomadischer Türken hat sich seit der russischen Eroberung um mehr als ein Drittel vermindert. Lieber zog man auf das verhaßte Gebiet des sunnitischen Sultans, lieber wählte man die ewige Fehde mit den Kurden, als sich den Verordnungen des „Natschalnik" (russischen Beamten) zu fügen. Die Türken waren allerdings eine Wehr Irans gegen äußere Angriffe, sie waren aber auch eine Wehr gegen das geistige Emporkommen ihrer neuen Heimath.

In Betracht der oft besprochenen Fähigkeiten des Iraniers ist dies sehr zu bedauern. Die Nachkommen des alten Perservolkes, kaum drei Millionen an Zahl, hätten, ohne ihr Darniederhalten durch Araber und Türken, unzweifelhaft die Geschicke der alten Welt erheblich verändert. Es ist dies ein Menschenschlag, in jeder Hinsicht unserer vollsten Beachtung würdig. Seiner körperlichen Erscheinung nach nur wenig verschieden von den Abbildungen ihrer Vorfahren, die wir in den Jahrtausende alten Monumenten von Persepolis, Nakschi-Rusztem und a. a. O. bewundern, läßt sich von der Rührigkeit, Schlauheit und Pfiffigkeit dieses Völkchens

nicht genug erzählen. Schon das längliche Gesicht des Persers, seine feine Nase, die schön geformte Stirn, der ganze Gesichts-Ausdruck läßt in ihm den Mann von geistigem Vermögen erkennen. Seine Kleidung, seine Kost, die Ausstattung seines Hauses, Alles bekundet Geschmack und Sinn für Schönheit. Selbst als Maulthiertreiber ist der echte Perser weit lebendigeren und geschmeidigeren Geistes, als die türkischen Schöngeister von Profession. Doch welchen Nutzen kann ihm dies bringen, wenn Jahrhunderte lange Tyrannei ihn zum Sinnbild des Luges und Truges gemacht, wenn er seinen Verstand nur auf Abwegen gebraucht und demzufolge eine ganze Nation zu Schwindlern geworden ist? Dieses traurige Characterbild vervollständigt sich durch Flatterhaftigkeit und Unstätigkeit des Sinnes. Der Perser ist ein geistreiches Kind, das nie zum geistreichen Manne heranreift. Er vermag es, einen gewaltigen Anlauf zu nehmen, um Großes zu leisten, es auszuführen aber, fehlen ihm Kraft und Ausdauer.

Oestlich vom osmanischen, westlich vom iranischen und nördlich vom arabischen Volks-Elemente sind die Kurden in die Gebirgsregionen von Nord-Mesopotamien eingekeilt. Hier wohnt dies Volk seit undenklichen Zeiten, und da Gebirgsländer überall nicht nur dem fremden Wanderer, sondern auch fremden Cultureinflüssen minder zugänglich sind, als die offene, freie Ebene, so können wir in der Charakteristik des guten, alten Herodot Karduchoi nur wenig Unterschied mit den heutigen Kurden entdecken. Es ist allerdings ein merkwürdiges Volk, dieses Kurdenvolk; voll der Romantik vergangener Zeiten, voll der Tugenden und Laster des primitiven Gesellschaftslebens und voll all der Eigenheiten, welche die Montagnarden aller Zonen und Klimate auf den ersten Anblick kennzeichnen. Willst Du, werther Leser, von der bizarren Gestalt des Kurden ein Bild gewinnen, so stelle Dir einen Menschen mit sonnverbranntem Gesichte, strammen Zügen, kühnen Augen, mit Adlernase und wallendem Rabenhaare vor, dessen Kopf ein spitziger Turban aus bunten Tüchern umflattert, von dessen Schultern eine faltenreiche, grellfarbige Aba (Rock) herabfällt und der eine lange, bewimpelte Lanze, Schild und Schwert, mitunter auch moderne Feuerwaffen zu seinen persönlichen Necessaires zählt. Wie seine biblische Rüstung sich zu der Feuerwaffe belgischer Arbeit verhält, so sticht

das rauhe, wildkriegerische Aussehen des Mannes von dem leichten, gazeartigen Stoffe seines Mantels ab. Alles an ihm scheint auf schreckenden Effect abgesehen zu sein, und bricht der Kurde auf einem reich behangenen Pferde aus einem Engpasse plötzlich hervor und überfällt unter rauhem Kriegsgeschrei den nichtsahnenden, friedlichen Reisenden, so wird er fast immer seiner Beute sicher sein. „Entkleide Dich und rühr' Dich nicht!" heißt auf kurdisch einen guten Tag wünschen. Man muß sein Hab und Gut ganz ruhig vor den Kurden hinlegen und froh sein, mit heiler Haut davonzukommen.

Auch seine Behausung, seine Bewirthung, sein Alltagsleben trägt die Spuren einer Jahrtausende alten Sitte an sich. Meine Erinnerung an jene Abende, die ich unter Kurden, Menschen und Thiere in einem Raume hausend, oft in Gesellschaft von vierzig Büffeln zubrachte, ist nichts weniger als entzückend. Unter Dach wohnt man natürlich nur während des Winters. Die Ausdünstung von oft einem halben Hundert Büffelochsen erfüllt den ganzen Raum, denn die winzig kleine Oeffnung über dem Heerde, Luftloch und Rauchfang zugleich, läßt kaum merkbaren Abzug zu. Doch dem guten Kurden dünkt eine solche Existenz das Non plus ultra irdischen Comforts, und wenn man ihm zufällig erzählen sollte, daß im Frankenlande Thiere in Ställen und Menschen in Schlafgemächern übernachten, würde er sicherlich tief gerührt sein und im bedauerndem Tone ausrufen „Arme Frengis!" Auch seine Kost ist dieser primitiven Lebensweise entsprechend. Milch und Gerstenbrod, Gerstenbrod und Milch sind seine beständigen Nahrungsmittel, die nur zuweilen durch Käse und geräuchertes Fleisch Abwechslung finden. Zwiebeln und Knoblauch gelten ihm als Gaumenkitzel, ein Braten aber, trotzdem er Viehzüchter von Profession ist, gehört zu den Seltenheiten. Ein schöner Zug, ein Glück für die benachbarte Menschheit ist des Kurden Gastfreundlichkeit. Ist diese Tugend auch bei ihm keineswegs so scharf ausgeprägt, wie im fernen Asien, so genügt doch ihr geringeres Maß, um den Verkehr mit ihm und das Reisen über sein Gebiet zu erleichtern.

So schwer wie irgend ein Cultureinfluß, so schwer konnte selbst der Islam, dieser urwüchsige Glaube Asiens, in die Schluchten seiner Heimath Eingang finden und darin festen Fuß fassen.

Mit dem moslimischen Eifer der Kurden ist es nämlich sehr schlecht bestellt. Sie sind nur Mohammedaner aus Opportunität, verkehren ohne Groll mit Christen und Teufelsanbetern und das Sectenwesen, obwol sie sich in Schiiten und Suniten theilen, dient nur als Vorwand für ihr unbändiges Raubgelüste. Und dieses Volk mit den bizarren Sitten und rohen Gewohnheiten ist ein Zweig der iranischen Familie, ein Geschwisterkind der Perser, von deren Sprache die ihrige nur dialectisch verschieden ist und mit denen sie auch, was geistige Begabtheit anbelangt, Vieles gemein haben. Dies macht sich besonders in türkischen Kreisen bemerklich und mehr als ein berühmter Gelehrter oder Staatsmann der Osmanlis gehört ursprünglich den Kurden an. Im Kosmopolitismus der Islamwelt bleiben solche Fälle unbeachtet, dem ethnographischen Forscher aber können sie als wichtige Fingerzeige nicht entgehen.

Bevor wir den am Nordrande Irans fallen gelassenen Faden türkischer Volksbeschreibung wieder aufnehmen, wollen wir einen Blick auf die Afghanen werfen, deren gebirgige Heimath im Osten Irans liegt — Den Afghanen hat man eine zeitlang die Ehre des Judenthums angethan, ja fromme Bibelmänner und schwärmerische Kinder Israels glaubten in ihnen die verlornen zehn Stämme wiedergefunden zu haben. Allerdings eine sonderbare Auszeichnung, zu welcher die Afghanen selbst nicht wenig beigetragen haben, indem sie ihren nationalen Stammbaum in gerader Linie vom König Saul ableiten. Was die ethnischen Beweise für diese curiose Verwandtschaft betrifft, so legte man besonders Gewicht auf die scharfen und häufigen Kehllaute, an welchen die Sprache der Afghanen überaus reich ist, nicht minder aber auch auf die große, gebogene Nase, welche sie als physiognomisches Mittelstück von allen andern Asiaten unterscheidet. Diese Sprachen-Theorie bedarf keiner ernsten Widerlegung, eben aus derselben läßt der Afghanen indo-arische Abkunft sich mit völliger Sicherheit herleiten. Noch weniger beweisend ist das corpus delicti der Nase, denn deren hohe und adlerartige Form paßt ganz zu dem kühnen, decidirten Aussehen dieses Volkes und steht in vollem Einklange mit seinem wild martialischen Charakter — welcher den Juden keinesfalls nachgerühmt werden kann — wie mit ihrem unbändigen

Freiheitssinn. Männliche Schönheit ist dem Afghanen nicht zu bestreiten. Ob im schlichten, faltenreichen Leinwandkleide eines Hirten, ob im nach römischer Sitte über die Schulter geworfenen Toga-ähnlichen Leintuch, ob im Kriegsornate eines Serdars (Häuptling) — der Afghane wird immer unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen und als Prototyp eines asiatischen Kriegers uns Bewunderung abringen. Sie sind geborne Krieger. Der Hirt hat statt der Schalmei eine lange Flinte auf dem Rücken, der Ackersmann geht dem Pfluge mit dem Schwerte an der Seite nach, der Kaufmann führt ein kleines Arsenal mit sich, und gar der Krieger! Er ist von modernen und antiken Hau-, Stich- und Stoßwaffen derartig bedeckt, daß er selbst im Schlafe sich von einem großen Theile derselben nicht trennt. Dieser vorwiegend kriegerische Charakter entsprang bei dem Afghanenvolk sowol aus der Natur seiner gebirgigen Heimath, als aus seiner Religion, da es seit den Gaznewiden den brahminischen Grenzbewohnern Indiens in steter Kampfbereitschaft gegenüber stehen mußte, was heute nicht mehr von Nöthen, da an die Stelle der Wischnu-Anbeter die Engländer und im Norden die Russen getreten sind, und gegen die Ueberzahl und Kriegskunst der Briten und Russen vermag der Afghane Nichts auszurichten. Neben der Kampf- und Raublust, theilt der Afghane auch die übrigen Licht- und Schattenseiten des asiatischen Kriegers; er ist nämlich rauh und ungeschliffen, abergläubisch, mitunter gastfreundlich und von einem gewissen Biedersinne, und da es ihm an höheren Geistesgaben gebricht, in gegebenen Verhältnissen aber auch in einem Maße verrätherisch und rachsüchtig, wie kaum ein anderes Volk. Wie man sieht, kennzeichnet den Afghanen ein Gemisch von Tugenden und Lastern. Heute noch kann er sein Schild frei in die Lüfte heben, noch frei seinem Hange nach Anarchie fröhnen, doch wird ihm dies, wie die Verhältnisse liegen, wol kaum auf die Dauer einiger Jahrzehnte noch gestattet sein.

Und nun wollen wir zu den Türken zurückkehren, zu den Türken kat'exochen, denn als solche müssen die turanischen Einwohner Centralasiens bezeichnet werden, wenngleich auch dort die Stadtbevölkerung, natürlich in starker Minorität, durch Vermischung mit den iranischen Ureinwohnern von primitivem Türkentypus

Manches eingebüßt hat. Die Völker Centralasiens zeigen unstreitig speciellen Typus wie speciellen Charakter und haben, von einem Kranze unwegsamer Steppen umringt, in ihrer gleichsam abgeschlossenen Lage Beides viel leichter bewahren können. Sie befanden sich sozusagen auf einer Insel inmitten des Festlandes, und wenn sie aus derselben hervorbrachen, so geschah es entweder zu kurzen Raubzügen, von denen sie bald schätzebeladen heimkehrten, oder sie organisirten eine förmliche, regelrechte Auswanderung nach dem Westen und Süden Asiens, um sich dort eine neue Heimath zu gründen. Bei den heutigen ethischen Verhältnissen Centralasiens haben wir es mit zwei Hauptgruppen zu thun: erstens mit dem ansässigen Türken, unter den Namen: Oezbeg, Sart oder Kurama bekannt, zweitens mit den Steppenbewohnern, die, wie sie auch immer benannt sein mögen, dennoch im engen Verhältnisse gegenwärtiger Verwandtschaft zu einander stehen. Der Bewohner der Stadt oder der Ackerbau treibende Türke zeigt nur wenige Spuren seiner primitiven Nationalität. Sein Kopf und seine Gliederformen, seine Nase, Stirn und Kinn bekunden wol die türkische Breitspurigkeit, in seinem Gange, seinem Handel und Wandel aber ist er, infolge seines Haftens an der Scholle, weit türkischer, als sein Bruder in der Steppe. Auch das Gemälde seiner Sitten und Gewohnheiten ist durch die fremde moslimische Beimischung schon bedeutend entstellt, während andererseits sein Alltagsleben, selbst seine Sinnesrichtung durch die iranische Cultur jenes Volkes, das er unterdrückte, stark verändert ist. Der Oezbeg, ob in Chiwa, Bochara, Chokand oder in Ostturkestan, ist eine ehrliche Haut, ein Mensch, der, infolge der gewohnten despotischen Regierungsform seines eigenen Landes, selbst dem christlichen Eroberer, sei er Russe oder Engländer, sich nie widersetzen wird. Er hat wol asiatischen Starrsinn und Begriffsstützigkeit, doch ist er gefügig und gehorsam, wenn gebieterische Umstände ihn dazu zwingen und wird unter der Botmäßigkeit des Czaren schon nach Verlauf einiger Jahrzehnte das werden, was die Nogai-Tataren in Kazan und in der Krim geworden sind, d. h. friedliche und fleißige Unterthanen Rußlands.

Mit den Nomaden hat es eine ganz andere Bewandtniß. Wir finden hier jenen Geist der unbändigen Freiheit, des ewigen

Wanderlebens bei primitivster Lebensweise, welche die Steppen-Bewohner vom hohen Norden Asiens bis zu dem Rande Irans von jeher charakterisirte. Die Verschiedenheit in den Merkmalen jenes Geistes basiren zumeist auf der Ausdehnung, der Bodenbeschaffenheit und dem Klima der einzelnen Theile der Steppe, nicht minder auch auf den geschichtlichen Umwälzungen, deren Schauplatz die Steppe hie und da gewesen. So bietet der Turkomane, den der Leser aus meinen Reisebüchern wol zur Genüge kennen gelernt, die treueste Copie jenes schauervollen Bildes seiner Steppenheimath mit ihrer grimmigen Kälte, ihrer sengenden Sonne, dem bodenlosen Sande und den bitteren Salzquellen. Der Karakalpak am sumpfigen Delta des Oxus, seiner Beschäftigung nach Viehzüchter, auch Landmann, ist in seiner körperlichen Erscheinung, in seinem Wesen, ja in seinem ganzen Thun und Lassen so apathisch und niedergedrückt, so plump und schwerfällig, so farb- und geistlos, wie es der Mensch nur sein kann, der in den Miasmen vergifteter Sumpfgegenden, inmitten zwölf Fuß hohen Schilfes sein Leben verbringen muß. Der Karakalpak war stets nur ein unfreiwilliger Nomade, den das Schicksal von der Wolga nach den Mündungen des Jaxartes und von da wieder in seine jetzige Heimath geworfen hat.

Bei fernerer Betrachtung der weiten Steppengebiete im Norden der Vasisländer wird der Kazak, fälschlich Kirgise genannt, wiederum als treuer Ausdruck des Bodens vor uns treten, auf dem seine Ahnen vielleicht schon seit Jahrtausenden leben. Auf dieser Steppe, bei weitem nicht so schrecklich als die Hyrkanische, wechseln Salzsümpfe mit klaren Seen, Sandwüsten mit guten Weiden, Tamarisken mit Dornenstauden schon häufiger ab; daher denn auch der nur halbwilde Charakter des Kazaks, der friedlicher und munterer gestimmt ist, als der Turkomane und trotz seiner bekannten Lust zu Baranta's (Raubzügen) niemals jener unverbesserliche, treu- und glaubenslose Menschenräuber war, wie der Jomute, Tschaudor und Tekke.

Und so ist es auch mit den Kiptschaken und Kara-Kirgisen in Chokand bestellt, die in den Thälern der westlichen Ausläufer des Tian-schan-Gebirges, in den Schluchten des schneebedeckten Alai und auf dem „Dache der Welt" (das Plateau von Pamir) umher-

ziehen; kein Wunder daher, wenn sie, die Eigenheiten des Montagnarden und Steppenbewohners vereinigend, in der rauhen Natur die Rauhheit ihres Charakters prägnanter und stärker zu bewahren vermochten. Wir treffen bei ihnen das Türkenthum am allerwenigsten verfälscht. In den physischen Merkmalen ihrer Rasse lehnen sie sich stark an Kalmüken und Mongolen; ihre Sitten und Gebräuche bilden die Ostgrenze, ja die letzte Station des echten Türkenthums, denn weiter von da treten wir ins Reich des buddhistisch-chinesischen Einflusses oder gerathen unter die Bewohner Ostturkestans, die trotz ihrer uigurischen Abkunft vom alten Türkenthum dennoch weniger Spuren aufweisen, als die Kara-Kirgisen und Kiptschaken.

Die moslimischen Fürsten der Gegenwart.

Sultan, Schah, Chidiv und Chan, das sind die Titel der gesalbten Oberhäupter des muselmännischen Morgenlandes. Sie nennen sich insgesammt „Schatten Gottes auf der Erde,“ obwol dieser theocratische Beiname mit Recht nur dem Sultan zusteht. Und diese Schatten, doch nicht Gottes, sondern vergangener Größe und geschwundenen Glanzes, liegen bleischwer auf den öden Fluren ihrer Länder und auf den ärmeren Schichten ihrer Völker. Sie gehören auch deshalb in den Kreis unserer Betrachtung, weil sie die Hauptursache des Elends sind, unter dem ihre Völker schmachten und weil jede mögliche Besserung der traurigen Zustände der alten Welt von ihrer Individualität und ihrem Willen abhängt.

I.

Es war an einem heißen Sommertage im Jahre 1858, als ich in der Bucht von Tschibuklu, auf der asiatischen Seite des Bosporus, im Schatten einer Platane auf dem Rasen hingestreckt, der Lectüre des klassisch geschriebenen historischen Werkes: „Hescht Bihischt“ (Acht Paradiese) mich hingab. Acht Paradiese sollen die acht Regierungszeiten der ersten acht Sultane des ottomanischen Regentenhauses vorstellen. Ich ergötzte mich an den herrlichen Bildern und Metaphern des persischen Schriftstellers, als ich von rückwärts sanft gerüttelt und folgendermaßen angesprochen wurde: „Wer bist Du, der Du in solch unpassender Stellung der Lectüre obliegst — wo hast Du diese Unart gelernt?“ Rasch wendete ich mich um, blickte meinen Störer an und hätte nicht entfernt vermuthet, daß ein Nachkomme eben jener Helden vor mir stand, von

deren tapferen Thaten, Regenteneifer und Glaubensstärke ich eben gelesen hatte. Und dennoch war dem so. Vor mir stand, ohne daß ich es ahnte, Abdul Aziz Efendi, der damalige Thronfolger Abdul Medschids, ein Mann, dem derzeit alle Welt geflissentlich aus dem Wege ging, denn mit dem Thronfolger zu Lebzeiten des Fürsten zu sprechen, konnte traurige Folgen nach sich ziehen und brachte in früheren Jahrhunderten das Leben in Gefahr.

Ich bin Ungar, erwiderte ich, man nennt mich Reschid Efendi; ich lese, wie Du siehst, einen Tarich (Geschichtswerk). Ein langgedehntes So! im Tone der Verachtung, war die Antwort; dann maß mich der Efendi von Kopf zu Fuß, wendete sich schnell um und ging seines Weges weiter, begleitet von einem ansehnlichen Gefolge, in welchem ich einen Diener mit dem Abzeichen des kaiserlichen Palastes gewahrte. Erst später erfuhr ich, daß dieser Mann mit dem schwarzen Auge und Trotz verkündenden Zügen, von brauner Gesichtsfarbe, untersetzter, aber kräftiger Statur, mit dichtem, schwarzem Schnurrbarte — einen Vollbart läßt sich der Thronerbe nur nach der Thronbesteigung wachsen — Abdul Aziz Efendi, der heutige Beherrscher der Türkei, war. Abdul Aziz pflegte zu jener Zeit diesen Weg zu einem unweit von der Bucht gelegenen Landgute vorzugsweise zu wählen, um auf demselben ohne die Fessel der Palast-Etikette, unbewacht von den Argusaugen der von seinem furchtsamen Bruder besoldeten Spione, sich einer freieren Existenz hingeben zu können. An den Gestaden des Bosporus, in den prachtvollen Räumen von Dolma Bagdsche muß sich der ehemalige Thronfolger allzu beengt gefühlt haben, denn zwischen Thronfolgern und Regenten in der Türkei war Spannung und Gegensatz von je an der Tagesordnung. Abdul Medschid war bemüht, als echter Repräsentant der modernen europäischen Cultur zu gelten. Er war zart angelegt, liebte zarte Ideen, zarte Gefühle, feine Manieren und schätzte feinen Geschmack, im europäischen Sinne des Wortes, über Alles. Schon aus traditionellem Gegensatze trat bei seinem Bruder eine gänzlich verschiedene Geistesrichtung zu Tage. Es hieß von ihm, er erwarte für das Wohl der Türkei viel mehr von der alten Regierungsform und der alten Auffassung des Verhältnisses zum Abendlande, als von einer unbedingten Assimilirung mit demselben und von einer

blinden Nachäffung des Frengithums. Mochte sich darin auch für die geistige Begabtheit des ehemaligen Thronfolgers nicht eben Günstiges aussprechen, so hielt er doch an seiner Ueberzeugung fest. Körperliche Stärke galt ihm mehr, als alle geistigen Vorzüge. Speisen, Kleider und Unterhaltungen gefielen ihm nur dann, wenn sie den Stempel des echten und alten Türkenthums trugen, und während sein Bruder durch europäische Concertmeister sich die Symphonien unserer großen Tonmeister vortragen oder auf dem luxuriös ausgestatteten, kleinen Haustheater Opern aufführen ließ, ergötzte sich der Thronfolger auf dem erwähnten Landgute am Ringkampfe von Athleten, ja er verschmähte es bisweilen nicht, selber die ölgetränkten Hosen anzulegen, um im Ringen mit einem seiner Untergebenen seine Ueberlegenheit zu beweisen. War er ermüdet, so ließ er Hähne kämpfen; sogar tschirkassische Mädchen mußten sich im Zweikampfe vor ihm produciren, gewöhnliche Possenreißer europäische Gebräuche karrikiren, und je derber die Darsteller, desto größer der Beifall, desto reicher der Lohn, den seine Hoheit der Thronfolger zu spenden pflegte. Auf diesem Landsitz spiegelte sich das sittliche Leben alttürkischer Gesellschaft aus vergangenen Jahrhunderten ab.

Abdul Medschid, dem dieses Treiben nicht unbekannt blieb, erfüllten die bäuerischen Neigungen seines Bruders mit Widerwillen. Um den Geschmack desselben kennen zu lernen, stellte er ihm zur Schmückung seiner Gemächer einen geschickten italienischen Maler zur Verfügung und erschrack nicht wenig, als er die Zimmer scharlachroth — dies war die Lieblingsfarbe Abdul Aziz's — bemalt fand. Wie schon erwähnt, von der damaligen bessern Gesellschaft Konstantinopels sorgfältig gemieden, umgab sich Abdul Aziz mit einem Kreise von Gesellschaftern und Vertrauten, die seiner derb türkischen Natur zusagten. Newrez Pascha, ein bekannter Wüstling aus Skutari, den europäische Zeitungen noch immer leben lassen, trotzdem er schon vor zwei Jahren an den Folgen übermäßiger Trunksucht in Wien gestorben ist, war schon damals Abdul Aziz's Vertrauter und hat, im Verein mit einem gewissen Reschad und mit Chosrew, viel dazu beigetragen, aus dem alttürkischen Thronfolger einen alttürkischen Sultan zu machen. Schon in jener Zeit litt Abdul Aziz an zeitweiligen Abspannungen, an Wuthparoxismen, an Bleichsucht,

Magenerweiterung und anderen Folgen einer ungeregelten Lebensweise. Man erzählte sich allerdings unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit zur Zeit stupende Dinge von diesem Sohne Mahmuds, die ihn wol in Jähzorn und despotischer Handlungsweise seinem Vater ähnlich erscheinen ließen, nicht aber in dessen Energie und Eifer zur vermeinten Beglückung seines Volkes.

Mit solcher Geistesrichtung bestieg der heutige Sultan der Türkei, nach dem Ableben seines Bruders, im Jahre 1861 den Thron. Nach dem Satze: „naturam expellas furco, tamen usque recurret" oder nach dem türkischen Sprüchworte: „Das Naturell liegt unter der Seele begraben", d. h. man muß Ersteres beseitigen, um zu Letzterer gelangen zu können, wird es nicht Wunder nehmen, daß der Sultan derselbe blieb, der er als Thronfolger gewesen, daß vielmehr seine Maximen und Passionen nach dem Maßstabe seiner Machtstellung sich steigerten. Hatte früher der engere Kreis einer Umgebung seine Laune zu empfinden, so unterlag derselben nunmehr ein ganzes Land, ein ganzes Volk. So lange Fuad und und Ali am Leben waren, so lange diese von seinem Bruder überkommenen Rathgeber sich in seiner Nähe befänden, wurden die dem Staate schädlichen Neigungen des Sultans einigermaßen in Schranken gehalten. Abdul Aziz haßte diese beiden Würdenträger aus der Tiefe seiner Seele und fürchtete sie dermaßen, daß er sich unwohl fühlte, wenn sie zur Audienz angemeldet wurden, aber da er sich ihrer nicht entledigen konnte und durfte, so zählten die ersten Regierungsjahre dieses Fürsten für ihn selbst keineswegs zu den angenehmsten. Hierzu kam noch der Umstand, daß Napoleon III. unter seinen Gästen bei der Pariser Weltausstellung einen Sultan zu sehen wünschte. Dem großen Frenkenkaiser nicht zu willfahren, wäre schwer gewesen. Der Wundermann Abdul Aziz erschien daher in Europa und wurde von Fuad Pascha, dem die Vermittlerrolle übertragen worden, den europäischen Höfen und der europäischen Welt vorgestellt. Wie seiner türkischen Majestät bei solchen Paradezügen zu Muthe gewesen sein mag, wird der Leser leicht ermessen können. Ihm waren europäische Städte, europäische Kunst und Industrie, Wissen und Cultur verhaßt und doch mußte er von Fuad, diesem Erzfranken, sich unterrichten lassen,

wie er ungläubige Deputation zu empfangen, ungläubigen Rednern huldvoll zuzuwinken und gefällig zuzulächeln hatte. Brauche ich erst zu sagen, was dieser oder ein ihm sinnesverwandter orientalischer Fürst von einer Reise im Abendlande, von einer unmittelbaren Berührung der Cultur profitiren konnte? Diese europäische Reise hat dem Sultan und seinem Lande nicht nur nicht genützt, vielmehr immensen Schaden zugefügt. Statt Bewunderung und Anerkennung traten Haß und Neid nun noch stärker hervor, und da in der türkischen Gesellschaft sich immer Leute finden, die das christliche Abendland auf Kosten der morgenländischen Cultur zu verunglimpfen und herabzusetzen bereit sind und solche Leute zum Sultan Zutritt fanden, so war die natürliche Folge, daß der schon in den Jugendjahren orthodox gesinnte Fürst in seinen antireformatorischen Gesinnungen immer mehr bestärkt wurde. Mittlerweile befreite ihn auch der Tod Fuad's und Aali's von zwei lästigen Rathgebern. Sie waren nach Reschid Pascha die einzigen Männer, welche die der Türkei nöthigen Reformen auszuführen befähigt gewesen. Abdul Aziz war nun Selbstherrscher im strengsten Sinne des Wortes. Frei von der wilden Controlle der Janitscharen und Ulema's, die seinen Vater auf Schritt und Tritt beengte, frei von Furcht vor der öffentlichen Meinung in Europa, die seinem Bruder immer wie ein Schreckgespenst vorschwebte, ihm jedoch völlig gleichgültig ist, frei endlich von den in aller Unterthänigkeit dargebotenen Rathschlägen der genannten Staatsmänner, die, wie schon gesagt, ihm tiefen Widerwillen einflößten und nur deshalb geduldet wurden, weil er ihre Ersetzung durch Minderbegabte nicht wagte, begann Abdul Aziz nun nach Herzenslust zu schalten und zu walten und trat mit jener bekannten Regierungspolitik auf, welche die Türkei binnen Kurzem an den Rand des Verderbens brachte und von außen jene Gewitter heranziehen läßt, die sich früher oder später über seinem Reiche entladen müssen. Von diesem Zeitpunkte angefangen, ward denn auch Europa jeden Monat, nicht selten jede Woche durch einen Beamtenwechsel am Bosporus überrascht. Statthalter werden ernannt, um noch auf dem Wege zu ihrem Bestimmungsorte wieder abgesetzt zu werden, Stellen an Leute verliehen, die von dem betreffenden Wirkungskreise nicht die leiseste Ahnung haben; Gnade und Ungnade folgen schnell und ohne

jeden Grund, und all dies entspringt unmittelbar aus der wechselnden, von seiner Mutter, seinen Frauen und seinen Günstlingen beeinflußten Laune des Herrschers, in dessen Augen Regierungsangelegenheiten kaum ernster nnd wichtiger erscheinen, als die Späße und Spiele, denen er sich einst als Thronfolger auf dem Eingangs erwähnten Landsitze hingab.

Ein Herrscher mit solcher Geistesrichtung vermochte aus der Türkei nichts Besseres zu machen, als sie geworden ist: just das Gegentheil dessen, was sie unter der Regierung Abdul Medschids gewesen. Viel trug zur Verkommenheit der Türkei das Naturell des actuellen Herrschers bei. In der Jugend körperlichen Uebungen und männlichen Spielen zugethan, vermeidet er jetzt jede Körperbewegung und verweilt stundenlang auf den weichen Divanen seines Palastes, ohne sich von der Stelle zu rühren. Bei einer mangelhaften orientalischeu Bildung und der absoluten Unkenntniß europäischer Sprachen, ersetzen die Lectüre Zerstreuungen höchst primitiver Natur, vor allem Tafelgenüsse — es werden 40 bis 50 Gerichte aufgetragen, von denen der Sultan nur dasjenige genießt, was bei einmaligem Eintauchen am Finger bleibt; ähnlich verfährt er mit dem Kaffee und der Pfeife, aus welcher immer nur ein Zug genossen wird — Besuch der Hühnersammlung und der grotesken Bildergallerien, Vorstellungen von Possenreißern ꝛc. Während Abdul Medschid, trotz seiner häufigen Krankheiten, täglich eine Stunde in der Kabinetskanzlei zu verweilen pflegte, betritt der jetzige Herrscher dieselbe nur selten und vollzieht die Signatur officieller Actenstücke in seinen Gemächern. Ihm sind Regierungsangelegenheiten ziemlich gleichgültig; nur dann schwindet seine Apathie, wenn es sich um Beschaffung von Geld handelt, um das bisweilen aufflackernde Feuer militärischen Ehrgeizes zu nähren oder durch Bau neuer Paläste sein fürstliches Aussehen zu steigern.

II.

Die zweite Persönlichkeit auf der Rangstufe moslimischer Fürsten in Asien ist Nasreddin Schah, der König von Persien, ein Autokrat im strengeren Wortsinne als der Sultan, denn wie an seinem Lande und an der Gesellschaft, deren Spitze er bildet, viel

mehr asiatische Alterthümlichkeiten haften, so ist auch seine fürstliche Persönlichkeit mit grelleren Troddeln orientalischer Machtstellung behangen. Er ist absoluter Autokrat, aber demungeachtet um den Lichtglanz seiner irdischen Größe keineswegs zu beneiden. Wie bekannt, ist Nasreddin Schah unter der steten Furcht vor einem ihm grollenden Vater und vor den Ränken der auf seine gewaltsame Entfernung aus dem Leben hinzielenden Mutter aufgewachsen. Kein Wunder daher, wenn der Schrecken, unter dem das Königskind früher lebte und zitterte, in dem Herrscher auf dem Throne noch lange nachwirkte und seinem Charakter das Zeichen der Unentschlossenheit aufprägte, ja selbst noch in den Mannesjahren ihn geistig als Kind beließ. Seinem fürstlichen Bruder am Bosporus gegenübergestellt, kann Nasreddin Schah als ein Mann von sanftem Charakter, ein Fürst mit guten Absichten, als ein Morgenländer in modernerer Ausgabe bezeichnet werden. Er hat mit orientalischer und occidentaler Cultur herumgetändelt, hat sich ein wenig in der Geschichte und Literatur seines Volkes umgesehen und auch einigen seiner Geschmacksrichtung naheliegenden abendländischen Wissenschaften flüchtig sich zugewandt. Er schreibt nämlich persische Verse, allerdings von sehr untergeordnetem Werthe, kennt die Hauptepochen der Geschichte seines Landes, weiß etwas von Geographie und hat überhaupt viel klarere Begriffe von frenkischer Gesellschaft und frenkischer Politik, als viele seiner Unterthanen und fürstlichen Vorgänger auf dem iranischen Throne, und steht auf weit höherer Stufe der Bildung, als der heutige Beherrscher der Ottomanen.

Einige seiner Vorzüge sind unbestreitbar; doch was nützen diese, Angesichts des traurigen Abstandes zwischen seiner Geistesbildung und der seines Volkes? Die Intelligenz Persiens ist nämlich hinter der der Türkei um ein volles Säculum zurückgeblieben. Im letztgenannten Lande ist man seit mehr denn hundert Jahren schon gewaltsam auf die Schulbank moderner Weltansichten getrieben worden, hat auch in Folge des Zwanges sich etwas von diesen angeeignet und wäre nur der Wille vorhanden, so müßte man in der Türkei viel weiter vorgeschritten sein, als es der Fall ist. Auf Persien aber lagert noch immer eine dichte Nebelschicht altasiatischer Weltanschauung und altasiatischen Dünkels. Die Licht-

strahlen der westlichen Cultursonne haben jenen Nebel noch nicht zum Weichen bringen können; auch ist das Land zu klein, das Volk zu arm, um sich den Luxus kostspieliger Cultur-Experimente gönnen zu können, und dies die Ursache, daß der Perser trotz seiner eminenten geistigen Begabtheit, trotz all seiner Vorzüge vor allen übrigen Morgenländern, noch immer an vielen Gebrechen und Unarten des Asiatismus leidet, noch immer ein Stück Altasien mit seinen Auswüchsen repräsentirt. Bei einem solchen Volke kann natürlich die bessere Weltanschauung, die mehr aufgeklärte Denkungsweise seines Fürsten gar nicht in Betracht kommen. Nur allmählig und in sehr geringem Maße werden sich Spuren seiner Thätigkeit bemerkbar machen können, und ist der Herrscher obenein unschlüssig und zaghaft, wie Nasreddin Schah, so kann es nicht Wunder nehmen, daß seine mehr als vierteljahrhundertjährige Regierung so spurlos vorübergeht. Vielleicht hat auch Hoffnungslosigkeit und Niedergeschlagenheit zu diesem Resultate beigetragen. Nasreddin zeigt nämlich eine auffällige Abneigung gegen seinen Hof, sein Regierungswesen, gegen Alles, was ihn umgiebt. Die Kosten seines Hofhalts sind mit der des Sultans nicht entfernt zu vergleichen, denn was Letzterer in einem Monat braucht, genügt Ersterem für ein ganzes Jahr. Sein Harem zählt nur wenige Frauen, von Palästen kann keine Rede sein und der ganze Luxus und Fürstenglanz des Perserkönigs beschränkt sich auf den Inhalt einiger Koffer, die denn auch selbst bei kleinen Jagdausflügen nicht entbehrt werden können. Der rühmliche Unterschied, welcher hinsichtlich der individuellen Eigenschaften beider Herrscher obwaltet, giebt sich auch in ihren Passionen und Vergnügungen kund. Nasreddin ist nämlich sehr mäßig in Speisen und Getränken, und in Betreff Letzterer kann er nicht nur unter seinen Unterthanen, sondern auch im gebildeten Europa als rühmliche Ausnahme gelten. Zechgelage im Style des Palastes der Sultane kommen am Hofe des Perserkönigs fast nie vor. Während Abdul Aziz Tagelang seinen Palast nicht verläßt, findet Nasreddin in männlichen Uebungen, im Jagen und Reiten sein Hauptvergnügen. Selbst im strengsten Winter werden Jagdausflüge unternommen, und mehr als ein Höfling muß es sich gefallen lassen, in Regen

und Kälte seinem fürstlichen Herrn Wochenlang in den rauhen Gebirgen des Elbeirz Gesellschaft zu leisten.

Fassen wir die frappanten Züge seines Charakters zusammen, so vermißt man bei viel Lobenswerthem doch viele der Eigenschaften, die bei Fürsten und Autokraten von gedeihlichen Folgen sein können. Nasreddin ist unstreitig so zartfühlend, so gerechtigkeitsliebend, wie es ein Perser, ein orientalischer Potentat nur sein kann. Auch Prunksucht und Eigendünkel treten bei ihm weniger hervor, als sich nach den von seiner Würde und seiner Stellung ihm aufgedrungenen Handlungen erwarten ließe. Verschwendungssucht gehört nicht zu seinen Fehlern, man zeiht ihn vielmehr des Gegentheils, und sein gesunder Verstand erkennt zu gut die wahre Machtstellung des heutigen Irans, um sich jenen trügerischen Illusionen hinzugeben, in welchen sein Fürstenbruder am Bosporus sich so gerne wiegt. Wenn daher von Grausamkeit nnd Acten der Barbarei unter seiner Regierung die Rede ist, so sind diese eher dem allgemein herrschenden Landestone und den Sitten, als seiner persönlichen Initiative zuzuschreiben. Selbst gegen die verrufene Wankelmüthigkeit seines Charakters haben die jüngsten Ereignisse ein nicht zu unterschätzendes Zeugniß abgelegt, denn wir sehen den Schah mitten in einem schweren und ungleichen Kampfe gegen die orthodoxe Geistlichkeit und gegen die streng conservative altasiatische Denkungsweise seines ganzen Volkes stehen. Muß man die Perser all jener Laster, jener Verkommenheit, welche den asiatischen Schlendrian charakterisiren, beschuldigen — ihren König selber kann nicht die allerkleinste Schuld treffen, denn nur wer das Land und seine Bewohner genau kennt, wird den zwischen Letzteren und ihrem Herrscher bestehenden moralischen Abstand genügend würdigen können.

III.

Vom alten Reiche der Chosroe wollen wir dem noch älteren Reiche der Pharaonen am Nil den Blick zuwenden, um den dort thronenden Dritten im Triumvirate der halb europäisirten Fürsten

der Islamwelt kennen zu lernen. Ismail Pascha ist in jeder Hinsicht eine interessante Persönlichkeit, in deren zweifelhaftem Fürstenglanz das Trugspiel ihrer Größe sich treu wiederspiegelt. Demungeachtet ist er von allen dreien der Begabteste und in Anbetracht der Erfolge seines bisherigen Wirkens kann er, wenigstens bis in die neueste Zeit, auch als der Glücklichere bezeichnet werden. In Asien als Pascha und Würdenträger des Sultans, in Europa hingegen als selbstständiger Fürst sich gerirend, ist es diesem Enkel Mehemmid Ali's bis jetzt noch am ehesten gelungen, neben Begründung seiner Macht im Lande am Nil, Europa so viel Sand in die Augen zu streuen, daß man ihn nicht nur für souverain, sondern auch als staatsklug, als den civilisirtesten unter den Herrschern des Islams bezeichnet und bezeichnen kann. Wer Zeuge ist, wie Ismail Pascha in den Vorhallen der kaiserlichen Paläste in Constantinopel antichambrirt — und antichambriren muß er immer und recht lange — wie er in gebückter Stellung mit übereinander geschlagenen Händen vor Abdul Aziz, dem er geistig mächtig überlegen ist, dasteht, und selbst nach mehrmaliger Aufforderung, aus Ehrerbietung, sich nicht niederzusetzen wagt — der würde in ihm schwerlich jenen „Vicekönig von Egypten" erkennen, der an den Höfen von Berlin, Wien, Paris und London mit allem Aplomb eines souverainen Herrschers aufzutreten weiß. Dort: Bücklinge, tiefe Temena's, reiche Bestechungen, hier: große Zukunftspläne, Eroberung eines halben Welttheiles, Wiederherstellung des Reiches der Ramsese u. s. w. u. s. w.! Dies sind allerdings starke Gegensätze, doch der fünfundvierzigjährige Sohn Ibrahim Pascha's ist ihnen vollauf gewachsen. Er hat seine Jugend in Paris verlebt, an der Seine die Kunst der politischen Komödie studirt, und als französirter Türke mit officiell arabischer Nationalität, folglich mit einem Conglomerat iranischer, turanischer und semitischer Racceneigenheiten, ist er nicht ohne Aussicht die Komödie zu einem Kapitel historischer Wirklichkeit zu gestalten, falls die Tausendkünstler der europäischen Diplomatie und Pariser und Londoner Geldleute ihm keinen Strich durch die Rechnung ziehen.

Egypten ist Europa und unserem Interesse viel näher gerückt als andere Theile der moslimischen Welt, und es hat nichts Ueber=

raschendes, wenn Kairo, dieser Winteraufenthaltsort europäischer Brustkranken, im letzten Decennium die Metropole am Bosporus zu überflügeln beginnt. Dies ist allerdings nur der Persönlichkeit des jetzigen Chidivs zuzuschreiben, eine Persönlichkeit, die manchen Beleg für die wichtige Frage der Civilisationsfähigkeit der Islamswelt bieten kann. Den Ansichten der zahlreichen, wohl unterrichteten Schriftsteller über das moderne Egypten und über den reellen Werth der Reformen am Nil, trete ich vollständig bei. Welcher Werth den hochtrabenden Regierungsproclamen des Vicekönigs hinsichtlich der Beglückung seines Volkes, der Vereinfachung der Administration, der Verwaltung der Finanzen, der Verbesserung der Justiz beizulegen, was von seinen Reformen im Schulwesen, seinem Eifer zur Hebung des Handels und der Industrie zu halten sei — darüber wird kein Kenner Asiens allzu sanguinisch gestimmt sein. Doch eines muß unbedingt zugestanden werden: Ismail Pascha hat von der Religionstoleranz bisher die befriedigendsten Beweise gegeben, ja er ist unter allen moslimischen Potentaten der Gegenwart und Vergangenheit der einzige, der dem Worte Gjaur und Kafir die größte Satisfaction zu Theil werden ließ und es heiter aufnimmt, wenn er selbst von seinen übrigen Fürstenbrüdern Gjaur geschimpft wird. Ismail Pascha hat gegenwärtig einen christlichen Minister des Aeußern (Nubar Pascha), ein Christ, (M. D'or) ist mit der Verbesserung des Volksschulwesens betraut, Christen stehen an der Spitze seines Finanzwesens, und da er sich meist höherer christlicher Offiziere zur Erweiterung der Grenzen seines Reiches im Süden bedient, so haben wir das merkwürdige Schauspiel vor Augen, wie christliche Capacitäten der Verbreitung des Halbmondes in Afrika — und die Eroberungen des Islams in diesem Welttheile sind sehr bedeutend — als mächtige Werkzeuge dienen.

Ich wiederhole: In Ismail Pascha's Thun und Lassen ist viel Reclamenhaftes, Sensationelles, aber auch manch Reelles und Solides. Der Vicekönig steht heute in der Blüthe seines Lebens und man könnte an seine Regierung glänzende Hoffnungen knüpfen, wäre nicht die begründete Furcht vorhanden, daß ihm früher oder später der Athem ausgehen müsse, d. h. daß er in puncto pecuniae jenem Uebel anheimfallen werde, durch welches sein Schutzherr in

der Siebenhügelstadt die Katastrophe des Osmanidenreiches so nahegerückt hat. Ismail Pascha hat zwar schon längst den für einen Asiaten erstaunlichen Schritt gethan, mit der Fürstenwürde den Stand eines Kaufmannes und Industriellen zu verbinden und in Reis und Baumwolle „zu machen", doch hat der Vicekönig andererseits, neben dem europäischen mercantilen Geist, auch die Alluren unsrer großen Herrn studirt und trachtet danach, sie treu zu copiren. Sein Schloßtheater, sein Corps de Ballet, sein riesenhafter Luxus im Hofhaushalte, seine Subsidienzahlungen an europäische Organe und hiezu noch seine immensen Geschenke in Constantinopel stehen in arger Disharmonie sowol zur Cassa eines Vicekönigs als auch zum „Soll und Haben" eines Baumwollhändlers. Infolge der mächtigen Schwankungen dieser Bilanz kam es, daß der Chidiv in der neuesten Zeit seine Actien des Suez-Kanal-Unternehmens an die englische Regierung abzutreten gezwungen war, eine Transaction, welche die Finanzmisère doch nicht zu saniren vermochte, und es bleibt immerhin die Frage offen, wie lange die sinnlosen Verschwendungen sich fortsetzen können und ob das Abendland, ungeachtet der anerkannten Vorzüge des jetzigen Herrn am Nil, nicht gedrängt werden wird, auch dort in die Begebenheiten einzugreifen?

IV.

Wir besprechen die Chane oder Emire, wie sie sich ebenfalls nennen, deshalb unter einem Collectivtitel, weil sie, im Vergleich zu ihren westlichen Herrscherbrüdern und Religionsgenossen, insgesammt ein ziemlich unverfälschtes Bild altgeschichtlicher Charaktere bieten. Wol sind auch sie vom europäischen Einfluß, doch noch nicht von den Lichtstrahlen moderner Cultur erreicht worden, und diese werden auch schwerlich zu ihnen gelangen, da Europa dem Versuche mit Culturmissionen bei ihnen abgeneigt ist, denn nach den bisherigen Erfahrungen muß man zuvor erobern, ehe man civilisiren kann, und bei etwaigen Eroberungen kommen die Persönlichkeiten jener inländischen Fürsten kaum in Betracht.

Unter den jetzt noch herrschenden Chanen nimmt Emir Schir Ali Chan, der Sohn und Nachfolger Dost Mohammeds, bezüglich seiner Kenntniß und Beurtheilung europäischer Zustände, unstreitig den ersten Platz ein. Schon in seiner ersten Jugend sah dieser Mann stämmige Söhne Albions im rothen Waffenrocke, Männer mit abrasirten Schnurbärten und sehr früh schon wurde das sonderbare Volk der Frengi's von ihm angestaunt, ausgelacht und verspottet, aber auch gefürchtet. Eine Zeit lang, und dies war nach dem unglücklichen Feldzuge der Briten in Afghanistan, begann er sogar, die Teufelskraft der Frengi's zu bezweifeln, obwol sein schlauer Vater ihn vom Gegentheil zu überzeugen bemüht war. Als er auf den Thron kam, schien er sich eines Bessern zu besinnen, denn in Afghanistan, wie überall, braucht man zur Regierung Geld, und Geld ist, wie man in ganz Asien und auch in Europa weiß, am meisten von den Briten zu erlangen, daher fand sich denn auch dieser Afghanenfürst mit gewissen Vorurtheilen ab und wendete sein hülfesuchendes Auge über Peschawer nach Calcutta. Dies war der Anfang und das Hauptziel seiner Civilisationsbestrebungen. Was er vom Frengithum sich anzueignen strebte, war und ist natürlich eine gute Armee, gute Waffen und volle Cassen zur Besänftigung seiner widerspänstigen Vasallen, vielleicht auch zur Befriedigung seiner Habsucht, denn der heutige Afghanenfürst ist vor Allem auf das Wohl seiner eigenen Familie bedacht, und in der Ungewißheit über die Zukunft seines Landes stehen ihm die Specialinteressen seiner Dynastie erst in zweiter Linie. Schir Ali Chan ist höchst wankelmüthigen Charakters, daher bisweilen grausam und unbarmherzig, wie u. A. seinem talenvollen Sohne Jakub Chan gegenüber, den er nur aus Rücksicht auf England und dessen Subsidien am Leben läßt, andernfalls längst aus der engen Haft zur Hinrichtung hätte führen lassen. Bald wieder zeigt er sich von weiblichem Weichmuth und ist zu Thränen gerührt. In seinem Wesen Afghane, in seiner Kleidung und Geistesrichtung Turkomane, gilt ihm als Ideal menschlicher Vollkommenheit, was schon vor 500 Jahren bei seinem Volke galt: Feldherrentalent und Alles überstrahlende Tapferkeit. Für politische Speculationen hat er nur wenig Sinn, trotzdem sein Land in der neuesten Zeit ein

Gegenstand ernster Erwägungen zwischen den Kabinetten von London und St. Petersburg geworden ist. Politische Combinationen mögen ihm geheime Sympathien für diesen und Antipathien für jenen Staat zusprechen, sie dürften sich jedoch kaum bewahrheiten, denn Schir Ali möchte wol von beiden rivalisirenden Frengimächten Subsidien annehmen, geneigt aber ist er keiner derselben.

Bei alledem ist sein Loos viel glänzender, als das seiner chers frères jenseits des Oxus, von denen zwei, nämlich die Herrscher Chokands* und Chiwa's, schon gänzlich in Abhängigkeit gefallen sind, während dem dritten, nämlich Muzaffar Eddin von Bochara, nur von der Großmuth seiner nordischen Grenznachbaren ein dünner Faden der Existenz belassen wurde. Dieser Mann, ein treues Prototyp alt-islamitischer Regenten mit allen ihren Tugenden und Lastern, doch ohne den mächtigen Nachdruck ihrer materiellen Größe, hatte sich eine Zeit lang dem Wahne hingegeben, die Glanzperiode der Samaniden und Seldschukiden im neunzehnten Jahrhundert wieder beleben zu können. Und wie thöricht auch dieser Wahn, ging er doch mit vollem Eifer an die Ausführung, denn ihm waren die mächtigen Revolutionen und Umwälzungen der letzten Jahrhunderte ganz unbekannt geblieben. Selbst an der Existenz Europa's zweifelte er, und wie sein Vater gerieth er in Wuth, als man England, von dem er erst seit einigen Wochen gehört hatte, ihm gegenüber ein Reich zu nennen wagte. Die russischen Bayonette aber brachten Muzaffar Eddin sehr bald die traurige Ueberzeugung seiner Ignoranz und Täuschung bei; er wurde zu Boden geworfen und wenn man ihn nicht gänzlich vernichtete, so verdankt dieser Mollafürst es nur seinem speculativen Geiste. Er handelte gemäß dem türkischen Sprüchwort: „Küsse die Hand, die du nicht abhauen kannst," und sicherte sich wenigstens für die Zeit seines Lebens den Schatten der Regierung. Was nach ihm kommen wird, macht ihm wenig Sorgen; er ist voraussichtlich der Letzte seines Hauses, ja aller Fürsten auf dem Throne Mawerah-un-Nehers oder Transoxaniens — ein Unglück allerdings für ihn selber, doch nicht für sein Volk und die Menschheit im Allgemeinen.

* Während diese Blätter in der Presse waren, ist das Chanat von Chokand in den russischen Staatenverband aufgenommen worden.

Nur noch auf der äußersten Ostmark des Islamgebietes giebt es eine fürstliche Persönlichkeit, mit der ich den Leser bekannt zu machen habe. Es ist dies Emir Jakub Chan, der neue Herrscher von Ost-Turkestan, welcher in neuester Zeit, gleichsam unter den Augen der westlichen Welt, ein kolossales Reich sich gegründet und so zu sagen ein Stück alt-asiatischer Geschichte improvisirt hat. Sohn eines gewöhnlichen Zollbeamten, hat dieser Mann mit dem bloßen Schwerte in der Hand, die Drachenfahnen des mächtigen chinesischen Kaisers zu Boden geworfen, die ehemaligen Eroberer in ihre heimathliche Grenzen zurückgeworfen und regiert mit einer hierarchischen Strenge, die lebhaft an moslimische Fürstengrößen des Mittelalters erinnert. Emir Jakub Chan ist energisch, wachsam, klug, tapfer und ausdauernd und besitzt das Zeug zu einem großen Manne, nur an einem schlimmen Uebel leidet er, daß er nämlich seine geschichtliche Rolle nicht im 12. oder 13., sondern sieben Jahrhunderte zu spät spielt und daß er nicht gegen Chinesen und andere Asiaten, sondern gegen das mächtige Rußland und die Constellation der europäischen Politik anzukämpfen hat. Wäre dies anders, so hätte Emir Jakub zu einem Dschengis, gewiß aber zu einem Timur herauswachsen können. Der Mann verdient unter allen Umständen volle Bewunderung.

— — — — — —

Ein Blick auf diese Herrscher-Gallerie wird den europäischen Leser überzeugen, daß das Loos der islamitischen Völker nicht den allerbesten Händen anvertraut ist. Im Abendlande heißt es: „Wie das Volk, so sein Fürst", im Morgenlande gilt die umgekehrte Maxime. In alten Zeiten gab es in dem einen oder andern Reiche wol Herrscher, die vom Ehrgeiz oder von den Pflichten ihrer patriarchalischen Würde getrieben, das Wohl und Wehe des ihrer Obhut anvertrauten Volkes in Wahrheit im Herzen trugen, und im Angedenken der Nachwelt mit Recht den auszeichnenden Beinamen „Der Große" führen. Seit den letzten fünf Jahrhunderten jedoch hat die Zahl solcher Fürsten bedeutend abgenommen. In Persien that seit dem Tode Schah Abbas kein einziger Regent in dieser Weise sich hervor. Wir begegnen überall einer blinden Huldigung persönlicher Interessen, persönlicher Leidenschaften,

nirgends einer Spur landesväterlicher Fürsorge. Asien ward in vieler Hinsicht zur Ablegung des alten Kleides gezwungen, hat aber doch kein neues angelegt. Dasselbe gilt vom Verhältnisse der Fürsten zu ihren Völkern und doch sind diese Völker der Leitung weitaus bedürftiger, als die des Abendlandes und im Hinblick auf die Herzlosigkeit ihrer Fürsten ist ihr Schicksal ein wahrhaft bedauerliches.

Sittensprüche.



Sittensprüche.

Die Reihe der Sittenbilder zu beschließen, mag sich wohl kaum ein anderer Stoff besser eignen, als ihn jene markigen Sprüche bieten, welche, dem wahren, unverfälschten Nationalgeiste entquollen und in's Fleisch und Blut der moslimischen Völker übergangen, auf's Treueste die Weltanschauung, die Moral und Sitten jener Gesellschaft wiederspiegeln, deren Alltagsleben, Gewohnheiten und Geist wir in den vorhergehenden Blättern zu skizziren versuchten. Diese Sittensprüche, aller Welt geläufig, überdies vom Lichtschimmer der Tradition vergangener Geschlechter umgeben, erfreuen sich großer Werthschätzung. Der Osmane nennt sie „Atalarsözi (Worte der Väter), der Tatare Borunkilar aitkan sözi (Worte der Vorfahren), der Araber sagt: „dharbi=messel“ (stereotypes Beispiel), und demgemäß gelten sie überall als Quintessenz der Weisheit, die in allen Fällen und unter allen Umständen als maßgebend, als beste und einzige Lebens-Regulative zu dienen hat. In der Schrift= wie in der Umgangssprache, im Palaste der Großen wie im Zelte der Nomaden, überall sind diese Sprüche vorherrschend, und wie der Gelehrte und und Gebildete es nicht verschmäht, sie in seinen mit orientalischem Redeschwulst beladenen Werken möglichst auszunutzen, ebenso und noch mehr ist der Nomade, namentlich im vorgerückten Alter beflissen, die Sprüchwörter, gleichsam wie eine Art Talisman, immer im Munde zu führen. Bei Recitirung eines „der Worte der Väter“ nimmt der Steppenbewohner stets eine ernste Miene an, alle Logik, jede Ueberredung wäre vergeblich, wollte man ihn über eine, dem Sinne der Sprüchwörter zuwiderlaufende Wahrheit belehren, und der in seinem Charakter stark ausgeprägte Conser=

vatismus tritt nirgends so stark hervor, als in dem festen und unerschütterlichen Glauben an die Weisheit und Unfehlbarkeit der Ahnen und ihrer Aussprüche.

Unter solchen Umständen erscheint es uns keineswegs überflüssig, dem deutschen Leser eine kleine Anthologie jener kernigen Sprüche vorzulegen. Viele derselben, nämlich die osmanischen und özbegischen, sind das Resultat meiner eigenen Sammlung, die ich theilweise in meinen deutschen und ungarischen philologischen Arbeiten der Gelehrtenwelt schon mitgetheilt habe, einem größeren Leserkreise aber zum ersten Male hier vorführe. Die kazanisch tatarischen Sprüche gehören den Forschungen meines ehemaligen Schülers, des Herrn Docenten G. v. Bálint an, der sie von seinen Reisen unter Tataren, Kalmucken und Mongolen heimgebracht. Wieder andere stammen aus den vortrefflichen Arbeiten des deutschen Gelehrten W. Radloff, der sich in der türkisch-südsibirischen Sprachforschung so wesentliche Verdienste erworben hat.

Osmanische Sprüche.

1. Das Handwerk des Vaters ererbt sich auf die Söhne.
2. Kleinliche Kargheit hat großen Schaden im Gefolge.
3. Erpresse nicht dem Bedrängten die Klagen, denn sie kommen von selber.
4. Vereint schuf Gott die Brüder, doch vereinzelt schuf er ihre Geldbeutel.
5. Der mit Speise gefüllte Löffel hat einen unschätzbaren Werth.
6. Ein Kind, das nicht weint, bekömmt nicht die Brust.
7. Die Birne fällt nicht weit vom Baume.
8. Dem bittern Badlidschian schadet kein Frost.
9. Das kleine Geschenk kommt von Herzen, das große Geschenk von einem vollen Beutel.
10. Wer den Schaden sucht, findet ihn auch bei seinem Wohlthäter.
11. Gott giebt dem Menschen nur so viel, als sein Herz begehrt.
12. Mach' deinen goldnen Namen nicht kupfern.
13. Wärest du selbst Feuer, du könntest nur so viel Raum versengen, als du mit deinem Körper bedeckst. (d. h. drohe mir nicht allzu sehr.)
14. Selbst kein Pantoffel bliebe auf der Erde zurück, wenn er auf einen Baum steigen könnte. (d. h. wenn er sich entfernt, läßt er Niemanden zurück, der ihn beweint.)
15. Dem Verliebten ist selbst Bagdad nicht zu weit.
16. Knoblauch ist dein Vater, Knoblauch deine Mutter, wie bist du zu diesem Dufte gekommen? (Wir kennen deine Herkunft, gieb dir kein Ansehen.)
16. Der Baum ist nur als Bäumchen biegsam.
17. Es ist besser unentgeltlich zu arbeiten, als unentgeltlich spazieren zu gehen.

18. Besser ein vernünftiger Feind, als ein thörichter Freund.
19. Gold rostet nicht.
20. Der Verliebte hält sich für blind und zwischen vier Mauern eingekerkert.
21. Der Aiwas und der Fleischhauer verstehen einander.
22. Der Dumme trägt das Herz auf der Zunge, der Kluge trägt die Zunge auf dem Herzen.
23. Selbst das Wasser sickert zwischen uns nicht durch. (Solch innige Freundschaft verknüpft sie.)
24. Das Feuer brennt nur dort, wohin es fällt.
25. Geh' nicht weiter, wenn du (auf dem Wege) einem Menschen begegnest, geh' aber weiter, wenn dir ein Hund entgegenbellt.
26. Ueberflüssiger Mundvorrath schadet dir nichts.
27. Es giebt Menschen und Menschlein.
28. Wer das Wenige nicht kennt, wird nie das Viele sehen.
29. Wer auf ein geborgtes Pferd sich setzt, wird bald absteigen (denn ein gutes Pferd verborgt man nicht, ein schlechtes ermüdet bald).
30. Das Blut, das ausfließen soll, bleibt nicht in den Adern. (d. h. es kömmt, was da kommen soll.)
31. Sieh nicht auf das Pferd, sondern auf dessen Natur.
32. Das Pferd geberdet sich je nach seinem Herrn. (Der Diener des Reichen ist kühn und herausfordernd.)
33. Oeffne deinen Mund nur zum Guten.
34. Wer das Feuer fürchtet, hütet sich auch vor Rauch.
35. Zweischneidig wie ein persischer Säbel.
36. Vor dem Geldmenschen fürchten sich auch die Berge.
37. Ist der Wagen schon zertrümmert, so sind der Wegweiser gar viele.
38. Was dem Menschen nicht bei Zeiten in den Sinn kömmt, trifft sodann sein Haupt.
39. Nicht den Todten, sondern den Thoren beweine.
40. Man spreche nur von mir, sei es nun auch, daß man mich mit einem verfaulten Apfel vergleicht.
41. Schau erst die Mutter an, sodann nimm ihre Tochter.
42. Wie einen Freund pflege dein Pferd, als Feind setz' dich auf dasselbe.
43. Gegen den Flehenden erhebt man nicht das Schwerdt.
44. Geselle dich nicht zu dem Hungrigen; er sagt: „ich esse nicht", und füllt dennoch seinen Bauch.
45. Ein Verband auf meinem gesunden Kopf. (Unnöthiges Leid sich verursachen.)

46. Oeffne deinen Mund dem Nordwinde. (d. h. ruhe aus. In Konstantinopel wird nämlich an heißen Sommertagen der Nordwind mit Freuden begrüßt.
47. Das Futter ist theuerer, als der Stoff. (Von all zu kostspieligen Vorbereitungen.)
48. Das Bittere vernichte mit Bitterem.
49. Binde nicht den Sack auf. (Verrathe kein Geheimniß.)
50. Stirbt auch das Pferd, es bleibt der Raum. (den es durchlaufen); stirbt auch der Held, es bleibt sein Name.
51. Meine Tasche ist leer, aber mein Kopf ist leicht.
52. Er hat ja keinen Eierkorb auf dem Rücken! (also schlage ihn!)
53. Es ist doch nicht etwa eine schwarze Katze zwischen uns hindurchgegangen. (Die Orientalen halten es als sicheres Vorzeichen der Entzweiung, wenn zwischen zwei Freunden eine schwarze Katze hindurchgeht.)
54. Das Obst des Winters ist das Feuer.
55. Wer an Allah glaubt ist nie verlassen.
56. Das Wenige ist der Sprößling des Vielen.
57. Das Lied des Morgens ist besser, als die Freude des Abends.
58. Einen niedern Esel kann jeder besteigen.
59. Frei ist meine Stirne, rein mein Gesicht. (Nach der Meinung der Orientalen drückt der Bösewicht aus Schande seinen Turban tief in's Gesicht.)
60. Selbst die Bohne wird in seinem Munde nicht naß. (Vom Geschwätzigen, der Nichts verschweigt.)
61. Sein Fuß ist im Wasser erstarrt. (d. h. man hat ihn widerlegt.)
62. Mit Wolle und Feuer spielt man nicht zugleich.
63. Das Wort „Honig“ macht den Mund nicht süß.
64. Was du heute thun willst, verschiebe nicht auf morgen.
65. Besser heute ein Ei, als morgen eine Henne.
66. Er bleibt nicht auf einem Zweige. (Er hält nicht Wort, ist flatterhaft wie ein Vogel.)
67. Man macht keine neue Stütze, bis die alte nicht umstürzt.
68. Für einen Heller kann man keine neun Kuppeln machen. (Zu Vielem braucht man viel.)
69. Wem ich nicht behage, der gebe mir nicht seine Tochter zur Frau.
70. Die Tochter des Honighändlers ist noch süßer.
71. Nun da bist du auf eine Honigblume gestoßen! (als Spott auf den, der einem Geizigen etwas erpressen will.)

72. Ei, Ei! er erzählt mir Fabeln.
73. Der Schuldner erblaßt, stirbt aber nicht. (Wenn er gefordert wird.)
74. Mach' große Bissen, sei aber nicht großrednerisch. (Trage deinen Reichthum nicht zur Schau.)
75. Frage nur den Pfefferhändler, welchen Schaden die Schwalben anrichten! (Traue nicht dem einfältigen Aeußern.)
76. Solche leidensvolle Tage haben ein solch' neues Jahr.
77. So viele Fehler hat auch die Tochter des Geistlichen.
78. Wir kennen den Thon, aus dem du geknetet bist.
79. Bei einem geschenkten Pferde schaut man nicht auf die Zähne.
80. Bei einer solchen Hitze wird doch nicht das Eis stehen bleiben! (Solche Beleidigungen wird auch die kälteste Natur nicht ertragen.)
81. Möglich, daß der Satz besser sein wird, als das Obere. (Laß ihn sprechen, vielleicht kömmt was Besseres nach.)
82. Mit leeren Worten sättigt man Niemanden.
83. Eine Blume macht keinen Sommer.
84. Eine Wolke macht keinen Winter.
85. Dies ist ein Komet, der nicht immer erscheint.
86. Ein Bösewicht kann sieben Bezirken schaden.
87. Eines Käufers halber kann man kein Geschäft errichten.
88. Die Hand des Schicksals muß man ertragen.
89. Einer Rose halber ist der Gärtner der Diener von tausend Dornen.
90. Hast du keine Schulden, so bürge (und du hast solche). Hast du keine Arbeit, mach dein Testament (und du hast solche).
91. In einem Hause, wo zwei Hähne sind, geht die Sonne spät auf.
92. Um einen Tag zu essen, muß man zwei Tage arbeiten.
93. Er wechselt die Farbe wie ein Chamäleon.
94. Eine Schrift auf Eis geschrieben. (Haltlos.)
95. Mit einem Steine werden keine zwei Vögel getödtet.
96. Den Aeltern züchtige, damit der Jüngere klug werde.
97. Ein Glück, das plötzlich kommt, währt nicht lang.
98. Betrachte nicht den Anfang, sondern das Ende der Sache.
99. Das Verhängniß des Geschickes bleibt nicht aus.
100. Erfrage es bei den Kindern. (Von einer allbekannten Sache.)
101. Ein Brett, das nicht festgenagel ist, trägt der Wind fort. (Der Verlassene kommt nicht weiter.)
102. Noch ertönt die Musik nicht und er tanzt schon. (Voreilige Freude.)

103. Der Menge pflegt man keine Grütze zu streuen.
104. Klopfe an die Thüre eines Andern nicht an, (um ein Darlehen) denn bald klopft man auch an die deinige.
105. Das Kind wächst heran, der Alberne wird klug. (Alles ändert sich.)
106. Nicht von langem Leben, sondern von vielem Reisen reift der Verstand.
107. Es giebt keine bessere Wage, als das discrete Auge, Niemand weiß mehr, als der seine eigenen Fehler kennt.
108. Wer viel weiß, irrt viel.
109. Was schenkt der Hirt? Harz.
110. Hadere nicht so viel, Tschaponaglu kömmt! (Ein berüchtigter Rädelsführer, der überall Furcht erregte.)
111. Ich habe keine rohe Speise gegessen, daß mich der Bauch schmerze. (Ich habe kein gestohlenes Gut, das ich fürchte.)
112. Wende die Gans um, daß sie nicht verbrenne! (Sprich was Anderes, denn du langweilst mich.)
113. So lange der Körper lebt, ist jede Hoffnung nicht verschwunden.
114. Beim Schlagen ist man in den Stößen nicht wählerisch.
115. Nur eine Hand voll Grases ist es, wodurch das Kameel vom Hügel herabgleitet. (Auch ein kleiner Gegner schadet.)
116. Iß und trink mit deinem Freunde, in Handel jedoch tritt nicht mit ihm.
117. Wer sein Leid verheimlicht, findet kein Heilmittel.
118. Was weiß denn dieser von Anstand, der wie vom Dache herabgefallen kam.
119. Er ist glücklich über's Meer gegangen und ertrinkt in einem Bache.
120. Besser auf einem geräumigen Platze geschlagen werden, als auf einem engen Platze essen.
121. Kann ich das Meer auch nicht in Brand stecken, so lasse ich es wenigstens zischen. (Ich schade meinem Feinde, wenn auch nur wenig.)
122. Er weiß nicht, wo die Hochzeit ist und schleppt dennoch Töpfe.
123. Wer in's Meer stürzt, klammert sich auch an eine Schlange.
124. Der Freund rührt zum Weinen (durch traurige Wahrheit), der Feind bringt zum Lachen (durch Schmeicheleien).
125. Im Meere pflegt man keine Fische zu verkaufen.
126. Der Verrückte wird es nicht aus einem süßen Kürbiß (sondern aus einem Menschen).
127. Biete dem Feinde keine Gelegenheit.

128. Der Verrückte hat jeden Tag Bajram (Feiertag).
129. Den Feind peinigt am meisten Schmeichelei.
130. Wer Rath verlangt, hat den Berg überschritten, wer den Rath verwirft, verirrt sich.
131. Wenn nur ein Bettler wäre, es wäre leicht, ihn selbst mit Zucker zu speisen.
132. Man macht keinen Unterschied zwischem dem, der das Wasser gebracht und dem, der den Krug zerbrochen hat. (Auf Verkennung des Verdienstes beziehend.) Bis der Fuchs die Schlauheit erlernt hat, verliert er seine Haut.
133. Der Schneider übersiedelt: er hat die Nadel auf dem Kopfe. (Sie ist sein Alles.)
134. Der Schneider flickt nie sein eigen Kleid.
135. Tropfen nach Tropfen und es bildet sich ein Teich.
136. Wo du gefallen bist, dort steh' auf.
137. Es giebt kein unheilbares Uebel.
138. Erst seit gestern nur bist du ein Teufel, friß also heute noch keine Menschen. (Du bist noch ein Neuling in einer Sache, unterrichte daher noch keinen andern.)
139. Wer sich zu einem Kameelreiter gesellt, braucht ein großes Thor.
140. Gehst du auf den Reismarkt, gieb zu Hause nicht das Korngeschäft auf.
141. Man gab dem Bettler eine Gurke, er fand sie gebogen und nahm sie nicht an. (Die Bettler sind unzufrieden.)
142. So lange das Dschami (ein großes Bethaus mit Minaret) steht, bete man in keiner Moschee (kleines Bethaus).
143. Nur indem man ein Herz opfert, kann man ein Herz erobern.
144. Ein Verliebter, der keinen Kummer gefühlt, weiß auch die Glückseligkeit nicht zu schätzen.
145. Deiner That geziemt Strafe, büße!
146. Von der Kehle kommt das Leben. (Vom Essen.)
147. Seele für Seele, Kopf für Kopf. (Wenn du giebst, bekommst du.)
148. Ein Herz folgt dem andern.
149. Mag der Fuchs noch so lange herumstreifen, er geräth dennoch in das Gewölbe des Kürschners.
150. Du bist doch etwa nicht mit zehn Waisen in einer Höhle zurückgeblieben?! (daß du so niedergeschlagen bist.)
151. Den, der die Wahrheit sagt, vertreibt man auch aus neun Dörfern.

152. Berge begegnen sich nie mit Bergen, wohl aber Menschen mit Menschen.
153. Hast du mit dem Richter einen Rechtsstreit, so möge dir Gott beistehen.
154. Neun Blinde mit einem Stocke.
155. Für Gutes hatte man immer Schlechtes und wird es auch haben.
156. Einem verkommenen Kameele steht es gut an, die Decke schief zu tragen (d. h. seinem Betragen gemäß ist seine Kleidung).
157. Vom Fremden erwarte ebenso Treue, als vom Gifte Gesundheit.
158. Laßt uns gekrümmt sitzen, aber gerade sprechen.
159. Das Fleisch sei blutig, der Krieger muthig.
160. Bis in den Himmel ist mehr als ein bis zwei Schritte.
161. Uebe Gutes, wirf's in's Meer, finden es auch die Fische nicht, Gott sieht es dennoch.
162. Gutes mit Gutem zu vergelten, ist eines jeden Pflicht, Schlechtes mit Gutem jedoch zahlt nur der wackere Mann.
163. Mit der Hand schenke, mit dem Fuße suche. (Nahrung.)
164. Der Tod kam in die Welt, den Kopfschmerz (Krankheit im Allgemeinen) aber brachte er nur als Vorwand mit sich.
165. Zeige Niemandem deine Aussaat.
166. Thue, was du thun kannst.
167. Er erntet selbst auf Felsen seinen Weizen.
168. Er dürstete nach seinem Verhängnisse. (Er suchte den Tod.)
169. Ohne Schicksalsbestimmung stirbt der Mensch nicht.
170. Eine gemeinschaftliche Unterhaltung wird zum Feste.
171. Aus einem alten Freunde wird kein Feind.
172. Eine gute Arbeit wird unter sechs Monaten fertig. (Das schnell Verfertigte taugt nichts.)
173. Krumm ist das Schiff, doch gerade sein Weg.
174. Sein Möglichstes gethan zu haben, ist noch nicht lobenswerth.
175. Wäre billige Waare auch etwas werth, so würde auf dem Trödlermarkte Alles glänzen.
176. Der Landmann wünscht Regen, der Reisende trockenes Wetter.
177. Verabsäume nicht, nach Möglichkeit Gutes zu thun.
178. Eines Andern Mund ist kein Sack, daß du ihn nach Belieben zubinden könntest.
179. Auf der Brücke, auf welcher Andere hinüberkamen, langen auch wir hinüber.

180. Viel Teig bildet einen großen Laib.
181. Das Fleisch löst sich nicht vom Nagel ab.
182. Wunden, von der Hand geschlagen, vergißt man, Wunden, mit der Zunge beigebracht, sind bleibend.
183. Auf ein gutes Wort erwidert man dir Gutes, auf ein schlechtes Schlechtes.
184. Wird auch der Esel alt, so steht er dennoch nicht im Stalle an der Spitze.
185. Der Muthige sieht weder nach Rechts noch nach Links (d. h. er spricht offen, was ihm in den Sinn kommt).
186. Dränge den Fröhlichen nicht zum Worte. (Entweder er achtet nicht auf dich oder er spricht, was dir unangenehm.)
187. Bekümmere dich um Niemanden, brenne die Pfeife an und sei fröhlich!
188. Etwas anderes ist es zu Hause zu kaufen, etwas anderes im Bazare.
189. Berühre nicht das, was deine eigene Hand nicht niederlegt.
190. Von dem Brode, das noch im Ofen ist, kann Niemand essen. (Das Kommende kann man nicht genießen.)
191. Erst überlege, dann sprich.
192. Der Ungebildete ist kein Mensch.
193. Nach getha'ner Arbeit ist die Ruhe süß.
194. Die Hand ist keine Wage.
195. Wer die Hand eines Andern noch nicht gekostet, hält sich für tapfer.
196. Die Laune des Schicksals giebt dem einen reife, dem andern unreife Melone.
197. Die Armuth ist ein aus Feuer verfertigtes Hemd.
198. Er hat die heißen und kühlen Tage des Himmels gesehen.
199. In fremden Landen sich rühmen, ist wie im Bade (im hochgewölbten) singen. (Es verhallt.)
200. Der Heimathlose hat keine Freunde.
201. Blicken wir einmal in den Spiegel des Schicksals und sehen, welche Bilder er zeigt!
202. Schlagen wir die Augen auf, denn sonst werden sie uns Andere öffnen!
203. In ein sichtbares Dorf, das man vor sich sieht, braucht man keinen Führer.
204. Nur die Nachtigall weiß die Rose zu schätzen. (Nach Annahme der Orientalen sind die Nachtigallen wegen ihrer Liebe zur Rose traurig.)
205. Er stiehlt selbst die Farbe vom Auge!

206. Verlach' nicht deinen Nachbar, denn er kömmt dir auf den Hals.
207. Wie vieles kann nicht geschehen, noch während die Sonne aufgeht. (Schon zeitig ereignet sich vieles.)
208. Verabsäume nicht dorthin zu gehen, wohin man dich gerufen, und wohin man dich auch nicht gerufen, selbst dort sitz' nicht gespannt.
209. Was vom Auge weit ist, ist vom Herzen noch weiter.
210. Selbst in den Gebirgen, auf die wir gerechnet, ist Schnee gefallen. (Wenn die Natur unbeständig ist, warum sollte es der Mensch nicht sein?)
211. Wer die Rose will, will auch ihre Dornen.
212. Keine Rose wächst ohne Dornen, keine Hyacinthe ohne Falten.
213. Kommt der Zorn, geht der Verstand.
214. Vom Glauben kömmt Eifer.
215. Das Auge des Betrügers ist immer naß.
216. Das neidische Herz versöhnt selbst die größte Gunst nicht.
217. Ehrlich erworbenes Gut vergeht nicht.
218. Dem zubereiteten Gerücht widerstehen selbst Berge nicht.
219. Die Worte der Wahrheit sind bitter.
220. Auf den Ruf „hakk" (Gott) bleiben selbst die Wasser stehen.
221. Wer betrügerisch handelt, endet in Betrübniß.
222. Bei jeder Sache ist das Wissen mehr werth, als die Unwissenheit.
223. Aus Wenigem kann immer Viel werden.
224. Jeder spricht von seiner eigenen Heimath.
225. Er läuft, aber die Trommel rührt er fortwährend. (Er flieht aus Feigheit und schreit dabei.)
226. Drücke Jedem die Hand, schlage Niemand auf die Schulter.
227. Ein Mensch ohne Talent ist ein Baum ohne Frucht.
228. Jedermann hat Sorgen im Kopfe, der Müller Wasser. (Letzteres ist seine Sorge.)
229. Jedem Auf folgt ein Ab, jedem Gehen ein Kommen.
230. Die Wissenschaft veredelt ihren Besitzer.
231. Ein Mensch benöthigt den andern.
232. Zwei Nackte passen nur im Bade zu einander.
233. Daß du trinkest, sagte man dir, jedoch nicht daß du die Quelle austrocknest!
234. Gib Niemand das Ende des Fadens! (Vom Geheimnisse verrathe kein Wort.)

235. Verleugnen zwei ihre Religion, (d. h. schwören sie falsch) verliert ein dritter sein Leben.
236. In einer Haut können keine zwei Löwen stecken.
237. Es fruchtet so viel, als gegen Abend das Gewölb öffnen.
238. Es fruchtet so viel, als mit einer Nadel einen Brunnen graben.
239. Sein Faden ist auf den Markt gebracht worden. (Es wird geurtheilt, was er ist.)
240. Zweimal trinken ist so viel als einmal essen.
241. Im Hause eines Priesters kann man eben so schwer Speise erlangen, als aus dem Auge des Todten eine Thräne.
242. Wo zwei mit einander sprechen, sei du nicht der dritte.
243. An einen Pfahl kann man keine zwei Pferde binden.
244. Für einen Kopf wurden zwei Hände erschaffen.
245. Unter einem Arme haben keine zwei Melonen Platz.
246. Wer lange zwischen zwei Moscheen wählt, bleibt endlich ohne Gebet.
247. Möglich, mein König, das sich auch das Meer entzündet! (Wenn du es so willst.)
248. Sichte nicht fein, webe nicht dicht! (Nimm nicht Alles so genau.)
249. Der Mensch ist bald härter als Stein, bald zarter denn die Rose.
250. Es hütet sich doch nicht etwa der vor dem Regen, der schon einmal naß geworden?!
251. Einmal erröthet der Begehrende, zweimal der nicht giebt.
252. Nicht so sehr die Hand (Arbeit) als der Zahn ist der wirkliche Sparer.
253. Der Mensch rüttelt bald Berge, bald vermag er kein Grieskorn zu bezwingen.
254. Des Menschen Teufel ist der Mensch.
255. Markt kann man nur den ersten Markt nennen.
256. Wer langsam geht, erreicht sein Ziel.
257. Kein Jahr ohne Fechsung.
258. Er lauft mit einer Schaufel zur Feuersbrunst (d. h. er will stehlen.)
259. Selbst wenn er der Regen wäre, er befruchtete Niemandem das Feld. (Solch' ein Bösewicht.)
260. Den gewälzten Stein bedeckt kein Moos.
261. Hole nicht von zweiundsiebenzig Thälern Wasser.
262. Der Raubvogel lebt nicht lang.
263. Ein geschickter Dieb überfällt unvermuthet seinen Hausherrn.

264. Erst finde die Waare, dann verlange Zollgeld.
265. Eine falsche Rechnung kömmt auch von Bagdad zurück.
266. Während er vor dem Regen flüchtete, traf ihn der Hagel.
267. Nach den Decken mußt du die Füße strecken.
268. Es altert der Mensch, doch nicht das Herz.
269. Wer Schlangen ißt, findet keinen Arzt.
270. Eisen ist die Erde, ehern der Himmel. (Niemand erhört mein Gebet.)
271. Selbst die Erde hat Ohren.
272. Menge dich nicht in verwickelte Dinge.
273. Der Ueberrest vom Getreide gehört dem Derwisch.
274. Der Bösewicht ist feige.
275. Mehren sich die Diebe, so ist die Lässigkeit der Richter Schuld daran.
176. Kaufst du ein Haus, gewinne erst einen Nachbar.
177. Hast du auch nur eine Ameise zum Feinde, sei dennoch vorsichtig.
278. Der Feind betet für den Feind kein Vaterunser.
279. Frage nicht den Kranken, ob er Suppe braucht?
280. Der Kahle wie der Goldlockige, der Blinde wie der Schönäugige, alle sterben.
281. Das Fleisch, das die Katze nicht erreichen kann, nennt sie schmutzig.
282. Ist keine Katze im Hause, sind gar viele der Mäuse.
283. Jeder wird nach seinen Thaten belohnt.
284. Ein scharfer Säbel schneidet nicht seine Scheide.
285. Häufig ziemt auch dem wahnsinnig Verliebten das Weigern.
286. Schlechte Münze wie schlechte Worte soll man nicht verausgaben.
287. Wer einmal eine kleine Trommel zu hören bekam, horcht immer auf eine große.
288. Bis wir das Schlechte nicht gesehen, können wir das Gute nicht schätzen.
289. Die Verworfenheit ist keine ansteckende Krankheit.
290. Nicht dort, wo man geboren, sondern wo man sich gut nährt, hat man die Heimath.
291. Es wäre nicht gut, wenn jeder seine Lage kennen würde.
292. Worin unterscheidet sich der herzlose Herr von dem armen Menschen?
293. Er sieht den Splitter in den Augen eines Andern, und nicht den Balken in seinem eigenen.

294. Der eine liebt das Fette, der andere das Saure.
295. Der eine findet keine Brücke über das Wasser, der andere findet kein Wasser zum Trinken.
296. Von seinen Freunden erkennt man den Menschen
297. Die Klage des einen rührt den andern nicht.
298. Dem Kahlkopf ein elfenbeinerner Kamm?
299. Wer von selbst fällt, weint nicht.
300. Besser das Leben, als seinen guten Namen zu verlieren.
301. Sei das Landmädchen noch so schön, graziös kann sie nie sein.
302. Schau dir den Saum an und kauf die Leinwand.
303. Zum Kriege pflegt man kein Schwerdt zu leihen.
304. Bekommst du eine Gans, dauere dich nicht eine Henne (als Gegengeschenk).
305. Der Nachbar hält die Henne des Nachbarn für eine Gans.
306. Auf den Stein, welcher hart ist, lehne dein Haupt.
307. Auf welchen Tag folgte kein Abend? (Wo ist die endlose Freude.)
308. Treibst du mich beim Thor hinaus, ich komme dir durch den Rauchfang herein.
309. Grabe keinen Brunnen, denn du fällst selber hinein.
310. Geh' im Schnee, laß aber keine Spuren zurück. (Stiehl geschickt.)
311. Wahren Beistand leistet nur Gott.
312. Selbst die Ameise hat ihren eigenen Willen.
313. Vom Herz zum Herzen führt der Weg.
314. Wer ohne Hand (Geschenk) hineingeht, kommt ohne Gerechtigkeit heraus.
315. Sein Bauch ist voll, doch sein Auge ist hungerig.
316. Er kennt die Ader, welche geschnitten werden muß. (Er weiß, wem er etwas abgewinnen kann.)
317. Der Adler erhielt einen Pfeil, aber mit seinen eigenen Federn geschmückt. (Er schadet sich selber.)
318. Wer Rahm liebt, trägt die Kuh in der Tasche. (Gebräuchlich von dem, der seine Lieblingsspeise von Andern borgt.)
319. Auf einen unverdienten Segensspruch sagt Niemand Amen.
320. Was uns vom Schicksal bestimmt ist, kommt uns auf die Schüssel.
321. Ein Mensch kann nicht ohne Fehler sein.
322. Die Flügel sind der Ameise die Vorzeichen des Unterganges. (Eine Warnung für hochstrebende Personen.)

323. Wem liegt daran, wenn er im Verborgenen hinkt? (d. h. unmuthig ist.)
324. Der Verstand von 40 Arabern füllt selbst kein Feigenkörnchen. (Nach der Meinung der Türken.)
325. Eine Feste muß von innen erobert werden.
326. Die Kunde einer Gefahr verbreitet sich schnell.
327. Wo kein Schaf vorhanden, spielt die Ziege den Herrn. (Im Oriente wird Schaffleisch als Leckerbissen angesehen.)
328. Genügsamkeit ist ein unerschöpflicher Schatz. Ueberließe man die Jungfer sich selber, sie ginge selbst zum Spielmann.
329. Besser gar nicht schlafen, als von schrecklichen Dingen träumen.
330. Von einem Bissen wird man nicht satt, er erquickt aber dennoch das Herz.
331. Erst wähle das Wort, dann spreche.
332. Wort auf Wort, so wird die Rede.
333. Das Wort bleibt nicht im Sacke. (Läßt sich nicht verbergen.)
334. Der Vermittler hat einen weiten Sack. (Weil er nicht von dem Seinigen giebt.)
335. Das Vermögen ist der Splitter des Herzen.
336. Die Kerze leuchtet nicht nach unten.
337. Hauest du an einem öffentlichen Orte den Schweif deines Esels so findet ihn der eine kurz, der andere lang.
338. Den Kummer im Bilde der Freude darstellen, das ist eine wahre Kunst.
339. Der Ofenrand ist der Blumengarten des Winters.
340. Wer im Besitze des Siegels ist, ist der Sulejman. (Sulejman (Sohn Davids) ist der Held des orientalischen Mythos, der im Besitze eines Zauberringels war.)
341. Eine Lanze läßt sich nicht im Sacke verbergen. (Eine schlechte Gewohnheit kommt überall zum Vorschein.)
342. Die Liebe duldet keinen Genossen.
343. Deine Zunge strecke nicht in Gesellschaft, deine Hand nicht auf der Reise aus. (In Gesellschaft sprich nicht, auf der Reise schenke nicht.)
344. Iß die Frucht ohne nach ihrem Baume zu fragen. (Genieße selbst gestohlenes Gut.)
345. Vom Araber will ich weder Zucker noch Ohrfeigen.
346. Gefällt es dir, magst du selbst ein Flötenbläser sein.
347. Wo du dich ausgekleidet, dort ziehe dich an.

348. Aus der Hand des Einfältigen trinke nicht und sei es selbst Lebenswasser. (Nektar).
349. Was du mit deiner Hand giebst, das begleitet dich ins Jenseits. (Almosen nämlich).
350. Es verbrenne weder der Spieß noch der Braten. (Alles behalte die gehörige Form.)
351. Wie die Aussaat, so die Ernte.
352. Er giebt so viel Scherbet, als es seine Pulsader erlaubt. (Er schimpft ihn, so viel er nur ertragen kann.)
353. Frisch bewegen muß Segen geben.
354. Guter Wille, guter Erfolg.
355. Willst du auf die Worte der Großen nicht achten, mußt du unter dem Drucke der Leiden schmachten.
356. Es nützt so viel als in Atmejdan Weihrauch entzünden. (Atmejdan, ein großer Platz in Konstantinopel, dereinst die Uebungsstätte der Pfeilschießer.)
357. Ein Pantoffel genügt ihm, um sich Bajram zu machen.
358. Sei nicht so haarfein, du könntest leicht reißen.
359. Wer mit Zorn aufsteht, pflegt sich mit Schaden niederzusetzen.
360. Der Zorn (Rache) ist süßer als Honig.
361. Er sucht das krepirte Pferd, um ihm das Hufeisen abzunehmen. (Ein großer Geizhals.)
362. Der Ochs ist gestorben, die Gesellschaft hat sich aufgelöst.
363. Man schlug den Weisen und mein Rücken spürte es.
364. Man hat ihn mit wollenem Faden gebunden. (Er ist in bedenklicher Lage.)
365. Wer den Pilaw liebt, trägt einen Löffel mit sich.
366. Man erkennt's am Mittwoch, wie der Donnerstag sein wird.
367. Reiß steigt im Wasser nicht an die Oberfläche.
368. Ist die Speise schon gekocht, menge kein Wasser darein.
369. Schön und geehrt ist nur der Reiche.
370. Etwas anderes ist der Zucker, etwas anderes das Glaubersalz (obwol beide gleiche Farben haben).
371. Das Kleid weist nicht auf Tapferkeit.
372. Der Sporn klingt und klirrt, aber nur das Geld bewerkstelligt Alles.
373. Blei in das Ohr des Teufels! (Damit er es nicht höre. Ein gebräuchliches Sprüchwort, wenn eine unanständige Rede wiederholt werden muß.)

374. Sei mit Almosen behutsam, damit du keine Uebelthat begehest. (Wenn du einem Unwürdigen giebst.)
375. Oeffne nicht deinen Mund zu unhaltbarer Rede.
376. Wer Almosen giebt, lebt lange.
377. Schaue nicht auf den Körper, sondern auf die Seele.
378. Frage nur, frage nur und du gelangst auch in die Kaaba.
379. Selbst Wasser ruht eher als der Feind.
380. Der Jugend geziemt Schweigen, dem Alter das Wort.
381. Den geduldigen Diener liebt der Herr.
382. Schürze nicht eher die Hose auf, als bis du beim Flusse angelangt.
383. Daß er keinen Knoblauch esse, sagt der Sofu; findet er aber welchen, so läßt er selbst die Schale nicht übrig.
384. Der allzustarke Essig beschädigt selbst sein eigenes Gefäß. (Der Jähzornige ist krank.)
385. Was zurückbleibt, wird häufig auch ausbleiben.
386. Er giebt seinen Kopf, aber nicht sein Geheimniß preiß.
387. Wer sich vor Spatzen fürchtet, streut keine Grütze aus.
388. Der Hörer sei klüger, als der Sprecher.
389. Sorge dich nicht heute, was du morgen essen wirst.
390. Der Eigenthümer ist damit zufrieden, und nun will der Mäkler nicht. (Gebräuchlich von einem Diener, der sparsamer als der Herr ist.)
391. Wird es Morgen, kann der Segen kommen.
392. Dein Bart ist doch nicht in der Mühle ergraut. (Stelle dich nicht jung.)
393. Grüße den Tauben nicht zweimal. (Es ist sein Fehler, wenn er nicht gleich hört.)
394. Zu späte Reue ist vergeblich.
395. Mit Geduld machst du den Maulbeerbaum zu Seide.
396. Das herrenlose Brett, wenn vom Winde verschont, wird vom Bergbache fortgerissen.
397. Schön ist das Wasser im Glase, schön ist das Schiff in der Werkstätte.
398. Das Wort fiel auf die Füße. (Ging nicht in Erfüllung.)
399. Ein treuer Freund ist besser, denn ein Verwandter.
400. Die Fliege kennt den Leckereienhändler.
401. Dein Schweigen ist lieblicher als Musik. (Von den Schwätzern gebräuchlich.)
402. Klein zwar ist die Fliege, erregte aber dennoch den Magen.
403. Er legte sein Kapital auf den Rücken einer Katze. (Gebräuchlich von einem treulosen Verwalter.)

404. Wer schnell geht, verstrickt seine Füße in den Kleidern.
405. Dem Faulen befiehl, und er selber wird dir sodann rathen.
406. Schmiede das Eisen, so lang es glühend ist.
407. Dem Türken kommt der Verstand zu spät.
408. Dem Gärtner läßt sich nicht Grünzeug verkaufen.
409. Wer im Kloster wartet, bekömmt Suppe. (Geduld führt zum Ziele.)
410. Er hat's gehört, der Hase, daß der Jaghund erlahmt ist. (Darum geht er stolz.)
411. Lose gesäete Rettige sind besser, als die dicht gesäeten. (Das Viel ist nicht immer gut.)
412. Einem Stein, wenn gepreßt, entlockt er Wasser. (Von einem ausdauernden, strebsamen Menschen.)
413. Dem Reichen ist schwer ein Geschenk darbringen.
414. Das Auge des Geizes wird nur von der Erde befriedigt.
415. Von neun Jahren trafen die Mittwoche zusammen.
416. Mit einem lahmen Esel schließe dich keiner Karawane an.
417. So lange es Geizhälse geben wird, bleibt kein Bösewicht hungerig.
418. Süße Worte locken selbst eine Schlange aus ihrem Loche.
419. Unverhofft fällt ein Stein auf den Kopf.
420. Tritt einer schlafenden Schlange nicht auf den Kopf.
421. Er erwartet von einem fliegenden Vogel Hülfe. (Vergebliche Hoffnung.)
422. Er staubt, wie ein Mehlsack nur unter dem Stock. (Nur mit Gewalt kann man ihm etwas entlocken.)
423. Unser Mehl ist gesichtet: wir hängen unser Sieb auf den Nagel.
424. Aus der Ferne klingt selbst Trommelschall schön.
425. Billiger Essig ist süßer als Honig.
426. Billiges Fleisch hat geschmacklose Brühe.
427. Klopfe den Bettlermantel! (Will auf die Verlassenheit des Armen hinweisen, dem gegenüber sich Jeder Alles erlaubt.)
428. So wie sein Entfernen, ist mein Kommen; so wie sein Teig, (womit er mir aufwartete) ist mein Brei.
429. Er hat Vermögen — er kann auch Erbarmen haben.
430. Die Seife, die du gegeben, kann noch immer nicht den gemachten Schmutz wegwaschen.
431. Er drängt sich, wie das Oel an die Oberfläche.
432. Ein hungriger Bär tanzt nicht.

433. Der Hungrige gähnt, der Verliebte reckt sich. (Wenn er sein Ziel nicht erreicht hat.)
434. Die hungrige Henne träumt vom Kornboden.
435. Die Erwartung quält mehr als Feuer.
436. Am Abend dem Trunke, des Morgens dem Kartenspiele ergeben, und dennoch hofft er in's Paradies zu kommen!
437. Freigiebigkeit vermindert nicht den Reichthum.
438. Womit man gekommen ist, damit geht man wieder.
439. Vom Ungezogenen erkaufe die Ehre.
440. Iß wenig und hal' dir einen Diener.
441. Wer mich ehrt, dessen Diener bin ich, wer mich schmäht, dessen Herr bin ich.
442. Der gereizte Esel läuft besser, als selbst das Pferd.
443. Das weiße Geld ist für den schwarzen Tag bestimmt. (Schwarz d. h. unglücklich.)
444. Fließendes Wasser behält keinen Schmutz.
445. Der Hinkende ermüdet bald.
446. Ist der Hund weiß oder schwarz, er bleibt immerhin ein Hund.
447. Der Mensch ist innerlich bunt. (Nicht äußerlich wie das Thier.)
448. Gewissenhaftigkeit ist halbe Religion.
449. Mit List fängt man selbst den Löwen, mit Gewalt selbst eine Grille nicht.
450. Es ist nicht rathsam auf eines Andern Strick in den Brunnen zu steigen.
451. Von niedrigem Orte scheint selbst das Hügelchen ein Berg zu sein.
452. Der Gesandte ist unverletzbar.
453. Das Händeküssen wetzt den Mund nicht ab.
454. Das Werkzeug arbeitet, der Hand gebührt das Lob.
455. Eine goldene Hand wird vom Messer nicht geschnitten.
456. Das Waisenkind schneidet sich selber die Nabelschnur ab.
457. Viele bedauern die Waisenkinder, Wenige pflegen sie.
458. Streue auf einen Strick kein Mehl. (Treibe nichts Unnützes.)
459. Glaube deinem Freunde nicht, denn er stopft deine Haut mit Stroh aus.
460. Dich selber stich mit einer Nähnadel, den Fremden mit einer Sacknadel.
461. Wer mit Honig umgeht, beleckt seine Finger (d. h. wer es kann, stiehlt).

462. Was aus einem Munde kömmt, verbreitet sich auf Tausende.
463. Wegen eines Flohes verbrennt er die ganze Decke! (Gebräuchlich von einem großen Opfer.)
464. Wegen eines Pfennigs schleudert er den Schlinge gegen die Sterne. (Ein Geizhals.)
465. Ich habe einen Mantel, ich breite ihn aus und lege mich wohin immer. (Ein lediger Mann.)
466. Zehn Klausnern genügt ein Löffel.
467. Einem Schafe können nicht zwei Häute abgezogen werden.
468. Man that die Nachtigal in einen goldeneu Käfig, sie aber rief: o meine Heimath!
469. Ein Unfall ist lehrreicher, als tausend Rathschläge.
470. Im Regen weiß man erst den Werth des Mantels zu schätzen.
471. Ein großer Kopf hat große Schmerzen.
472. Der Topf ist umgestürzt und fand einen Deckel (d. h. der Zufall bringt häufig das, was man lange gesucht).
473. Ist die Moschee noch so groß, der Imam predigt nur das, was er weiß.
474. Stürzt auch die Moschee zusammen, der Altar bleibt dennoch auf seinem Platze. (Die Spuren der Schönheit bleiben.)
475. Man verstopfte ihm die Glocke mit Gras. (Man widerlegte ihn.)
476. Wirf in den Sumpf keinen Stein (denn du beschmierst dich).
477. Reise nicht mit einem Kinde, es lacht, wenn dir die Last vom Rücken gleitet.
478. Viele Liebkosungen widern die Geliebte an.
479. Dem morschen Gebäude nützt keine Verbesserung.
480. Den Nagel verdrängt nur ein Nagel vom Platze.
481. Wohne nicht in einem Orte, wo kein Arzt und kein Richter vorhanden.
482. Auf die Stimme der Gerechtigkeit hört selbst der Wahnsinnige.
483. Der Sieger ist im Rechte.
484. Wer in's Bad geht, schwitzt. (Jede Handlung hat Folgen.)
485. Der Hausdieb ist schwer zu ertappen.
486. Die Laune steckt unter der Seele. (Geht also nur nach dem Tode heraus.)
487. Der Gerber zerrt nur an der Haut, die ihm gefällt. (Nur mit der Erziehung eines solchen plagt man sich, der einem zusagt.)
488. Die Zunge hat keine Knochen. (Sie ist jeder Rede fähig.)

489. Die Welt ist ein fetter Schweif, (wie der des Angoraschafes) wer ihn zu genießen versteht, dem bekommt es wohl.
490. Unter Freunden miß nach Zentnern, im Handel nach Lothen.
491. Fällst du, umarme auch die Erde.
492. Das Gesicht des Bettlers ist schwarz, (schmach bedeckt) sein Beutel aber voll.
493. Der Rivale schadet nicht, wenn er offenherzig ist.
494. Schönheit läßt sich nicht mit Gewalt erzwingen.
495. Der Gewalt pflegt keine Erklärung zu folgen.
496. Entfernt sich das Schaf von der Herde, raubt es der Wolf.
497. Achte nicht auf den Redner, sondern auf seine Rede.
498. Haut das Gesetz den Finger ab, schmerzt es nicht.
499. Eben in das ängstlich bewahrte Auge fährt der Splitter.
500. Er führt das Wasser unter das Stroh (d. h. er treibt Geheimnisse).
501. Der Hase grollte dem Berge, doch dieser wußte nichts davon.
502. Der Satte fühlt nicht den Zustand des Hungrigen.
503. Dem Klugen genügt eine Rose zu riechen.
504. In dringende Geschäfte mengt sich der Teufel.
505. Der Verliebte braucht einen Wink, der Derwisch einen Beweggrund (damit er aufbrause).
506. Das Leid eines unvernünftigen Kopfes trägt der Fuß.
507. Der Verstand liegt nicht im Alter, sondern im Kopfe.
508. Dem heimathlosen Vogel baut Gott ein Nest.
509. Der heimathlose Krieger hat eine kurze Zunge und einen krummen Hals. (Muß viel dulden und wenig sprechen.)
510. Das Ende der Trennung ist Wiedersehen.
511. Er ist durch den Reifen des Schicksals gegangen (d. h. er hat viel erfahren).
512. Den alternden Wolf verspotten die Hunde.
513. Mit dem Trockenen verbrennt auch das Nasse.
514. Wer ist schön? fragte man den Raben, „meine Jungen," antwortete er.
515. Die Kastanie hat sich der Schale entledigt, und nun verachtet sie dieselbe.
516. Das Auge sieht, das Herz begehrt.
517. Das Herz schmachtet so lange, als das Auge nicht sieht.
518. Schön ist das, was das Herz liebt.
519. Bevor du hineingehst, denke an's Herauskommen.

520. Mit der bloßen Rede kann man keine Käse machen.

521. Den Kummer in Lust verwandeln, das ist die Kunst des Lebens.

522. Besser mit dem Klugen Steine tragen, als dem Thoren sich gesellen.

523. Wer Wein auf Borg trinkt, berauscht sich zweimal. (Einmal beim Trinken, das zweite Mal beim Zahlen.)

524. Jedes Lamm hängt man bei'm eigenen Fuße auf.

525. Im Herzen eines jeden Menschen lauert eine Löwe. (Eine heftige Leidenschaft.)

526. Halte nicht jeden, der bärtig ist, für deinen Vater. (Sieb nicht auf das Aeußere.)

527. Das Talent erregt Liebe, die Tugend Achtung.

528. Brennt dem Lügner das Haus ab, es glaubt's ihm Niemand.

529. Das faule Pferd schlägt stärker aus.

530. Wollte jeder seinen Verstand auf den Markt bringen, er würde schließlich doch nur den seinigen zurückkaufen. (Jeder ist mit seinem Verstande zufrieden.)

Oezbegische Sprüche.

(Auszug aus meinen Tschagataischen Sprachstudien.)

---

1. Wer an zwei Schiffe sich anhält, ertrinkt gewiß.
2. Schande ist ärger als der Tod.
3. Wer vom Herzen weint, wird sogar dem Blinden Thränen entlocken.
4. Das Pferd im magern Zustande, der Held in der Fremde (sehen schlecht aus).
5. Der Kluge stößt an einen und denselben Stein nicht zweimal an.
6. Du magst den Russen tausendmal rühmen, seine Augen sind doch blau. (d. h. nicht schön, nach dem Geschmacke der Ozbegen.)
7. Der junge Mann kann wol sterben, doch der alte muß sterben.
8. Die zu viel schmeichelnde Zunge leckt bald Wunden auf.
9. Wer die Sperlinge fürchtet, wird nie Hirse säen.
10. Meine Tochter, ich rede zu dir, doch vernehmen soll es meine Schwiegertochter.
11. Wenn der Esel leicht belastet ist, bekömmt er Lust sich niederzulegen.
12. Das gesprochene Wort kann nicht mehr hinabgeschluckt werden.
13. Dessen Herz voll ist, dem wird bald die Zunge lose.
14. Rauch steigt nur vom Pflock (großes Stück Holz) empor.
15. Wer schnell spricht, der wird schnell bereuen.
16. Besser eine lebendige Maus, als ein todter Löwe.
17. Wen Gott geschlagen hat, den stößt der Prophet mit seinem Stabe.
18. Einer (sagt) neunzehn, der Andere eins weniger als zwanzig.
19. Wer zu Pferde sitzt, kennt seinen Vater nicht. (Der Bewaffnete schont zu Pferd seinen nächsten Verwandten nicht.)
20. Stirbst du, so soll selbst dein Grab bequem sein.

21. Menschen reden einander an, Thiere belecken einander.
22. Der Mensch wird bei seiner Zunge (Wort), das Thier bei seinem Horn gepackt.
23. Was mit der Milch eindringt, geht nur mit der Seele heraus. (Jung gewohnte Fehler schwinden nur mit dem Tode.)
24. Der offene Mund bleibt nie hungrig.
25. Durch Gold wird selbst der Prophet Elias verführt.
26. Wenn frischer Schnee gefallen, freue dich nicht, es folgt ihm Kälte. Wenn der Pfaff dich besucht, freue dich nicht, denn es folgen bald seine Bitten darauf.
27. Dem guten Pferde genügt eine Peitsche, dem schlechten kaum tausend.
28. Wen das Trinken nicht sättigt, der wird durch das Lecken gewiß nicht satt.
29. Schöne Hoffnung ist halbes Glück.
30. Wenn die Hand Alles geben möchte, was die Zunge verspricht, da gäbe es bald keine Bettler, Jeder wäre ein Fürst.
31. Zwei Molla machen einen Mann aus, ein Molla aber bloß ein Weib.
32. Wer etwas taugt, wird schon mit fünfzehn Jahren Mann, wer nichts taugt, bleibt im vierzigsten noch ein Kind.
33. Meine Gesundheit ist mein Reichthum, meine Krankheit mein Unglück.
34. Wer Blut nehmen will, findet auch die Ader.
35. Wenngleich noch so fern, ist das Reisen immer angenehm.
36. Wenngleich noch so häßlich, ist die Jungfer immer angenehm.

Kazanisch-Tatarische Sprüche.

(Nach Bàlint's Sammlung).

Was in deinem Dorfe geschieht, darüber erkundige dich im andern Dorfe; was in deinem Hause vorfällt, frage deinen Nachbar.

Der Zorn des Hungrigen ist böse.

Vom Essen stirbt Niemand.

Eile nicht, denn du verspätest.

Wo das Pferd sich wälzt, bleiben Haare zurück.

Peitsche nicht das Pferd, sondern treibe es mit Gerste an.

Trinke viel Branntwein, berausche dich aber nur wenig.

Zerbricht der Wagen, giebt er Brennholz, stirbt der Ochs, giebt er Fleisch.

Wer langsam geht, holt den Hasen ein.

Wer langsam geht, kömmt weit; ein schneller Gang währt nicht lang.

Das ausgesprochene Wort, wie das abgeschnittene Brod kehren immer an den früheren Ort zurück.

Vom Tode rettet selbst das Geld nicht.

Der Hund bellt und der Wolf geht ruhig seines Weges.

Wer keine Arbeit, hat auch nichts zu essen.

Wer zwei Hasen auf einmal jagt, fängt keinen einzigen.

Die Frauen haben langes Haar und kurzen Verstand.

Auf wessen Schlitten du sitzest, dessen Lied singe.

Schneidet die Schwiegertochter Mehlspeise, scheint es der Schwiegermutter krumm.

Der Bauch der Schwiegertochter dünkt der Schwiegermutter immer groß.

Jeden Tag giebt es keinen Butterbrei.

Unternimmst du eine Reise auf einen Tag, versieh' dich mit Lebensmitteln auf eine Woche.

Das Auge ist furchtsam, die Hand kühn.

Man nehme nicht mit Umgehung Gottes zum Kaiser seine Zuflucht.

Ein guter Ruf ist mehr werth, denn Vermögen.

Lieber der Diener des Reichen, als der Sohn des Armen.

Spuckst du in die Höhe, es fällt auf dein eigenes Gesicht.

Ungesäet wächst kein Getreide.

Auf den Kranken setzen sich Fliegen.

Der Hecht vergeht, doch nicht seine Zähne.

Der Stock giebt dem Füllen Kraft.

Mit den Narren ist weder gut finden, noch theilen.

Auf die Hochzeit folgt der Stock.

Der Geduldige trägt, der Ungeduldige klagt.

Der blinden Henne gilt der Lolchraden oder Kornraden als Weizen.

Der gesunde Kopf findet eine Mütze.

Ist auch der Honig süß, beißt man sich dennoch nicht in die Finger.

Einem Pferde legt man keine zwei Geschirre an.

Beiße von den fünf Fingern, welchen immer, es schmerzt in gleichem Maße.

Heute „lieber Bruder", morgen beißender Knoblauch, übermorgen „Hundsbrut".

Ein gepriesenes Mädchen wird am Hochzeitstage zu Schanden.

Vom Schafe gewinnt man Wolle, vom Menschen Steuer.

Der gesättigte Hund beißt seinen Herrn.

Altajische Sprüche.

(Nach Radloff).

Was gedenkst du die Vögel des Himmels zu fangen? was gedenkst du die Fische des Meeres zu fangen?

Wer hat gesehen, daß des Bockes Horn zum Himmel reicht?

Wer hat gesehen, daß des Kameeles Schwanz zur Erde reicht?

Den Habicht (kennt man) am Fluge, den Flinken am Gange.

Wer nicht zu gehen versteht, verdirbt den Weg, wer nicht zu reden versteht, verdirbt das Wort.

Hat (nicht) der Paßgänger tausend Wege? hat (nicht) der Listige tausend Worte?

Der Barsch hat keine Brühe, der Dummkopf hat keinen Geist.

Wenn du den Frosch gehen siehst, was fragst du nach seinem Trabe?

Die Worte des Alten steck' in den Sack; die Rede des Angesehenen steck' in die Tasche.

Im Pelze lebt ein Mann, doch wer kennt ihn? Unter der Satteldecke lebt ein Pferd, doch wer kennt es? (Man bestrebe sich, Alles genau zu erkennen.)

Anstatt viel zu sein und Kehricht, sei es wenig und sei Kunst.

Neues verfertige und ziehe es an, Altes bessere aus und ziehe es an.

An einem windigen Tage giebt's keine Ruhe, an einem gedankenschweren Tage giebt's keinen Schlaf.

Wenn's auch schlecht ist, sei's doch dein Haus, wenn's auch Fastenspeise ist, sei's doch deine Grütze.

Die Kugel eines schlechten Schützen reicht nur sechs Klafter.

Wer den Herrn geehrt hat, wird ein Herr werden; wer den Reichen geehrt hat, wird reich werden.

Was du auch ißt, iß es nur, möge nur dein Zahn auf keinen Stein gerathen!

Was du auch anziehest, zieh' es an, möge nur die Sonne den Rücken dir nicht verbrennen!

Was du reitest, reit' es nur, möge dein Fuß den Boden nicht berühren!

Wenn ich Fleisch koche, bleibt für dich keine Brühe; von zwei Worten ist für dich nicht eins.

Die Alten von den Pferden sind zum Schlachten da, die Alten von den Männern sind zum Spotte da.

Ein trockener Löffel behagt dem Munde nicht.

Wer hohe Gedanken hat, erreicht nicht den Abend; wer große Schritte macht, erreicht nicht die Thür.

Besser als ein goldenköpfig Weib ist ein magerköpfiger Mann.

Des Mannes Zügel ist lang, des Pferdes Huf ist flach.

Wenn die Pferde wiehern, erkennen sie sich; wenn die Menschen sprechen, erkennen sie sich.

Wenn's auch mager ist, nimm's für fett, wenn's auch wenig ist, nimm's für viel!

Meine Speise ist gering, mein Kopf ist kahl.

Besser als ein schwarzer Sinn, so groß wie ein Kameel, ist ein weiser Sinn, so groß wie ein Feuerschwamm.

Die Krähe, die es der Gans nachthun wollte, verstauchte sich den Fuß.

Wenn du Neues sieh'st, gerath' nicht außer dir vor Freude, wenn du Altes sieh'st, veracht' es nicht.

Besser als morgen ein Darm mit Bauchfett, ist heute eine Lunge mit Leber.

Des Junggesellen Hals frißt die Laus und seine Ersparnisse frißt der Hund.

Was nicht schneiden wird, das schleife nicht! wer nicht hören will, den unterweise nicht!

Wenn du zu sterben gedenkst, wirf dein Brod nicht fort!

Wenn du einen Ort verläßt, so säe zuvor!

Ehe du auf Schönheit siehst, frage lieber nach innerem Werthe.

Der Held geht unter, der Wüthende kommt um.

Wer mit dem Froste kämpft, büßt sein Ohr ein; wer mit dem Herrn kämpft, büßt den Kopf ein.

Was der Verständige in sechs Tagen thut, thut der Listige in fünf Tagen.

Einen friedfertigen Kopf schlägt das Schwerdt nicht ab.

Wie die Vernunft es denkt, so geht es nicht, wie Gott es bestimmt, so geht es.

Wenn ein schlechter Hund fett wird, so laß Niemand an seine Seite,
Wenn ein schlechter Mensch reich wird, so laß Niemand an seine Seite.

In dem Herzen eines Weibes lebt ein gepanzerter, strahlender Mann.
In dem Herzen eines Mannes lebt ein gesatteltes, feuriges Pferd.

Des alten Pelzes Kragen ist mir ein Andenken der Vergangenheit.
Des neuen Pelzes Kragen ist mir ein Andenken an gute Zeit.

Der Versöhner ist beim Volke wie der Knopf beim Pelze.

Wer nur ein Pferd hat und mit ihm Wette reitet, ist wie ein Mensch, der im kahlen Pelze sich in einen Ringkampf einläßt.

Wenn du ein Messer in der Hand hast, begieb dich nicht in Streit.
Wenn du eine Pferdeschlinge in der Hand hast, geh' nicht zur Rauferei.

Wer sich prügelt, wird müde, wer sich zankt, wird matt.

Mit Jemand, der von einem fremden Stamme ist, geh' nicht auf die Jagd!
Mit Jemand, der von einem andern Vater ist, mache keine Geschäfte!

Wenn du das Wasser noch nicht sieh'st, ziehe den Stiefel nicht aus.

Wer einen eisernen Rock an hat, der stirbt,
Wer einen ledernen Rock an hat, bleibt leben.

Wenn du ißt, so eile nicht!
Wenn du reitest, halt' nicht still!

Wo man reitet, ist ein Weg,
Wo man lebt, ist ein Volk.

Im Frühling giebt es Wettrennen,
Im Herbst giebt es Ringkämpfe.

Ohne Stamm ist kein Mensch,
Ohne Maß ist kein Stiefel.

Was ein Hirsch ist, ist behaart,
Was ein Mensch ist, ist benamset.

Statt es in die Hand des Bösen zu geben, lege es auf den Weg des Guten.

Einem Bösen thu' nichts Gutes,
Auf eine durchgeriebene Stelle am Pferderücken schmiere.

Ein schlechter Mensch bringt im Kriege Nutzen.

Sage nicht: vom Vornehmen wird nichts Schlechtes geboren!
sage nicht: vom Schlechten wird kein Vornehmer geboren.

Wenn etwas bei Gutem liegt, bleibt das Gute hängen, wenn etwas bei Schlechtem liegt, bleibt das Schlechte hängen.

Etwas anderes ist es, mit der Zunge schnell sein, etwas anderes ist es mit den Füßen schnell sein.

Wenn du Geld erarbeitest, ist's für die Nachkommen, wenn du Speise erarbeitest, ist's für den Magen.

Folge dem Wege, wenn's auch ein Umweg ist, heirathe nur ein Mädchen, wenn es auch schwanger ist.

Wer Fische fängt, wird nicht reich,
Was auf dem Boden liegt, wird nicht trocken.

Wenn's Eisen ist, schneide es kurz, wenn's Holz ist, schneide es lang.

Wenn der Vater fehlt, taugt der Sohn nichts, wenn die Mutter fehlt, taugt die Tochter nichts.

Ehe du ein Mädchen bewachst, halt lieber eine glühende Kohle.

Das Pferd nach seinem Fett, der Mensch nach seiner Kleidung.

Wer viel schießt, ist noch kein Schütze,
Wer viel spricht, ist noch kein Redner.

Das Entfernte kann man hören, das Nahliegende kann man sehen.

Die Wurzel des Baumes durchdringt die Erde,
Die Wurzel des Menschen durchdringt das Volk.

Die Hand des Menschen ist dienstbar, die Hand Gottes ist mächtig.

Wer Geschenke gegeben, sucht's wieder einzubringen.

Ein Mädchen, das eine schlechte Mutter hat, nimm nicht, in ein Haus, das eine schlechte Thür hat, tritt nicht ein.

Wer wirklich stirbt, den rettet kein Schaman (Geistlicher).
Wer Hungers stirbt, den rettet kein Reicher.

Der knirrende, knarrende Packsattel giebt dem Ohr des Pferdes keine Ruh.

Der ganz Dumme lobt sein Weib,
Der ganz Kluge lobt seinen Hund.

Wer den Durchfall hat, dem folgt der Hund,
Dem Spaßvogel folgen die Leute.

Der Milch-Kessel kocht über,
Dem Sinnlosen geht der Mund über.

Ohne Sand giebt's keinen Fluß,
Ohne Gott giebt's kein Volk,
Ohne Kragen ist kein Pelz,
Ohne Gesetz ist kein Volk.

Wer einen Großen ehrt, bleibt nicht liegen,
Wer einen Vornehmen ehrt, verdirbt nicht.

Erhebe dich nicht über einen Großen,
Sei gehorsam dem Vornehmen.

Wer die Großen ehrt, hat ein langes Leben.

Den Verläumder frißt der Stock.

Der Verläumder wird vernichtet,
Er verkauft seine Seele;
Der Lügner geht unter,
Er fällt in Dunkelheit.

Iß Brod und Salz!
Führe unschuldige Reden.

Wer zwei Köpfe vereint hat, wird Trost von Gott genannt,
Wer zwei Köpfe veruneinigt hat, wird Strafe von Gott genannt.

Der Neidische hat kein Hemd.

Wenn etwas da ist, greif zu wie ein Wolf,
Wenn nichts da ist, werde trocken wie eine Sehne.

Was ich verdient, ist für Vater und Mutter,
Was ich gelernt, ist für mich selbst.

Von zwei Menschen ist einer höher,
Wenn nur ein Mensch da ist, ist seine Mütze höher.

Was forderst du von einem Lande Mist, wo kein Vieh ist.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

pag. 60 sq. die جوافي als Heilmittel.






DS
48
V195
1876
LANE
HIST

